

**Deutscher  
Reporterpreis  
2013**

**Die 15 nominierten Texte in  
der Kategorie  
„Beste Reportage“**

	Seite
01) Brost, Marc; Schieritz, Mark und Uchatius, Wolfgang, Verrechnet (0398)	03
02) Canonica, Finn und Schmid, Birgit, Und dann kam Lindsey (0806)	18
03) Faller, Heike, Der Getriebene (0825)	37
04) Friedrichs, Julia, Die geteilte Straße (0029)	51
05) Geiger, Raphael, Da drüben, unter dem Wrack, liegt seine Frau (0933)	67
06) Kaiser, Mario, Der lange Abschied (0623)	74
07) Koch, Erwin, Eigentlich eine Liebesgeschichte (0384)	96
08) Kruse, Kuno, Schiffbruch (0223)	112
09) Martens, Michael, Müll (0920)	132
10) Mattioli, Sandro, Mafioso außer Dienst (0110)	140
11) Neufeld, Dialika, Ein Mensch, ein Wunder (0749)	154
12) Obert, Michael, Im Reich des Todes (0621)	164
13) Relotius, Claas, Der Mörder als Pfleger (0869)	180
14) Willeke, Stefan, Verdammt, wo bin ich? (0752)	192
15) Würger, Takis, Angst (0529)	202

## Verrechnet

*Es war eine jahrelange ökonomische Gewissheit: Bei mehr als 90 Prozent Staatsverschuldung rutschen Länder in die Armut ab. Das sagte ein berühmter Wissenschaftler, daran hielten sich Politiker in der Euro-Krise. Bis ein Student zu zweifeln begann. Rekonstruktion eines Rechenfehlers*

Von Marc Brost, Mark Schieritz und Wolfgang Uchatius, Die Zeit, 27.06.2013

Als noch kein Journalist ihn befragt, kein Kameramann ihn gefilmt, kein Fernsehmoderator ihn zum Gespräch gebeten hat, als die Welt ihn noch nicht kennt, steht Thomas Herndon in einem Aufzug und bewegt sich auf eine Rechenaufgabe zu. Es ist der 5. September 2012, kurz vor halb zehn morgens. Herndon studiert Volkswirtschaftslehre an einer unbedeutenden Universität in der Kleinstadt Amherst im amerikanischen Bundesstaat Massachusetts. An diesem Tag soll er das Thema für eine Hausarbeit bekommen.

Im neunten Stock des Fakultätsgebäudes steigt Herndon aus. Er betritt den Seminarraum und setzt sich ans Fenster, wie meistens. Herndon, ein pausbäckiger 27-Jähriger mit schwerer Brille, ist im staubigen Texas aufgewachsen, das satte Grün im Nordosten der USA fasziniert ihn noch immer.

Der Professor verteilt die Aufgaben. Die Studenten sollen wirtschaftswissenschaftliche Studien nachrechnen. Sie sollen begreifen, wie Ökonomen zu ihren Ergebnissen kommen. Sie haben mehrere Monate Zeit.

Es ist nicht geplant, dass neben dem Professor und den Studenten jemand diese Seminararbeiten lesen wird.

Der Professor stellt eine Studie vor, von der er sagt, sie gefalle ihm besonders gut, weil sie eine durchschlagende politische Wirkung erzielt habe. Mit wissenschaftlichen Mitteln hätten die Autoren es geschafft, eine großartige Geschichte zu erzählen. Die Geschichte von der Staatsverschuldung. Herndon meldet sich als Erster.

So erinnern sich der Student und der Professor, heute, im Sommer 2013.

Jener Septembertag ist der Anfang eines unglaublichen Schauspiels um die Wirkung einer einzigen Zahl. Ein unbekannter Student tritt auf und ein berühmter Ökonom. Der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble wird eine Rolle spielen, das Computerprogramm Excel und ein griechischer Krankenpfleger namens Augustinos Mouzakitis. Als bewegliche Kulisse zieht die Euro-Krise im Hintergrund vorbei, und am Ende des Stücks wird die Wirtschaftspolitik eines ganzen Kontinents als großer Irrtum erscheinen.

Am frühen Nachmittag des 4. Januar 2010, mehr als zweieinhalb Jahre bevor Thomas Herndon das Thema seiner Hausarbeit erhält, betritt Kenneth Rogoff den Marquis Ballroom im Marriott Hotel von Atlanta. Zu diesem Zeitpunkt stehen in den Zeitungen Artikel über Griechenland schon nicht mehr im Reiseteil, sondern auf den Wirtschaftsseiten. Sorge um Griechenland, Hellenische Last, Der griechische Patient lauten die Überschriften, aber noch hat die europäische Politik nicht reagiert, noch sind keine Rettungspakete geschnürt, keine Schutzschirme aufgespannt, das Wort Euro-Krise ist noch nicht erfunden.

Rogoff ist damals 56 Jahre alt, ein hagerer Mann mit schmalem Haarkranz, der aussieht, als habe er zu wenig Sonne abbekommen. Als 16-Jähriger verließ er Ende der sechziger Jahre die Highschool, um professioneller Schachspieler zu werden. Er verdiente Geld, indem er vor Zuschauern gegen fünfzig Gegner gleichzeitig spielte. Er lebte monatelang im damaligen Jugoslawien, um mit den besten Spielern der Welt zu trainieren. Als er gegen den nur zwei Jahre älteren Russen Anatoli Karpow, den späteren Weltmeister, verlor, gestand er sich ein, dass er es nie zur Nummer eins bringen würde. Er gab das Schachspielen auf und studierte Ökonomie.

An diesem Januartag 2010 findet in dem Hotel in Atlanta eine wirtschaftswissenschaftliche Tagung statt. Rogoff ist zu diesem Zeitpunkt bereits einer der bekanntesten Ökonomen der Welt. Er war Chefvolkswirt des Internationalen Währungsfonds (IWF), jetzt ist er Professor an der Harvard University. Gerade hat er ein Buch über die Geschichte der Finanzkrisen veröffentlicht (Dieses Mal ist alles anders), das sich hervorragend verkauft. Viel weiter kann man es als Wirtschaftswissenschaftler nicht bringen. Jetzt will Rogoff seine neueste Arbeit vorstellen.

Es ist jene Studie, die sich Thomas Herndon 32 Monate später für seine Semesterarbeit aussuchen wird. Sie heißt Growth in a Time of Debt - "Wachstum in einer Zeit der Verschuldung". In dieser Untersuchung versucht Rogoff gemeinsam mit seiner Kollegin Carmen Reinhart jene Frage zu beantworten, die sich in den kommenden Monaten der Euro-Krise jeden Tag aufs Neue stellen wird: Sind Staatsschulden gefährlich?

Ökonomische Laien mag es verwundern, dass dieses Thema der wissenschaftlichen Analyse bedarf. Ist es nicht offensichtlich, dass ein Staat verarmt, wenn er dauerhaft mehr Geld ausgibt, als er einnimmt? Was gibt es da zu forschen?

Ein hoch verschuldeter Staat muss so schnell wie möglich seine Ausgaben kürzen. Er muss Sozialleistungen streichen, Behörden schließen, dann kann er seine Schulden zurückzahlen. Auch unter Wirtschaftswissenschaftlern ist dies eine verbreitete Meinung.

Aber es existiert auch eine gegenteilige Sicht. Es gibt nicht wenige Ökonomen, die sagen, dass man einen verschuldeten Staat anders betrachten muss als eine verschuldete Privatperson. Steckt ein Privatmann in den roten Zahlen, hilft es ihm, auf Kinobesuche und Urlaubsreisen zu verzichten. Sparen rettet ihn. Kürzt aber ein Staat seinen Angestellten die Gehälter, haben also Lehrer, Feuerwehrleute und Ärzte weniger Geld zur Verfügung, besteht die Gefahr, dass bald auch in Supermärkten und Kaufhäusern die Umsätze sinken. Dann gehen Unternehmen pleite, die Arbeitslosigkeit steigt. Am Ende bricht die Wirtschaft zusammen.

Schulden seien brandgefährlich, ein verschuldeter Staat müsse radikal sparen, sagen die einen.

Radikales Sparen mache alles nur schlimmer, sagen die anderen. Es genüge, die Schulden langsam und behutsam abzubauen.

Als Kenneth Rogoff und Carmen Reinhart in Atlanta ihre neue Studie vorstellen, ist dies der Endpunkt einer langen Forschungsarbeit. Sieben Jahre lang haben sie Bibliotheken durchsucht und in Archiven gewühlt. Obwohl kaum ein wirtschaftspolitisches Problem weltweit eine solch bedeutende Rolle spielt wie die Staatsverschuldung, gibt es kaum öffentlich zugängliche historische Daten dazu.

Wie Archäologen tragen Reinhart und Rogoff ihre Fundstücke zusammen. Sie entdecken unerforschte Archive des Völkerbundes in Genf, finden Zahlen über die Verbindlichkeiten des österreichischen Kaisers Franz Joseph I., stoßen auf Informationen über den Silbergehalt des russischen Rubels im späten 18. Jahrhundert, erhalten geheimes Material aus der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich in Basel.

Jede Zahl tippen Reinhart und Rogoff eigenhändig in ihre Computer ein. Sie verzichten auf die Hilfe von Assistenten, sie wollen sich auf sich selbst verlassen. So legen sie eine riesige Datenbank an. 66 Länder, fünf Kontinente, 800 Jahre. Wieder und wieder jagen sie die Werte durch ihre Rechenprogramme, sie suchen nach dem großen Zusammenhang, dem Muster in den Zahlenkolonnen.

Schließlich finden sie es. Staatsschulden sind verkraftbar, lautet das Ergebnis ihrer Studie, aber nur bis zu einem neuralgischen Punkt. "Das ist wie beim Bergaufstieg in große Höhen. Erst gibt es lange keine Probleme, dann kommt abrupt die Atemnot", wird Rogoff wenig später in einem Interview sagen.

Sobald die Staatsschulden einen Wert von mehr als 90 Prozent des Bruttoinlandsprodukts, also der jährlichen Wirtschaftsleistung dieses Landes, erreichen, beginnt die Höhenkrankheit. Das ist das Ergebnis der Berechnungen von Reinhart und Rogoff. Von da an wächst die Wirtschaft nicht mehr, sie schrumpft schlagartig, das Land verarmt.

Anfang 2010, als die beiden Ökonomen ihre Studie vorstellen, liegen die Staatsschulden Griechenlands bei 120 Prozent. Demnach muss das Land dringend anfangen zu sparen. Die Griechen brauchen Sauerstoff, sie müssen runter ins Tal, so schnell wie möglich.

Just zu dem Zeitpunkt, als Europa anfängt, sich wegen seiner Schulden zu sorgen, ist da diese Zahl: 90 Prozent. Jetzt ist sie in der Welt. Ein Ökonom, der damals im Marriott Hotel dabei war, erinnert sich, dass es im Anschluss an Rogoffs Präsentation ein paar Fragen gab, Anregungen, Gemurmel. Dann begann der nächste Vortrag.

Noch existiert die Zahl nur in der Welt der Wissenschaft, sie wird in einem Fachjournal veröffentlicht und tritt ihren Weg in die Hörsäle und Seminarräume an. Noch ist es gut möglich, dass sie für immer dort bleibt. Jedes Jahr gibt es auf der Welt Hunderte

ökonomischer Fachtagungen, Tausende Studien werden vorgestellt, Zehntausende Zahlen. Kaum eine schafft es, den akademischen Kosmos zu verlassen.

Mitte Oktober 2012. Thomas Herndon sitzt auf der tiefen Ledercouch in seinem Wohnzimmer, den Laptop auf den Knien. In der Ecke stehen seine Gitarren. Herndon liebt Musik, früher hat er in mehreren Bands gespielt.

Herndon lebt mit seiner Freundin und einem weiteren Mitbewohner in einem grauen Holzhaus aus den dreißiger Jahren. Die drei haben einen kleinen Hinterhof. Im Frühjahr wollen sie die Erde umgraben und Gemüse säen.

Herndon hat viel zu tun in diesem Semester. Er liest Bücher über die Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre und Aufsätze über die Europäische Währungsunion. Jetzt tippt er auf seinem Laptop herum. Er klickt die Internetseite an, auf der Reinhart und Rogoff ihren riesigen Datensatz veröffentlicht haben, die Grundlage ihrer Studie. Herndon lädt sich die Zahlen herunter.

Am Kopfende eines Festsaals in Europas größtem Bürogebäude, dem Bundesfinanzministerium (BMF) in Berlin, setzt Kenneth Rogoff einen schwarzen Kopfhörer auf, um zu verstehen, was der freundlich lächelnde Mann neben ihm sagt. Breite Säulen rahmen den Raum ein, 250 Menschen sitzen vor ihm, Bankmanager, Bundestagsabgeordnete, Ministerialbeamte, Journalisten.

Der Mann neben Rogoff ist Wolfgang Schäubles Staatssekretär Steffen Kampeter. Er hat Rogoff eingeladen. Kampeter stellt seinen Gast vor, der Simultandolmetscher übersetzt, dann beginnt Rogoff seinen Vortrag, Titel der Veranstaltung: "BMF im Dialog".

Es ist der 2. März 2011, die Euro-Krise ist jetzt Thema in fast jeder Nachrichtensendung, Berichte über Griechenland stehen auf den Titelseiten der Zeitungen.

Lange war nicht klar, wer schuld ist an dieser Krise. Die Spekulanten? Die Banken? Die verschwenderische Regierung in Athen? Es gab verschiedene Interpretationen, es galt, sich an neue Begriffe zu gewöhnen. Europäische Finanzstabilisierungsfazilität, kurz EFSF, Europäischer Stabilitätsmechanismus, kurz ESM. Die Krise war so komplex, dass der Einzelne sie kaum begriff. Umso größer der Wunsch nach Politikern, die das alles verstehen.

Die Bundesregierung war von Anfang an der Überzeugung, nur eisernes Sparen könne die Krise beenden. Im Frühsommer 2010 hat sie in Europa ein erstes hartes Sparprogramm für Griechenland durchgesetzt. Die Auseinandersetzung über den richtigen Weg aber ist dadurch nicht beendet. Fast täglich melden sich jetzt Befürworter und Gegner der Kürzungen zu Wort. Ihr Streit begleitet jedes Gipfeltreffen, jede Krisensitzung.

Äußerlich bleiben die Regierenden gelassen. Schäuble gibt sich so zuversichtlich, als gehe es bloß um ein neues Abfallwirtschaftsgesetz. Was bleibt ihm auch übrig? Er muss Entscheidungen treffen, er muss sie begründen.

Der Ökonom füllt Säle, die Politik ist dankbar für seine Zahl

Jetzt steht da jemand in seinem Ministerium, der eine gute Begründung für die Sparpolitik gefunden hat. Er hat eine Zahl: 90 Prozent.

Rogoff lässt in seinem Vortrag Kurven und Ziffern an der Wand aufleuchten, er erzählt von Finanzkrisen der Vergangenheit, analysiert die Währungssysteme der Gegenwart. Am nächsten Tag schreibt der Berliner Tagesspiegel, Rogoff habe mit "der charmanten Souveränität eines amerikanischen Professors" gesprochen.

Im Nachhinein fällt auf, dass Rogoff in seinem Vortrag im Ministerium nicht näher auf seine Studie eingeht. Auch das Wort Höhenkrankheit fällt nicht. Einer von Schäubles engsten Mitarbeitern wird später sagen, die Fachleute im Ministerium seien trotzdem wie elektrisiert gewesen von Rogoffs Fachkenntnis. Und die Studie steht ja im Internet, man muss sie nur herunterladen.

In Massachusetts hat Thomas Herndon jetzt alle Daten von Reinhart und Rogoff auf seinem Computer. Es wird ihn ein paar Stunden kosten, sie nachzurechnen, vielleicht Tage, dann wird auch er die 90-Prozent-Schwelle ermittelt haben. So denkt er sich das.

Herndon aber schafft es nicht, die einzelnen Werte zueinander in Bezug zu setzen, die Verschuldungsdaten, die Wachstumsziffern. Wie er sie auch gewichtet, wie er die mathematischen Gleichungen auch zusammenfügt, er kommt nicht auf diese eine Zahl. Das Jahr 2012 geht zu Ende, und Herndon hat die 90 Prozent noch immer nicht gefunden.

Als Wolfgang Schäuble in Berlin ans Pult des Bundestags rollt, hat er die gelbe Mappe mit seinem Redemanuskript rechts zwischen sich und die Lehne des Rollstuhls geklemmt.

Es ist der 6. September 2011, ein Dienstag. Schäuble will vor den Abgeordneten erneut für seinen Sparkurs werben.

Seit er Finanzminister ist, hat Schäuble sich abgewöhnt, frei zu sprechen. Er hält sich jetzt immer genau an den Text, den ihm seine Mitarbeiter aufgeschrieben haben. Seine Worte werden in der ganzen Welt gehört. Zu groß ist die Gefahr, mit einem falschen Halbsatz die Finanzmärkte zu verstören.

Schäuble legt die Mappe vor sich auf das Rednerpult und schlägt sie auf. Er spricht über die hohen Staatsschulden in mehreren Euro-Ländern. Er sagt, Deutschland sei wegen seiner Forderung nach einem harten Sparkurs im Süden Europas erheblicher Kritik ausgesetzt.

Nach knapp elf Minuten kommt Schäuble zur entscheidenden Stelle seiner Rede. Er liefert die Untermauerung für seine Politik. Er sagt: "Man muss daran erinnern, dass die US-Ökonomen Reinhart und Rogoff vor Kurzem in einer viel beachteten Studie dargelegt haben, dass das Wirtschaftswachstum ab einem bestimmten Verschuldungsgrad durch öffentliche Verschuldung gedämpft wird." Da sind sie, die 90 Prozent.

Schäuble sagt, es gehe jetzt darum, hart zu sparen. "Das ist die richtige Politik."

Es ist der Augenblick, in dem die Zahl die Welt der Wissenschaft verlässt und die deutsche Politik erreicht. In den kommenden Monaten werden die 90 Prozent zum wiederkehrenden Element in Schäubles Reden und Stellungnahmen zur Euro-Krise. Rogoffs Zahl liefert die Begründung für die von der Bundesregierung vorangetriebenen Kürzungsprogramme in Südeuropa.

In Athen läuft Augustinos Mouzakis im hellblauen Kittel einen Krankenhausgang entlang. Er schiebt ein fahrbares Bett vor sich her, auf dem Bett liegt ein Mann, er hat sich das Bein gebrochen, Mouzakis bringt ihn in die Chirurgie. Der nächste Patient hat vielleicht nur eine Platzwunde, oder aber einen Hirnschlag, dann geht es um sein Leben, und Mouzakis wird rennen, so schnell er kann.

Augustinos Mouzakis arbeitet als Hilfskrankenpfleger im Evangelismos-Krankenhaus, 1884 gegründet, elf Stockwerke hoch, fast 1000 Betten, die größte Klinik in Athen. Ein Krankenhaus wie eine Festung.

Als Wolfgang Schäuble im September 2011 im Bundestag spricht, ist Mouzakitis 36 Jahre alt. Nach Schule und Wehrdienst hat er sich mit Gelegenheitsjobs in Fabriken und auf dem Bau durchgeschlagen, dann, im Jahr 2000, bekam er die Stelle in der Klinik, ihm war, als habe es das Schicksal gut mit ihm gemeint. Mouzakitis hebt Kranke von Tragen auf Betten, von Betten in Rollstühle, 40 Stunden in der Woche, im Dreischichtbetrieb, morgens, abends, nachts. 1300 Euro im Monat bekommt er dafür, oder genauer, so viel bekam er früher, bevor das erste Sparprogramm in Kraft trat.

Mouzakitis ist Angestellter des griechischen Staates. Der Staat muss sparen, also hat er den Krankenpflegern das Gehalt gekürzt, auch allen Lehrern, Feuerwehrleuten, Polizisten.

Im September 2011 verdient Mouzakitis nur noch knapp über 1000 Euro. Seine Frau hat gerade ihren Teilzeitjob in einem Supermarkt verloren. Die Umsätze sind stark gesunken, seit die Leute weniger Geld verdienen.

Reich war sie nie, die Familie Mouzakitis mit ihren beiden kleinen Kindern, jetzt muss sie sich noch mehr einschränken, aber bald wird seine Frau wieder Arbeit finden, hofft Augustinos Mouzakitis, lange kann die Krise ja nicht mehr dauern.

Die Einkommenskürzungen würden die griechische Wirtschaft kurzfristig schwächen, prognostiziert der Internationale Währungsfonds, der die Sparmaßnahmen mit entworfen hat, im September 2011. Dann aber werde das Land eben dank dieser Sparmaßnahmen neue Kraft schöpfen.

Am 4. Februar 2013 öffnet Thomas Herndon sein E-Mail-Programm und tippt die Adressen von Carmen Reinhart und Kenneth Rogoff in die Empfängerzeile. Sein Professor versteht nicht, weshalb Herndon mit seiner Arbeit nicht weiterkommt. Die Studie von Reinhart und Rogoff sei methodisch wenig anspruchsvoll, die meisten anderen Studenten hätten weit kompliziertere Untersuchungen zu überprüfen. Herndon zweifelt an sich. Ist er zu dumm für diese Aufgabe?

Herndon schreibt an Rogoff und Reinhart: "Ich weiß, Sie haben viele Anfragen, aber ich schaffe es nicht, Ihre Ergebnisse nachzuvollziehen." Er bittet die beiden Professoren, ihm neben den Daten auch die Analysegleichungen zur Verfügung zu stellen, mit denen sie die Zahlen ihrer Studie zueinander in Bezug gesetzt haben. "Das wäre sehr hilfreich", schreibt Herndon. Dann schickt er die E-Mail ab.

Am 22. September 2011, knapp drei Wochen nach Schäubles Auftritt im Bundestag, ist Rogoff wieder in Deutschland, zum dritten und letzten Mal in dieser Geschichte sitzt er in einem Saal voller Menschen, diesmal in Frankfurt, in der Goethe-Universität.

Rogoff erhält eine vom Stiftungsfonds Deutsche Bank finanzierte Auszeichnung, den Deutsche Bank Prize in Financial Economics, der alle zwei Jahre an einen bedeutenden Wirtschaftswissenschaftler verliehen wird. In der Jury sitzen Professoren, Journalisten, Finanzökonomien. Josef Ackermann, damals noch Vorstandschef der Bank, hält die Laudatio. "Es gibt viele dornige Themen in der Finanzwelt, und Rogoff hat viele kleine Wahrheiten herausgefunden", sagt Ackermann vor mehreren Hundert Gästen.

Am nächsten Tag schreibt die Süddeutsche Zeitung: "Da schaute Rogoff kurz auf, der schmale Mann mit der dunkel gerahmten Brille, und schmunzelte das erste Mal. Es ist ja durchaus nicht leicht, die richtige Mimik zu finden, wenn andere einen vor großem Publikum über den grünen Klee loben."

Ackermann überreicht Rogoff eine aus dünnen Metallstreifen geflochtene, fußballgroße Kugel, die Trophäe. 50000 Euro Preisgeld werden folgen. Gemeinsam stellen sich Ackermann und Rogoff vor eine Leinwand in den Farben der Deutschen Bank. Lächeln. Blitzlicht. Ruhm.

"Der Preis ehrt einen international anerkannten Wissenschaftler[...], dessen Arbeit zu praxis- und politikrelevanten Ergebnissen geführt hat." So steht es in den Statuten des Preises.

Zu diesem Zeitpunkt erfüllt Rogoff dieses Kriterium wie kaum ein anderer Ökonom. Die 90 Prozent sind das vielleicht klarste, das härteste Argument in der Schuldendebatte. Eine wissenschaftlich ermittelte Zahl ist kein Glaubenssatz, keine Ideologie. Eine Zahl ist objektiv. Sie ist wie eine Wahrheit.

Der Aufsatz Growth in a Time of Debt avanciert zu einer der einflussreichsten wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsarbeiten der vergangenen Jahrzehnte. Nun, da die Zahl die wohltemperierte Welt der Wissenschaft verlassen hat, ist sie in die Hitze des politischen und medialen Betriebs geraten.

Zeitungen bezeichnen Reinhart und Rogoff als "Leuchttürme der Krisenanalyse", von der "kritischen Rogoff-Marke" ist die Rede, von Rogoff, dem "Krisenverstehrer", von der "Maginot-Linie" der 90 Prozent.

Alle leiten aus der Studie dasselbe ab: Sparen, sparen, sparen!

An dieser Stelle des Schauspiels wird es voll auf der Bühne. Bekannte Gesichter treten auf. Peer Steinbrück, damals noch nicht SPD-Kanzlerkandidat, sondern scheinbar am Ende seiner Karriere, sagt in einem Zeitungsinterview: "Staatsschulden erdrosseln alles. Eine Untersuchung der US-Ökonomen Carmen Reinhart und Kenneth Rogoff zeigt, dass Staaten mit einer Verschuldungsquote von oberhalb 90 Prozent der jährlichen Wirtschaftsleistung ihr Wachstumspotenzial eher abwürgen."

Jean-Claude Trichet, damals Präsident der Europäischen Zentralbank (EZB), erläutert: "Es gibt Belege für einen negativen Zusammenhang zwischen Staatsverschuldung und Wirtschaftswachstum, vor allem bei einem sehr hohen Schuldenniveau."

Jens Weidmann, Präsident der Deutschen Bundesbank, stellt fest: "Eine Studie von Carmen Reinhart und Kenneth Rogoff besagt, dass ein Schuldenstand von mehr als 90 Prozent das Wirtschaftswachstum reduziert."

Timothy Geithner, damals Finanzminister der USA, ist der Meinung: "Eine exzellente Studie, die das Risiko eher noch unterschätzt."

George Osborne, britischer Finanzminister, ist sich sicher: "Die neueste Forschung besagt: Sobald die Schulden ein Niveau von etwa 90 Prozent des Bruttoinlandsprodukts erreichen, erhöht sich das Risiko eines stark negativen Einflusses auf das langfristige Wachstum deutlich."

Paul Ryan, damals Kandidat der US-Republikaner für das Amt des Vizepräsidenten, gibt bekannt: "Ökonomen, die die Staatsverschuldung untersucht haben, sagen uns, dass ein Anstieg der Verschuldung auf über 90 Prozent des Bruttoinlandsprodukts das Wachstum hemmt und das Risiko einer Wirtschaftskrise erhöht."

Die Investmentgesellschaft Pimco, der größte Anleihenhändler der Welt, entwickelt, basierend auf Reinharts und Rogoffs Analyse, den "Ring of Fire", eine Grafik, bei der Länder, deren Schulden sich der 90-Prozent-Marke nähern, von einem Feuerring

umschlossen werden. Zeitungen drucken das Diagramm, Internetseiten verbreiten es um die Welt.

Nur eines scheint gegen den Verbrennungstod zu helfen: sparen, so hart und schnell wie möglich.

Griechenland kürzt das Kindergeld.

Spanien schafft ein Viertel der Krankenhausbetten ab, Notaufnahmen werden geschlossen.

Irland senkt den Mindestlohn und streicht jede zehnte Stelle im Staatsdienst, insgesamt 25000 Jobs.

Portugal senkt die Bildungsausgaben auf das Niveau des Jahres 2001.

Einer der mächtigsten Akteure in der Euro-Krise ist der Rat der EU-Wirtschafts- und Finanzminister, der Ecofin-Rat. Jedes Sparprogramm wird hier beschlossen. Am 13. Februar 2013 schickt der EU-Währungskommissar Olli Rehn den Ecofin-Ministern einen vier Seiten langen vertraulichen Brief, Kopien gehen an EZB-Präsident Mario Draghi und IWF-Direktorin Christine Lagarde. Der Brief liegt der ZEIT vor. Rehn, der von sich selbst sagt, Ökonomie sei nicht nur sein Job, sondern auch sein Hobby, setzt sich darin dafür ein, den harten Sparkurs beizubehalten, er schreibt: "Es beruht auf seriösen wissenschaftlichen Erkenntnissen, dass, wenn die Staatsverschuldung auf über 90 Prozent steigt, dies einen negativen Einfluss auf die wirtschaftliche Entwicklung hat."

Am Nachmittag des 4. April 2013 sitzt Thomas Herndon wieder auf seinem Ledersofa, wieder mit dem Laptop auf dem Schoß. Reinhart und Rogoff haben auf seine erste E-Mail nicht geantwortet. Er hat ihnen zwei weitere E-Mails geschickt.

Um 17.43 Uhr blinkt in Herndons Posteingang ein Name auf. Carmen Reinhart. "Lieber Thomas", schreibt sie, "im Anhang die Tabelle mit den Daten." Es handle sich um einen "SEHR einfachen" Rechengang. Sie habe nicht früher geantwortet, sorry, aber sie habe mit ihren eigenen Studenten schon genug zu tun.

Der Student stellt fest: Der Professor beherrscht Excel nicht

Herndon klickt auf den Anhang. Langsam baut sich das Tabellenkalkulationsprogramm Excel auf. Zeilen und Spalten voller Zahlen in

verschiedenen Farben. Das Programm ist seit bald 25 Jahren auf dem Markt, es wurde immer wieder weiterentwickelt und verbessert. Mit wenigen Mausklicks lassen sich lange Zahlenreihen addieren, multiplizieren, zu komplizierten Gleichungen zusammenfügen. Es geht ganz schnell und sieht so einfach aus.

Herndon braucht ein paar Minuten, um sich zu orientieren. Reinhart und Rogoff haben die von ihnen analysierten Länder nach der Höhe ihrer Verschuldung gruppiert und dann jeweils die durchschnittliche Wachstumsrate ausgerechnet. Deutschland steht in Zeile 42 der Excel-Tabelle, Japan in Zeile 38. Herndon prüft die Zahlen. Gleich wird er feststellen, warum er nicht auf die 90 Prozent kam. Gleich wird er seinen Fehler finden.

Er findet ihn nicht. Aber etwas anderes kommt ihm merkwürdig vor. Die Daten für Australien, Belgien und Dänemark sind in Reinharts und Rogoffs Berechnung nicht enthalten, auch Kanada und Österreich fehlen. Es sieht aus, als ob... ja, tatsächlich, Reinhart und Rogoff haben wohl nicht alle Staaten angeklickt, bevor sie ihren Computer rechnen ließen. Ihre Analysegleichung berücksichtigt zwar die Zeilen 30 bis 44 der Excel-Tabelle, lässt aber die Zeilen 45 bis 49 aus.

Herndon findet eine weitere Ungenauigkeit. Bei den Daten für Neuseeland sind ausgerechnet jene Jahre nicht berücksichtigt, in denen die Wirtschaft des Landes trotz sehr hoher Schulden stark gewachsen ist. Das verfälscht den Durchschnittswert.

Herndon holt seine Freundin. Sie studiert Soziologie. Von Wirtschaft hat sie wenig Ahnung, aber mit dem Computerprogramm Excel kennt sie sich aus. Sie schaut sich die Tabellen an, vergleicht die Daten. Auch sie sieht die Fehler.

"Auf die Seite, auf die Seite, ich habe einen Notfall, auf die Seite!" Augustinos Mouzakitis rennt durch den Krankenhausflur, vor ihm im Bett liegt ein röchelnder Mann, Herzinfarkt, er droht zu sterben, aber Mouzakitis hat keinen Platz, dauernd muss er ausweichen, die Gänge sind voll, Betten stehen herum, leere, kaputte Betten, die niemand repariert, Betten mit Patienten, für die kein Zimmer da ist. Jeden Monat wird das Krankenhaus voller. Denn viele kleinere Kliniken in Athen wurden geschlossen. Mouzakitis kann den Fortgang der Wirtschaftskrise am Gedränge auf den Gängen ablesen.

Fast zwei Jahre sind vergangen seit Schäubles Rede im Bundestag, in Griechenland läuft das sechste Sparprogramm, oder ist es das siebte, das achte? Mouzakitis hat aufgehört

mitzuzählen. Seine Frau hat noch immer keinen neuen Job. Arbeitslosengeld erhält sie schon lange nicht mehr, eine Grundsicherung wie in Deutschland die Sozialhilfe gibt es in Griechenland nicht.

Mouzakitis verdient nur noch 880 Euro im Monat, davon muss die Familie nun leben. Bei seinem Schwager hat er sich 400 Euro geliehen, seine Kreditkarte ist mit 1000 Euro belastet, jeden Monat fallen Zinsen an. Weil Griechenland spart, hat Mouzakitis jetzt Schulden.

Thomas Herndon spricht mit seinem Professor. Reinhart und Rogoff hätten sich verrechnet, sagt er, die Studie sei falsch. Der Professor hört ihm zu, runzelt die Stirn. Es ist nicht das erste Mal, dass ein Student glaubt, er habe eine Koryphäe widerlegt. Rechnen Sie noch mal, sagt der Professor.

Herndon geht erneut die Tabellen durch, es bleibt, wie es ist. Vergessene Zahlen, Klickfehler. Später wird eine Zeitung schreiben, das Computerprogramm Excel verleite geradezu zu solchen Schludrigkeiten. Weil alles so einfach aussehe, sei die Verlockung groß, auf eine strenge Kontrolle zu verzichten.

Schon vor dem Fall Reinhart und Rogoff mussten mehrere Finanzunternehmen ihre Bilanzen wegen Excel-Fehlern korrigieren. Bei einem Investmentfonds vergaß ein Rechnungsprüfer ein Minuszeichen, als er Daten von einem Excel-Rechenblatt auf das andere übertrug - schon war der Wert um Milliarden Dollar gewachsen.

Am 17. April 2013 erscheint in der Financial Times ein Artikel, geschrieben von Thomas Herndons Professor und einem weiteren Ökonomen der Universität. Sie listen Rogoffs und Reinharts Fehler auf. Dann erläutern sie, was passiert, wenn man die Versäumnisse korrigiert: Die Zahl 90 verschwindet. Es gibt keine 90-Prozent-Schwelle mehr. Zwar ist in Ländern mit sehr hohen Staatsschulden das Wirtschaftswachstum tatsächlich etwas niedriger, aber der Unterschied ist zu gering, um eine eindeutige Aussage abzuleiten, außer dieser: Staatsschulden sind manchmal gefährlich und manchmal nicht. Bevor man ein Land zu massiven Sparmaßnahmen zwingt, sollte man lieber etwas genauer hinschauen.

Scharfe Kritik an der berühmten Rogoff-Studie, Wirtschaftspolitik mit Rechenfehler - so lauten jetzt die Überschriften der Zeitungen. Ein Wort für die Affäre um Reinhart und

Rogoff ist schnell gefunden: Excelgate, in Anlehnung an den Watergate-Skandal der siebziger Jahre.

Thomas Herndon tritt in Radiosendungen und Fernsehshows auf, BBC und CNN berichten. Nur Rogoff schweigt. Journalisten rufen ihn an, auch die ZEIT versucht, ihn zum Gespräch zu bewegen, Rogoff antwortet nicht, niemandem, wochenlang, monatelang. Seine Kollegen in Harvard sagen, es gehe ihm nicht gut. Er bekomme Hassmails aus aller Welt, die Leute werfen ihm vor, er sei schuld an Arbeitslosigkeit und Armut.

Am 20. Mai 2013, fünf Wochen nach dem Bekanntwerden von Excelgate, veröffentlicht der Internationale Währungsfonds einen Bericht zur Lage in Griechenland. Mehrere Tage lang waren die IWF-Experten durch das Land gereist.

Der Text liest sich wie ein Schuldeingeständnis. Man habe die Wirkung der Sparmaßnahmen falsch eingeschätzt, steht da. Die griechische Wirtschaft erlebe eine "viel tiefere Rezession als erwartet", mit "außergewöhnlich hoher Arbeitslosigkeit".

Von neuer Stärke ist in Griechenland nichts zu bemerken. Das Land hat fast ein Viertel seiner Wirtschaftskraft verloren. Der IWF räumt ein, künftig müsse man mehr Rücksicht auf die individuelle Situation eines Landes nehmen.

Rogoff schweigt noch immer.

Der Weg zu seinem Büro führt an der Statue von John Harvard vorbei, dem Mäzen einer Schule, aus der später die berühmte Universität hervorging. Am Sockel der Statue prangt das Wappen, das überall in den Fakultäten und Instituten hängt: drei offene Bücher, auf jedem eine Silbe des lateinischen Wortes veritas. Wahrheit.

Auf einem dunkelbraunen Plastikschild neben einer abgewetzten Holztür steht "Kenneth Rogoff". Es ist ein Tag in der vergangenen Woche. Die Tür ist verschlossen, seine Assistentin im Büro nebenan sagt, Rogoff sei nicht da. Man solle ihm doch noch einmal eine E-Mail schreiben.

Also ein letzter Versuch: Man stehe auf dem Campus der Uni, ob er nicht doch reden wolle. Nach wenigen Minuten leuchtet Rogoffs Antwort im Posteingang auf. Eine Telefonnummer, ein Satz: "Rufen Sie mich an."

Es wird ein langes Telefonat, das erste Gespräch, das er mit einem Journalisten nach Bekanntwerden seines Fehlers führt.

Rogoff redet schnell, er ist aufgeregt, manchmal schreit er fast. Harte Wörter fallen. Er fühlt sich missverstanden.

Paul Ryan, der Republikaner? "Ich habe ihn nie unterstützt."

Der Sparkurs, für den er jetzt verantwortlich gemacht wird? "Wir haben ganz andere Positionen vertreten."

Rogoff verweist auf ein Interview mit der BBC, in dem er schon 2011 gesagt habe, dass die Sparpolitik in Südeuropa nicht durchzuhalten sei. Er erwähnt einen zweiten Aufsatz, den er und Reinhart im Jahr 2012 veröffentlicht hätten, darin hätten sie ihre Resultate erweitert - und eingeräumt, dass es keine 90-Prozent-Schwelle gebe, dass alles komplizierter sei. Schließlich sei es selbstverständlich, dass Wissenschaftler ihre Ergebnisse korrigieren, wenn sie neue Erkenntnisse haben.

Tatsächlich, man kann sie nachlesen, diese zweite Studie. Sie ist in einem Fachjournal erschienen, genau wie die erste, sie steht im Internet. Aber anders als die erste Studie hat sie die akademische Welt nie verlassen. Sie ist bei Rogoff geblieben, während die 90 hinausflog zu den Krisengipfeln und Parlamentsdebatten. Vielleicht liegt Rogoffs eigentlicher Fehler darin, dass er nicht versucht hat, die Zahl wieder einzufangen. Aus Scham. Oder aus Angst, seinen Ruf zu verlieren, den er am Ende doch nicht schützen konnte.

Es war, als ob die 90 Prozent eine Sehnsucht stillten. Die Sehnsucht nach einer Welt, in der es keinen Richtungsstreit, kein rechts oder links mehr gibt, sondern nur noch richtig und falsch, in der Politiker zu Ärzten werden, die, weltanschaulich neutral, ihre Therapien allein danach aussuchen, was hilft. Ärzte, die das höhenkranke Europa heilen.

Die Zahl ist weg. Die Krise ist noch da. Dafür hat Thomas Herndon, der Student, der nur eine Seminararbeit schreiben wollte, jetzt einen Wikipedia-Eintrag, in Amerika kommt er bei Google auf elf Millionen Treffer, fünfmal so viele wie sein Professor.

## Und dann kam Lindsey

*Eine von 1.3 Milliarden: Was es heisst, eine junge Frau im modernen China zu sein*

Von Finn Canonica und Birgit Schmid, Das Magazin, 24.08.2013,

Vergangenen Sommer reisten wir auf der Suche nach einer Frau nach China. Die Chinesin, die wir zu finden hofften, sollte klug sein, offenherzig und bereit, mit uns für eine Weile ihr Leben zu teilen. Und sie sollte in einer Stadt leben, jetzt, da Millionen von glücksuchenden Chinesen in die grossen Städte fliehen. Unsere Traumfrau müsste eine nette Familie haben und einen interessanten Beruf. Wir stellten uns vor, wie wir mit unserer Künftigen tiefschürfende Gespräche führen würden, in denen sie uns ihr Land erklärt. Oder wie wir mit ihr von der Bar des Emperor Hotels aus den Sonnenuntergang über der Verbotenen Stadt bewundern. Idealerweise würden wir sie auch am Arbeitsplatz besuchen. Wir dachten lange nach, ob man mit einer jungen Chinesin eher über die Kommunistische Partei reden könnte oder darüber, wie das so ist bei ihnen mit dem Sex. Kurz: Wir wollten «ihr» China sehen und auf all das verzichten, was man sonst «journalistische Aktualität» nennt.

Wochen vor unserer Abreise hatte sich ein Problem gestellt: Wie überhaupt diesen einen Menschen aus 1,3 Milliarden auswählen?

Mit der Entscheidung für eine Frau halbierten wir unser Problem. Frauen, dachten wir, haben in der Regel weniger Mühe, Persönliches mitzuteilen. «Jemand vor Ort, ein Vermittler, muss eine Auswahl der Kandidatinnen treffen», riet ein chinaerfahrener Kollege. Wir posteten die Personalanzeige auf einem chinesischen Stellenportal in englischer Sprache. Dreissig Sekunden später trafen die ersten Bewerbungen ein. Die Vermittler hiessen Jason, Kim, Tiffany, Chloe, Liun, Steven oder Sandy.

Wir beauftragten eine gewisse Tina, für uns eine Frau mit dem passenden Profil zu suchen.

**Tempo, Preppy, Kanye West**

Mit einer Liste von Kandidatinnen machten wir uns an das Casting. Das Thermometer in Peking zeigte um acht Uhr früh bereits knapp dreissig Grad, die Feuchtigkeit bewirkte, dass man sich vorkam wie ein Schweinefleisch-Dumpling in einem gigantischen Garkessel. Unser Hotel im Stadtteil Sanlitun sah aus wie die Vielfliegermagazin-Fantasie eines buddhistischen Tempels und war umgeben von Glaskuben, die mit Bottega Veneta, Rolex, Moncler, Chloé oder Céline angeschrieben waren, dem Marken-Esperanto der Aufstrebenden weltweit. Hier eine Auswahl der Kandidatinnen:

Li Ping war die Erste. Wir trafen sie in den Hutongs, den Gassen des alten Peking, in einem Café, das sich ebenso gut in Berlin-Mitte circa 1993 hätte befinden können. Ping war wie ein scheues Reh und sprach kaum Englisch. Sie hatte zweifellos eine gewisse Ausstrahlung, die uns aber fremd blieb. Sie studiere Innendesign für Flugzeuge und träume von einer Stelle bei Air China, übersetzte Tina. Ihr Freund studiere ebenfalls Flugzeuginnendesign und sein Traum sei – wir ahnten es bereits – derselbe. Dann nippte Ping am Eistee, starrte die Tischdecke an, und Tina sagte, Ping habe eben wenig Erfahrung mit «western people».

Zang Yajun trafen wir in einem Starbucks nahe dem Tiananmen-Platz. Es war gerade Mittagspause, Yajun fuchtelte mit ihrem Thunfischsandwich herum und plapperte ununterbrochen. Sie trug ein schwarzes Kleid, „dass sie den Reissverschluss am Rücken nicht ganz hochziehen konnte, und sie besass zwei Telefone. Yajun hatte in Frankreich studiert, wo sie aber nicht bleiben wollte, «dort ist alles so langsam, und die Franzosen nichts machen aus ihrem Leben». Yajun sagte auch, sie wolle nie Kinder haben, und weitere Dinge, die so langweilig waren, dass wir sie nicht mal aufgeschrieben haben. Dann saugte sie die Thunfischreste von den Fingern und sagte, ihr Chef habe es nicht gern, wenn sie sich in ausländischen Medien exponiere. Wir bedankten uns für ihre Zeit.

Shi Xiaoxuan war in ausgefranste Jeansshorts gezwängt. Sie nannte sich , in China geben sich viele einen englischen Vornamen. Wir trafen sie in einem Frozen-Yogurt-Lokal, das wie eine Luxus Zahnklinik aussah. Wie viele der Frauen, die wir noch treffen sollten, redete Xiaoxuan gern und viel. Sie sagte, ihre Mutter überwache sie rigoros. Sie erzählte auch, sie sei extrem eifersüchtig, wenn ihre Mutter zu lange mit ihrer Cousine rede. Schliesslich sagte sie: «Mein Ziel ist es, abzunehmen, weniger zu reden und später eine eigene Talkshow im Fernsehen zu haben.»

Wir fanden das drei wunderbare Ideen und verabschiedeten uns von ihr.

Wan Yi, alias Yvonne, studierte Kunst und unterrichtete Kalligrafie. Sie sprach nur Chinesisch, sie war sanft und klug und lud uns in ihre kleine Wohnung ein, die sie mit ihrem Freund teilte, einem Künstler. Wan war eine wunderbare Frau, sie kam für unser Vorhaben allerdings nicht infrage, weil sie ein sehr zurückgezogenes Leben führte (aus ihrem Alltag erzählte sie dann doch im «Magazin» Nr. 33/12 in der Rubrik «Ein Tag im Leben».)

Und da war noch Suzzy Zhao. Suzzy hätte man rein optisch glatt für eine dieser bulimischen Hedgefonds-Manager-Ehefrauen halten können in ihrer rosa Bluse und den weissen Jeans, wenn sie nicht aus ihrem traurigen Leben in Peking erzählt hätte: von ihrem absurd überzogenen Arbeitspensum im Dienste eines Technologiekonzerns; von ihren Abenden, die sie einsam bei einem selbst zubereiteten, mit allerlei gesunden Körnern angereicherten Salat vor dem Computer verbrachte. Suzzy war die Freude über den Kontakt mit uns richtig anzumerken. Wir fühlten uns ein bisschen elend, als wir uns mit einem «good luck» verabschiedeten.

Es folgten weitere Gespräche mit Kandidatinnen, die alle für unser Vorhaben nicht geeignet waren. Gut möglich, dass es auch an uns lag. Wir sassen j den Frauen gegenüber und plagten sie wohl mit teils blöden Fragen, wie wir allerdings oft erst im Nachhinein merkten. Was bitte soll denn eine junge Chinesin antworten auf die Bemerkung einer westlichen Langnese, das vor uns liegende Jahrhundert gehöre wohl China?

Ratlos sassen wir nach drei Tagen in Peking im Bambusgarten vor unserem Hotel und schauten den Chinesen zu, die sich noch ehrlich freuten an den Luxuswaren, die sie in grossen Schachteln aus dem Chanel- oder Burberry-Laden schleppten. Der Stadtteil Sanlitun ist ein Bezirk, der offenbar nur dem Leeren der Kreditkarte dient.

Eine Bettlerin heftete sich laut schreiend an die Fersen der Luxusbeglückten, gab aber nach einer Weile auf. Wan Yi, die kluge Malerin, hatte uns gewarnt: Viele junge Chinesen, gerade in den Städten, wollten nicht mehr politische Rechte, sondern nur immer reicher werden, genau wie ihre westlichen Vorbilder. Halbwissen, mussten wir wieder einmal feststellen, ist manchmal schlimmer als völlige Unwissenheit. Es war unser zweitletzter Tag in China. Wir waren enttäuscht.

Und dann kam Lindsey.

Ma Lin, auf Englisch Lindsey, war anders. Sie wurde uns zufällig vorgestellt, sie war die Nichte einer Bekannten von Dolmetscherin Tina. Wir erkannten sie gleich, als sie festen Schrittes durch die Hotelhalle kam und alle Herumstehenden fragte, ob sie die Schweizer Journalisten seien, bis wir ihr zuwinkten.

Sie trug einen Oversized-Jupe, ein viel zu grosses, eierschalenfarbenedes T-Shirt, und sie hatte zwei Handtaschen gleichzeitig umgehängt. Lindsey ist lustig und intelligent, und sie hat ein kugelrundes Gesicht, wie man es aus Kinderzeichnungen kennt, mit einer Stupsnase und einem grossen Mund. Sie musste über sich selbst lachen, als sie erzählte, wie sie ihren Job als Consultant bei PricewaterhouseCoopers aufgegeben hatte und trotz Studium an einer guten Universität lieber etwas Handfestes machen wollte. «It's nice to hold something in your hands», sagte sie in ihrem ausgezeichneten Englisch. Jetzt arbeitet Lindsey in der Firma ihrer Tante, einem mittelgrossen Betrieb in Peking, wo Kaschmirwolle aus dem Norden des Landes zu Pullovern verarbeitet und nach Europa exportiert wird.

Bald redete auch sie von dem, was ihre Generation beschäftigt: das Tempo des Lebens in der Stadt, Shanghai versus Peking, Retro- oder Preppy-Style, Jay-Z und Kanye West. Es störte uns kein bisschen, dass Lindsey auf den ersten Blick ebenso gut Marie-Claire hätte heissen können und in Paris leben oder in Barcelona. Ihre Offenheit gefiel uns jedenfalls, und es klang beinahe rebellisch, als sie sagte, dass sie lieber allein bleibe, als einen Mann zu heiraten, den sie nicht liebe.

Wir waren beeindruckt. Wir verabredeten uns mit ihr für den nächsten Tag in ihrem Büro. In dem zweistöckigen hellen Raum mit den grossen Fenstern roch es tatsächlich ein bisschen wie im Innern einer Nähkiste. Wir streichelten höflich ein paar Kaschmirpullover und lobten die Qualität der Wolle, während Lindsey aus ihrem Leben plauderte.

«Du arbeitest mit deiner Tante und wohnst mit deiner Tante. Wieso?»

«Weil ich in Peking leben will, alle wollen in Peking oder Shanghai leben, die anderen Städte sind langweilig.»

«Möchtest du mal die Firma deiner Tante übernehmen?»

«Ich weiss nicht, was ich später machen will. Ich möchte einfach ein gutes Leben haben», antwortete Lindsey.

«Und was verstehst du unter einem guten Leben?»

Die Antwort kam schnell: «Ich will selbst entscheiden können, was ich tun möchte, ich möchte mir leisten können, was ich will.»

Ob wir nicht auch Hunger hätten?

Die Pizzeria, in die sie uns führte, war hervorragend. «Mein Stammlokal», sagte Lindsey, die keinen Gedanken daran verschwendete, ob sie sich uns chinesisch genug präsentierte. Seltsamerweise fühlten wir uns mit unserer Fixierung auf chinesische Besonderheiten plötzlich sehr provinziell. Die Margherita schmeckte authentischer als bei «Brandi» in Neapel, ausser dass man vom Tisch aus einen Blick auf zwei Dutzend Wohntürme hatte, die wie gigantische Bleistifte in den Himmel ragten. Lindsey erzählte von ihren schauerhaften Ferien mit Freundinnen in der sibirischen Stadt Irkutsk. «Russische Männer haben keine Manieren, und in der Sauna peitschen sie sich mit Zweigen», sagte sie.

Wir fragten sie aus über die Beziehung zu ihren Eltern, sie antwortete nicht zum ersten Mal so, als ob sie für alle jungen Frauen in China gleichzeitig sprechen würde: «In China ist es schwer, etwas gegen den Willen der Eltern zu tun.»

Ein paar Beispiele: Ohne Erlaubnis der Eltern in eine andere Stadt ziehen? Problematisch. Seinen Beruf frei wählen? Problematisch. Einen Mann lieben, der den Eltern nicht gefällt? Sehr problematisch. «Ich weiss, dass die Familie im Westen eine andere Rolle spielt», sagte Lindsey. «Aber in China kann man sich nicht gegen sie stellen.» Beim Espresso erzählte sie, dass sie am Abend ein Date mit einem gewissen Paul habe, er habe schon lange darum gebeten.

Ob wir nicht mitkommen wollten?

Es gab weder Schlangensuppe noch Hunderagout oder Pekingente. Das Lokal, in dem Lindsey sich mit Paul traf, hiess «Carmen» und war spanisch. Lindsey trug High Heels, ihr Mund leuchtete im Rot der Flagge Chinas. Eines gleich vorweg: Paul war ein netter Mann. Er sah aus, wie erfolgreiche Männer in Asien eben so aussehen: etwas zu dick für sein Alter, um die Hüften ein schmaler Hermès-Gürtel und an den Füßen die Gucci-Schlappen mit dem Metallbügel vorne drauf. Lindsey kannte Paul aus ihrer Zeit bei PricewaterhouseCoopers. Paul erzählte uns, er stamme aus Taiwan, lebe von seiner Frau getrennt und habe zwei

Kinder. Paul gab sich redlich Mühe. Seine Geschichten vom Urlaub in Australien waren lustig, auch achtete er darauf, dass Lindseys Teller immer mit Paella gefüllt war, und als der spanische Gitarrenspieler mit den hodenengen Hosen einen Flamenco spielte, schnippte Paul ein-, zweimal mit. Lindsey allerdings, das war rasch klar, interessierte sich nicht ernsthaft für Paul. Dennoch fragte sie uns ungeniert, was wir von ihm hielten. Worauf wir Paul fragten, was Lindsey für ihn bedeute.

«Ich mag ihre Leidenschaft, und sie ist klug», sagte er. Findest du sie schön? «Ich weiss es nicht», antwortete er, «ich trage eine Brille.» Alle lachten.

Amüsiert beobachtete Lindsey das Paar am Nebentisch. Er: ein Amerikaner, der vergessen hatte, dass er am Hinterkopf bereits eine Glatze hat. Sie: eine dieser chinesischen Schönheiten, wie man sie aus den Filmen von Ang Lee kennt. «Sie ist ein Countrygirl», sagte Lindsey, «das sieht man daran, dass sie zu stark geschminkt ist.» Diesmal verallgemeinerten wir und sagten, den jungen Chinesen sei es offenbar wichtig, möglichst urban zu wirken.

«Ist das nicht überall so?», fragte Lindsey.

Am nächsten Tag mussten wir abreisen.

## **Das schöne Nichts**

Ein halbes Jahr später, Anfang Februar dieses Jahres, flogen wir wieder nach Peking, um Lindsey und ihre Familie besser kennenzulernen. Es war so kalt, dass einem die Lippen aufsprangen, und man konnte die einzelnen Smogpartikel in der Luft praktisch mit den Augen verfolgen. Dazu war die Stadt wie leer geräumt. Vom Louis Vuitton Shop bis zum Videoladen mit den tausendfach gestapelten Raubkopien war alles geschlossen. Die Hälfte der Bewohner hatte die Stadt verlassen – in diesen Tagen waren eine Milliarde Chinesen im Land unterwegs zu ihren Familien. Man feierte das Neujahrsfest, das Jahr des Drachen wurde vom Jahr der Schlange abgelöst. Das alles stand in «China Daily», der angenehm schlanken, englischsprachigen Zeitung der Regierung. In dem Blatt lasen wir auch, dass der künftige Präsident Xi Jinping Ritualen und Volksbräuchen wieder mehr Platz einräumen wolle, die Rückbesinnung auf Traditionen gutheisse, die dem Fortschrittsdenken von Maos Kulturrevolution zum Opfer gefallen waren. Der zweite Teil des Satzes stand natürlich nicht in «China Daily».

Lindsey begrüßte uns wie alte Freunde. Sie schien etwas athletischer geworden zu sein, hatte sich die Haare nudelgerade strecken lassen und erzählte, dass sich ihre ganze Familie zum Neujahrsfest im Haus ihrer Tante versammelt habe. «Ich muss der Familie bei den Vorbereitungen helfen», sagte sie. Dann sprang sie in einen Jeep Grand Cherokee und wir staunend hinterher.

Peking erschien uns noch viel grauer als im Sommer. Es war nicht das freundliche Beigegrau von Paris, sondern ein stumpfes Grau, bedrohlich, gleichgültig und kalt. Wir drifteten durch die Stadt. Lindsey zeigte uns beim Vorbeifahren ihre Lieblingseinkaufszentren und schwärmte von dem französischen Kleiderlabel Agnès B., das gerade wieder ein Café in einer Shoppingmall eröffnet hatte.

Wenn sie nicht arbeitet, sagte sie, trinke sie mit Freundinnen Tee, gehe an ein Popkonzert oder probiere zum Spass in Boutiquen verrückte Kleider an – was eben junge Frauen mit ein bisschen Geld weltweit so tun. Aber irgendwie schien sie dieses Leben im schönen Nichts kein bisschen zu erschrecken. Gleichzeitig reflektierte sie treffend über ihre Generation, die im Grunde sehr konservativ sei. «Alle suchen ihr privates Glück», sagte sie. «Denn noch nie waren die Voraussetzungen dafür so gut wie jetzt.» Schliesslich parkte Lindsey vor einem rosa und hellblau gestrichenen Wohnkomplex, wo einer ihrer Onkel, ein mürrischer Kerl in Badelatschen, eine Kiste Feuerwerk für den Abend in ihren Wagen lud.

Zwei Tage hörten wir nichts mehr von Lindsey. Sie nahm ihr Telefon nicht ab, beantwortete keine Textnachrichten.

Wir spazierten dick verpackt durch ein Peking, das ausgestorben war wie in einem nuklearen Winter. Um uns aufzuwärmen, verkrochen wir uns in eine Buchhandlung, die mehr Rolltreppen hatte als ein Flughafen und deren Regale voller Ratgeber waren, die den Chinesen beibringen, wie man das frisch erworbene Geld mit blöden Hobbys möglichst rasch wieder ausgibt.

Schliesslich meldete sich Lindsey wieder. Sie sei leider krank gewesen, flüsterte sie ins Telefon, zwei Minuten später stand ihr Wagen vor dem Hotel.

«Wir fahren zu mir nach Hause», sagte sie und erzählte auf der Fahrt von einem Blind Date, das ihre Tante für sie organisiert hatte über eine Bekannte, welche wiederum eine Bekannte hatte, die einen Sohn hatte – eben das Blind Date. In einer Textnachricht hatte der

Mann alles aufgeschrieben, was sie von ihm wusste: dass er 1 Meter 74 gross sei und ein Ingenieur mit einem Masterabschluss.

## **Armut ist nicht Kommunismus**

Die Familie Ma lebt in einer geschlossenen Wohnanlage zwischen der dritten und vierten Ringstrasse Pekings. Zwei Burschen in den Uniformen einer privaten Wachgesellschaft grüssten am Eingangstor militärisch. Haus stand neben Haus, aber es war schwierig, von den Bauten auf den Wohlstand der Bewohner zu schliessen. Denn was bedeutet Reichtum im neuen China, und wer, ausser den vielen jungen Männern in ihren seltsamerweise immer gelben Lamborghinis oder schwarzen BMWs, ist eigentlich reich in diesem Land? Wir stellten uns der Einfachheit halber die Familie Ma als obere Mittelstandsfamilie vor. Was vielleicht ein Irrtum war, jedenfalls stand neben dem Haus der Familie eine kleine Villa, in deren Garten sieben grosse tibetische Hirtenhunde zwischen Hunderten von Hundehaufen unbuddhistisch aggressiv kläfften. «Der Besitzer der Hunde wohnt im Nachbarhaus», sagte Lindsey. Der Mann habe das Anwesen extra als Haus für die Hunde gekauft.

Willkommen bei den Mas: in ihrem dreistöckigen Haus, gebaut in einem undefinierbaren Stil und mit einer Veranda, die an wärmere Tage denken liess. Lindseys Mutter war da, ihre Tante, der grimmige Onkel und noch ein Onkel und ihre kleine Cousine. Und natürlich Lindseys Grossmutter, 76 Jahre alt und der Mittelpunkt der familiären Aufmerksamkeit. Die Grossmutter, Lindsey nannte sie «Laolao», das heisst «die Mutter der Mutter», bedeutete uns, im Wohnzimmer Platz zu nehmen, setzte sich uns gegenüber und trank aus einem Marmeladen- oder Gurkenglas einen seltsam erdigen Tee. Aber mit welcher eleganter Ruhe sie sprach!

Wir verstanden kein Wort Chinesisch und sie kein Wort Englisch, aber es war in diesem Moment gut, dass niemand die Mühe einer Übersetzung machte. Die alte Dame mit den grossen Augen redete absichtlich langsam, wohl in der Annahme, wir würden ihr Chinesisch so besser verstehen. Dazwischen schob sie immer wieder Schüsseln mit rätselhaften Häppchen in unsere Richtung. Irgendwann gab es eindeutig Reis mit Rührei, Lindsey und ihre Mutter hatten sich dazugesetzt, wir sassen und assen jetzt in der Wärme der Küche und versuchten jede noch so kleine Regung der Frauen zu deuten.

Es aus ihrem Mund selbst zu hören ist zu viel erwartet, doch alles, was China heute einer dreissigjährigen Frau wie Lindsey Ma materiell zu bieten hat, verdankt das Land Deng Xiaoping.

«Armut ist nicht Kommunismus», lautet eines seiner berühmteren Zitate, von dem Lindsey aber noch nie gehört hatte. Und warum sollte sie auch? Seit sie auf der Welt ist, wächst ihr Wohlstand und der des ganzen Landes. Die chinesische «Vogue», erzählte sie, erscheine manchmal zweimal im Monat, weil die vielen Luxusinserate nicht alle in ein Heft passen würden. Ihre Freundinnen besuchen Pilates-Kurse in Indien oder Croissant-Seminare in der französischen Kochschule in Peking.

«Geschichte hat mich nie interessiert», sagte sie, auf Deng angesprochen, geradeheraus. «Das chinesische Schulsystem ist ganz aufs Auswendiglernen ausgerichtet, Auswendiglernen ist zum Glück meine Stärke, nur habe ich nach den Prüfungen alles sofort wieder vergessen.»

Auch wenn es Lindsey nicht mehr weiss: Als sie 1982 geboren wurde, war Mao schon sechs Jahre tot. Deng, Maos Nachfolger, verordnete dem Land Reformen, die der Grundstein waren für den Aufstieg Chinas zur Supermacht. Die Meinungen über Mao gehen heute selbst unter chinesischen Intellektuellen auseinander. Aus westlicher Sicht ist Folgendes klar: Vom Beginn der kommunistischen Herrschaft 1949 bis zu Maos Ende ist die Geschichte Chinas die Geschichte des Sieges einer fanatischen Ideologie über Pragmatismus und Menschlichkeit. Maos «Grosser Sprung nach vorn» und die Kulturrevolution haben Millionen von Menschen das Leben gekostet. Das alles wusste Lindseys Grossmutter vermutlich auch, es war in ihrem Gesicht zu lesen, bildeten wir uns ein, als sie hörte, dass wir nach Mao fragten. Sie erinnerte sich für uns, Lindsey übersetzte: 1958, es war der Beginn des «Grossen Sprungs nach vorn», wurde im ganzen Land auf Geheiss Maos in selbst konstruierten Minihochöfen Eisen geschmolzen. In Maos Kopf steckte die verrückte Idee, dass sich der Fortschritt eines Landes an seiner Stahlproduktion messen lasse. Den grossen Himmel über China hätten dunkle Rauchwolken überzogen, erzählte die Grossmutter. Sie war damals 21 und lebte in der nordwestlichen Provinz Qinghai, wo Lindseys Mutter heute noch lebt. Die Bauern vernachlässigten die Arbeit auf dem Feld zugunsten der Stahlproduktion. Millionen verhungerten. «Wir mussten die Suppe mit Gras

strecken», erzählte die Grossmutter am Küchentisch, während Lindseys Mutter mit einem Blick auf ihre Tochter prüfte, ob diese auch aufmerksam genug zuhöre.

In den Städten versuchten die Menschen mitzuhalten, um nicht als Fortschrittsfeinde dazustehen. Ärzte kümmerten sich nicht mehr um ihre Patienten, Lehrer erschienen nicht im Klassenzimmer, wer keine erzhaltigen Steine in einen Ofen werfen konnte, schmolz einfach ein, was er an Eisen hatte: Pfannen, Fensterrahmen, Ofenrohre. Die Tankwagen, die von den selbst gebauten Öfen auf den Feldern zu den richtigen Hochöfen in den Stahlwerken fuhren, hinterliessen verbrannte Strassen und abgestorbene Bäume, schreibt der Schriftsteller Yu Hua in seinem schönen Buch «China in zehn Wörtern».

«Und du hast heute alles», sagte die Grossmutter mit Blick auf Lindsey, was in dem Fall der Wahrheit entsprach, auch wenn alle Grossmütter dieser Welt genau dies zu ihren Enkeln sagen. Lindsey betrachtete ihre weiss lackierten Fingernägel. Dann lächelte die Grossmutter still vor sich hin und löste abermals einen Löffel pulverisierten Tee in ihrem Marmeladenglas auf.

«Ich erinnere mich nicht mehr an den Geschmack der Grassuppe», sagte die Mutter, «aber in den Sechzigerjahren musste auch ich meinen Teil beitragen und in einem Dorf in der Landwirtschaft mithelfen.» Lindseys Vater arbeitete zu jener Zeit in einem biologischen Institut, wo er die Eltern von Lindseys Mutter kennenlernte, die dort ebenfalls angestellt waren. «Grandma mochte ihn, und sie bat einen Kollegen, ihn ihrer Tochter vorzustellen», erzählte Lindsey. Sie lernten sich näher kennen, als ihr Vater Werkzeuge vom Institut ins Dorf brachte. «Anders als viele Paare in China habt ihr euch also bereits gekannt, als ihr geheiratet habt», sagte Lindsey in Richtung ihrer Mutter.

### **Eine «übrig gebliebene Frau»**

Um das Familienbild der Mas zu vervollständigen: Die Grossmutter hatte elf Geschwister, der Grossvater acht. Lindseys Mutter ist die Älteste von vier Geschwistern. Auf dem Familienfoto im Wohnzimmer sieht es noch immer nach einem grossen Clan aus, obwohl die vier Geschwister je nur ein Kind haben – Lindsey, ihre zwei Cousinen und ein Cousin, das sind die vier Enkel der Grossmutter. Auch das haben sie Präsident Deng zu verdanken, der jeder Familie nur noch ein Kind gestattete, als er 1979 übernahm. Das

Familienfoto, das Lindsey später einmal aufstellen wird, so viel steht fest, wird noch leerer sein.

Wenn es überhaupt eines geben wird. Noch fehlt Lindsey ein Mann, und das ist ihr Problem. Sie hat es uns schon bei unserem ersten Besuch im Sommer erzählt. Genau genommen ist es nicht der fehlende Mann, sondern wie sie von Mutter, Tante und Grossmutter deshalb belagert wird. «Manchmal ist die Fragerei kaum auszuhalten», sagte sie.

«Über die Festtage reisen Singlemänner und -frauen im ganzen Land nach Hause, um ihre Familien zu besuchen», erzählte uns , der in Peking lebende China-Korrespondent des Magazins «The New Yorker», im letzten Sommer bei einem Bier. Die Neujahrsferien seien für viele junge Chinesen so anstrengend, weil sie heimkehrten zu den Eltern, nur um sich der endlosen Fragerei über Heiratsabsichten auszusetzen. Der Druck erzeuge bei manchen psychische Probleme, Onlinedating-Seiten wie «Jiayuan», was so viel wie «Schönes Schicksal» heisse, verzeichneten um Neujahr so viele Neueinschreibungen wie die Fitnessclubs.

Es ist schwer nachzuvollziehen, warum Lindsey überhaupt eine «shengnu» ist, eine «übrig gebliebene Frau», wie es im Chinesischen mitleidlos heisst. Lindsey ist intelligent, offenherzig und hübsch. «Shengnu» jedoch werden in China alle Frauen genannt, die mit 28 noch Single sind. Was im Westen bei klugen Männern gefragt ist, stösst in China offenbar viele Männer ab: Frauen, die gut ausgebildet sind, ein eigenständiges Leben führen und eine entsprechende Vorstellung haben von einer modernen Beziehung.

«Shengnu» ist kein nettes Wort. Es klingt nach kalt gewordenen Dumplings, die im Restaurant liegen bleiben, weil sie nicht schmecken. «Mich stört diese Bezeichnung nicht», sagte Lindsey.

Dabei hat Lindsey doch bloss ihre kleinen Ansprüche. Über die Heiratsmärkte in den Parks von Peking, wo Eltern ihre Söhne und Töchter wie Vieh zu verkuppeln versuchen, indem sie Listen mit Namen, Berufen und Einkommen durchforsten, kann sie nur lachen. Lindsey überliess ihre Wünsche auch noch nie einem Heiratsvermittler, wie sie von gewissen Firmen angestellt werden, damit die ihre Angestellten paarweise zusammenführen.

Sie würde auch nie selbst einen Mann auf Datingseiten im Netz suchen, wie das viele ihrer Freundinnen tun.

«Ich habe Freundinnen», sagte Lindsey, «die sind Expertinnen im Internetdating. Die können sofort sagen, ob ein Mann tatsächlich aus Peking oder Shanghai stammt oder in Wirklichkeit ein unzivilisierter Bauernsohn ist.» Die Wahlfreiheit hat das Liebesleben in China kompliziert gemacht. Die Ehe von Lindseys Grossmutter war noch von deren Eltern arrangiert. Die Grossmutter lernte ihren zukünftigen Ehemann erst kennen, als die Verlobung bereits entschieden war. Neben den Eltern führten auch Parteifunktionäre und Fabrikbosse Paare zusammen. Deren Einfluss ist zumindest in den Städten geschrumpft. Während die Liebe zur Zeit Maos ein Klassenfeind war, entfaltet sie sich heute unter kapitalistischen Vorzeichen.

«Ich bin eine Romantikerin», sagte Lindsey. Dass nur ein gewisser Wohlstand ihre romantische Einstellung möglich macht, weiss sie gewiss, sie sagte es jedoch nicht. Aber auch Lindsey hat zusammen mit Millionen Landsleuten die Zwanzigjährige gesehen, die in einer Fernsehshow sagte, dass sie lieber auf dem Beifahrersitz eines BMW weine als auf einem Fahrrad zu lachen. Für Soziologen ein Beleg für Chinas materialistische Jugend.

«Meine Mutter will immer wissen, was mir an den chinesischen Männern nicht gefällt», sagte Lindsey, als wir in einer Kochpause mal kurz auf die Strasse vors Haus standen, wo die ersten Feuerwerksraketen Stunden zu früh ihr buntes Sternengemisch am Himmel entluden.

Hier ist eine Auswahl von Lindseys Argumenten: Chinesische Männer sind nicht romantisch (konnten wir nicht beurteilen). Chinesische Männer sind, na ja, manchmal etwas ungepflegt. Chinesische Männer kleiden sich schlecht (vor allem ziehen sie die Hosen zu weit hoch). Chinesische Männer behandeln ihre Frauen nach der Heirat, als wären sie ihr Besitz.

«Könntest du dir vorstellen, einen westlichen Mann zu heiraten?»

«Warum nicht? Aber ich würde nie einen Mann heiraten, den ich nicht liebe.» Den Satz kannten wir bereits.

## **Staudämme und Astronauten**

Wie der Neujahrsabend schliesslich verlief? Uns erschien er einigermaßen uninspiriert. Die ganze Familie war um einen Flachbildschirm und sah sich die sechs Stunden dauernde Neujahrgala des chinesischen Staatsfernsehens CCTV an. «Keine Sendung in China erreicht solche Quoten», sagte Lindsey, der nicht verborgen blieb, wie komisch die Sendung wohl auf uns wirkte. Einmal erschienen auf dem Bildschirm ein Mädchen und ein junger Mann in Uniform, gemeinsam liefen sie durch eine Wiese voller bunter Blumen, und sie hüpfen und sangen dabei. Es klang, ganz ehrlich, gar nicht einmal so schlecht. Später sang eine Soldatin der Volksarmee etwa zwanzig Minuten lang eine Art militärische Arie, zu der Lindseys Onkel auf dem Sofa den Kopf leise hin und her wiegte. Es gab weiter einen, der aussah wie Karl Lagerfeld, genauer: wie dessen chinesischer Bruder, er klopfte sich ständig, über die eigenen Witze lachend.

Immer wieder eingeblendet wurden Bilder von Staudämmen und von chinesischen Astronauten im All und anderen Helden der Volksrepublik.

Kurz vor Mitternacht stiegen wir mit den Mas in einen grossen Lexus und fuhren die ungefähr zweihundert Meter bis zu dem Platz, wo das Feuerwerk entzündet werden sollte. Was jetzt folgte, ist schwer zu beschreiben. Vielleicht muss man sich so Dantes Inferno vorstellen, nur eben am Himmel. Dieser war Punkt Mitternacht ein einziges Flammenmeer, weil jede Pekinger Familie ein eigenes Feuerwerk in den Nachthimmel spedierte, von der Grösse, wie es die Stadt Zürich einmal alle zwei Jahre über dem Seebecken entzündet. Normalerweise sind Feuerwerke ja dazu da, dass Menschen mit offenem Mund in den Himmel starren und «ah» sagen oder «oh» und sich über die Farben und Formationen freuen. Die Mas entfachten mit einer beinahe androidartigen Emotionslosigkeit Raketenbatterie um Raketenbatterie, ohne auch nur ein einziges Mal nach oben zu schauen in die funkelnde Nacht, und als der Schweif der letzten Rakete verglüht war, fuhren wir augenblicklich wieder zurück.

An dem grossen Tisch im Wintergarten wurden dann noch die traditionellen Dumplings aufgetragen – auf das neue Jahr angestossen wurde nicht. Wir hatten den Eindruck, als freuten sich alle, uns endlich gehen zu sehen.

**Zu kalt, zu eigenständig**

Am ersten Neujahrstag sassen wir im «Middle 8», einem Restaurant, dessen Spezialität die Kellner sind, die kein Wort sagen. Es war ein urchinesisches Restaurant, wo einen zum Glück vom Nebentisch keine Dialoge auf Englisch umwehten, die von «The Art World» handelten oder dem Label «Shanghai Tan».

Ungefähr dreissig Teller mit zerlegtem Getier und der gesamten Pilzvegetation des Landes waren auf dem Tisch aufgereiht. Lindsey trug eine Leoprint-Plüschjacke, darunter einen dunkelrosa Sweater. Sie hatte von der Mutter zu Neujahr den traditionellen roten Briefumschlag erhalten, wo normalerweise Geld drinsteckt, aber statt Geld war diesmal ein Zettelchen drin verborgen mit den Worten: «Ich wünsche dir viel Glück und dass du endlich den Richtigen findest.» Vielleicht war das der Grund, weshalb Lindsey zum ersten Mal etwas bedrückt wirkte. Wir wollten mit ihr eigentlich über Politik sprechen, ohne sie gleich ins Gebet zu nehmen und die Menschenrechte in ihrem Land anzusprechen, Umweltschäden oder den westlichen Lieblingschinesen Ai Weiwei. Aber Lindsey mochte nicht, sie beförderte Morchel um Morchel mit ihrem Stäbchen in den Mund und sagte nur, dass sie sehr wohl wisse um Demokratie und die individuellen Freiheiten im Westen. Aber China sei eben ein grosses Land, dessen Zusammenhalt immer schon gefährdet gewesen sei, «man kann ein solches Land nicht wie die Schweiz regieren».

Ein Themenwechsel war angesagt. Wir wollten wissen, wie ihre Generation das neue China erlebe. Das Wachstum, den Wohlstand, die neuen Möglichkeiten.

Man könne, sagte Lindsey, die jungen Chinesen im Prinzip in zwei Gruppen einteilen: die ambitionierten Landeier, die alle in die Stadt fliehen wollen, und die reicher werdenden Städter, die möglichst oft ins Ausland möchten, aber nicht, weil China ihnen nicht gefällt, sondern weil im Westen die Konsummöglichkeiten doch noch ein bisschen ausgereifter seien. Offensichtlich gehörte Lindsey der zweiten Gruppe an. Sie erzählte von den bereits gebuchten Tauchferien in Thailand und einer geplanten Reise zu Freunden nach Texas. Dann herrschte wieder unangenehmes Schweigen.

Ihr kleines oder grosses Unglück stand ihr an diesem Abend deutlich ins Gesicht geschrieben. Immer tiefer sank ihr Kopf in Richtung Tisch, kein Sternenhimmel hätte Lindsey jetzt aufmuntern können. Irgendwann war klar, dass das Zettelchen ihrer Mutter Grund für ihre Trübseligkeit war. Ein bisschen billig vielleicht, aber wir versuchten es mit

einem Gespräch über das eigene Befinden, wie es in unserer Kultur zu jeder Cocktailparty gehört, in China aber immer noch ungewohnt ist, da das Land bisher verschont geblieben ist.

«Bist du traurig, weil dich deine Mutter an Neujahr wieder darauf angesprochen hat, dass du noch nicht verheiratet bist?»

Lindsey dachte einen Moment nach.

«Diese Kultur setzt einen so unter Druck, sich niederzulassen, eine Familie zu gründen», sagte sie schliesslich. «Ich fühle mich verantwortlich für meine Familie. Ich schulde es ihr, dass ich endlich einen Mann finde und heirate. Und dann ärgern mich diese Erwartungen wieder. Ich kann nicht leben, wie ich will, solange ich dermassen unter Beobachtung stehe. Zuerst werde ich wütend über sie, dann wütend über mich, und am Schluss fühle ich mich wieder schuldig und werde depressiv.»

Wir unterhielten uns abermals über ihr Ich-find-keinen-Mann-Problem, und Lindsey sagte, dass chinesische Männer meist eine genaue Vorstellung davon hätten, wie eine Frau sein müsse. «Und diese Vorstellungen haben sich seit der Kaiserzeit nicht geändert, darum klappt es nicht, ich taue nicht für den Haushalt, und ich will keinem Mann gehorchen.» Dabei müsste doch gerade ihre Mutter sie verstehen. Lindsey wünschte sich, die Mutter würde den Vater endlich verlassen, der sie seit vielen Jahren schlecht behandelte und in einem Ehekäfig hielt. Wir fragten Lindsey nach ihrer letzten Beziehung.

«Zuerst war er beeindruckt von meiner Unabhängigkeit, mit der Zeit fand er mich allerdings zu eigenständig, und er sagte mir, ich sei zu kalt.» Ging sie mit Freundinnen aus, rief er dreimal an, kontrollierte sie.

«Ständig musste ich sagen, wie toll er ist, chinesische Männer brauchen von ihren Frauen viel Selbstbestätigung.»

«Brauchen das nicht alle Männer?»

«Ich weiss es nicht. Meine Mutter sagt immer: Warum bist du so anders? Es ist schwierig, dich zu akzeptieren. Du bist zu idealistisch.»

Bei einem Nachtessen mit ein paar Leuten, erzählte Lindsey, sei es schliesslich zu einem Eklat mit dem Vater ihres Ex-Freundes gekommen. Dieser war angetrunken, plötzlich schrie er sie an, sie solle gefälligst nicht mit ihrer Freundin sprechen, während sein Sohn

rede, worauf Lindsey wortlos den Tisch verliess. Ihr Freund verlangte darauf, sie solle bei seinem Vater entschuldigen, denn es gehöre sich, den Älteren Respekt entgegenzubringen.

Auch unter chinesischen Soziologen sei das Thema sehr en vogue, sagte Lindsey. Talkshows im Fernsehen widmeten sich dem Problem. Allerdings eher aus der humoristischen Perspektive. Meist werde ein armer Bauerntölpel von einem zynischen Moderator vor einem hübschen Mädchen aus der Stadt blossgestellt, sagte Lindsey. Das TV-Format kam uns bekannt vor.

«Unsere Gesellschaft ist einfach zu starr», sagte Lindsey. Auch die Männer fänden keine Frauen mehr. Sie sprach es zwar nicht aus, aber wir dachten es uns: Was können all die Arbeiter, die vom Land nach Peking, Shanghai, Chongqing oder Shenyang strömen, einer Frau wie ihr bieten, die an die tausend Franken im Monat für Kleider ausgibt? Und es gibt immer mehr von ihnen, den «shengnan», den «übrig gebliebenen Männern», denen fehlt, was die «shengnu», die «übrig gebliebenen Frauen», haben: Geld, Bildung, berufliches Ansehen. Theoretisch könnten Lindseys Chancen steigen, falls sie mit 37 noch immer einen Mann sucht. In ein paar Jahren, so schätzen Statistiker, wird auf fünf Männer im heiratsfähigen Alter bloss noch eine Frau kommen. Das ist die traurige Folge der Familienpolitik. Viele Familien überliessen nichts dem Zufall, als sie nur noch ein Kind haben durften, Mädchen wurden abgetrieben oder nach der Geburt getötet.

Am Ende des Abends im «Middle 8» musste sich Lindsey vorkommen, als sei sie von der Staatssicherheit zu einer «Tasse Tee eingeladen» und verhört worden. Klein und verloren sass sie hinter dem Tisch. «Die Leute sehen mich oft als nettes und sanftes Mädchen, das stört mich, denn ich kann so dickköpfig sein», sagte sie. Als wäre sie wieder einmal gezwungen worden, über sich selbst nachzudenken, fügte sie an: «Manchmal durchfährt mich die Erkenntnis wie ein Blitz: Ein Viertel meines Lebens ist vorbei! Wenn ich zu Hause ausziehe, finde ich vielleicht heraus, was ich will. Vielleicht passe ich mich an. Oder ich finde einen Künstler, der mir die Freiheit lässt, die zu sein, die ich bin.»

«Hast du keine Freundinnen, die gegen ihre Eltern rebelliert haben?»

«Ich rebellier gar nicht. Ich will nur einen anderen Weg finden.»

Was ist übrigens aus Paul geworden, dem lustigen Taiwan-Chinesen aus dem spanischen Restaurant?

«Er ist zurück zu seiner Frau nach Taiwan», sagte sie.

## **Der Mann in ihrem Leben**

Es auszuplaudern fühlt sich jetzt an wie ein kleiner Verrat, aber es gibt doch noch einen Mann in Lindseys Leben. Er heisst Jian Yi. Wenn Lindsey sich mit Jian Yi verabredet und er sie zu Hause abholt, parkiert er um die Ecke, weil die Tante es nicht gern sieht, wenn Lindsey mit solchen Typen verkehrt. Kann man halb verstehen: Jian Yi ist ein eher kleiner Mann mit vielen dicken Muskeln. Trotz seiner kultivierten Aura der Gefährlichkeit hat es etwas Affektiertes, wie er bei praktisch jeder seiner Bewegungen seinen eigenen Körper betrachtet.

Kennengelernt haben sich die beiden im Fitnessstudio. Es war wie das klassische Skript aus einem Pornofilm: sie in enger Sportkleidung auf dem Laufband, er unter den Gewichten schwitzend. Blicke, ein erstes Gespräch beim Fach mit den Frotteetüchern – zum Sex sei es nie gekommen, sagte Lindsey. Zwar nicht so deutlich, aber klar genug. Spuren auf Lindseys Körper hat Jian Yi dennoch hinterlassen. Ein Schiff auf dem Bauch, eine Schwalbe an der Taille, am Fuss der in ihrem Fall fast sarkastische Spruch: «Love never fails», in chinesischen Schriftzeichen. «Zum Glück hat mich meine Mutter schon lange nicht mehr nackt gesehen», sagte Lindsey. Jian Yi hat ein Tattoostudio, daneben zeichnet er Comics für einen französischen Verlag, Übermenschen, die mit Scherenfingern das Böse bekämpfen.

Er gehörte zu den wenigen, die in diesen kalten Neujahrstagen in Peking geblieben waren. Wir trafen ihn in seinem Studio im oberen Stock eines Hochhauses. Schwaches Licht erhellte den Raum, an den Wänden Pin-up-Girls, kopulierende Skelette, und auf der Treppe zur Galerie mit den Tätowiernadeln sass Lindsey. Sie trug eine hochgeschlossene Seidenbluse, Hotpants aus Lederimitat und Stiefel, die bis über die Knie reichten. Sie spielte die klassische Rolle des Bürgermädchens perfekt, das mit seinen materiellen und sexuellen Reizen den Kraftproleten fast zum Wahnsinn treibt. Seine Augen blieben an ihrem Körper kleben, als er uns sein Portfolio zeigte. Bis Lindsey den Vorschlag machte, gemeinsam essen zu gehen.

Auf der Fahrt durch die dunkle Stadt stellten wir uns vor, was die beiden auf den Vordersitzen wohl miteinander redeten, was aber gar nicht so einfach war. Lindsey schien

unsere Gedanken zu erraten und meinte nur, es mache eben «Spass, mit ihm zusammen zu sein».

Im 24-Stunden-Lokal «Golden Tripod Attic», wo Familien das Jahr der Schlange feierten, schlürfte Jian Yi schweigend einen Teller mit zehn halb rohen Eier und saugte mit seinem Mund ein ganzes Huhn von den Knochen. Manchmal lag seine Hand auf Lindseys Bein. Und weil Lindsey sah, dass wir das gesehen hatten, erzählte sie uns in der Sicherheit der englischen Sprache, dass Jian Yi ihr seine Liebe gestanden habe. Und?

«Du bist verrückt», habe sie ihm geantwortet.

Ob sie zu Liebe zu einem Mann fähig ist, der kein Haus, kein Auto, kein grosses Einkommen hat? Jian Yi ist nämlich ein typischer «guan gun», ein Ast ohne Blätter, wie man in China einen mittellosen Mann nennt. «Es geht mir nicht um das Geld», sagte Lindsey. «Aber wenn ich mit ihm zusammenziehe, stelle ich mich gegen meine Mutter, Grossmutter und Tante», und das sei ihr zu anstrengend.

Es war Nacht in Peking, als wir das Restaurant verliessen und Lindsey uns noch in eine Hotelbar einlud, wo eine Blondine, die vor vierzig Jahren im Westen als Model hätte durchgehen können, sich die Mühe machte, so verrückt wie nur möglich Klassiker aus dem All-American Songbook in ein Mikrofon zu hauchen. Jian Yi hatte uns bereits verlassen, vielleicht ahnte er, dass er in unserer Gegenwart bei Lindsey keinen Schritt weiterkommt. Sie habe sich nun entschlossen, teilte uns Lindsey, einen bunten Cocktail in der Hand, beinahe feierlich mit, bei ihrer Tante auszuziehen und allein eine Wohnung zu suchen.

Wir sahen Lindsey noch einmal. Und zwar gleich nach ihrem von der Tante organisierten Blind Date, von dem sie uns bereits erzählt hatte. «Es war schrecklich», erzählte sie grinsend. Der Mann arbeite als Informatiker bei der Armee, und er habe nur von seinen Beförderungen gesprochen und wie toll sein Chef sei. Sie erzählte es und rollte die Augen dabei, als wüsste sie, wie dankbar wir für Geschichten mit guten Pointen sind.

«Er hatte den Charme eines Parteifunktionärs», sagte sie. Kein bisschen Flirten, keine Fragen an sie, nichts. Sie habe ihn von weitem kommen sehen, wie albern er seine Aktenmappe geschwenkt habe, wie früher die Vogelverkäufer in den Hutongs die Käfige. Aber das Allerschlimmste komme noch: «Er hat mich an den Bruder meines Vaters .»

Dann war die Zeit gekommen, wo wir uns von Lindsey verabschieden mussten. Wir küssten uns dreimal auf die Wangen, winkten noch einmal, und sie kletterte ins Auto.

Wir sahen ihr nach und wussten, dass zu Hause bereits wieder Mutter und Tante voller Hoffnung auf sie warteten. «Zieh dich anständig an», hatte ihr die Grossmutter noch gesagt, als sie zum Blind Date aus dem Haus gegangen war, worauf Lindsey einen violetten Kaschmirpulli mit kleinem Kragen anzog, angefertigt nach ihrem Wunschdesign. Ihre Mutter hatte angefügt: «Gib dir Mühe mit dem Mann, leg jede widerstrebende Haltung ab.»

Wir konnten uns gut ausmalen, was zu Hause folgte. ürdeenttäuschen müssen. Und weil sie die , wird sie sich dann vielleicht nach oben in ihr mädchenhaftes Zimmer begeben. Sie wird sich im Bett verkriechen und an dem Roman weiterlesen, den sie schon vor einem halben Jahr zu lesen begonnen hat, Gabriel áe' «Die Liebe in Zeiten der Cholera».

## Der Getriebene

*Kann ein Mensch seine Sexualität sein Leben lang unterdrücken? Wenn Jonas ein guter Mensch sein will, wird er es müssen: Er ist pädophil. Wir haben ihn bei seiner Therapie begleitet.*

Von Heike Faller, ZEITmagazin, 25.10.2012

Kann ein Mensch seine Sexualität sein Leben lang unterdrücken?

Der Mann, der an diesem Tag im September 2011 in das Büro im Institut für Sexualmedizin kommt, sieht aus wie ein Mensch auf dem Weg zur Urteilsverkündung. Zwei Mitarbeiter begleiten ihn. Er hält den Kopf gesenkt, seine Augen fliehen in alle Richtungen. Seine Bewegungen sind eckig, sein Händedruck ist nass. Er scheint vor allem aus Scham zu bestehen. »Sie können mich Jonas nennen«, sagt er, seinen echten Vornamen will er nicht preisgeben, zu groß ist die Angst, dass andere von seiner Neigung erfahren. Der Mann, der an diesem Nachmittag einem Konferenztisch Platz nimmt, um von seinem inneren Kampf zu berichten, scheint zu glauben, dass er nichts anderes als Ablehnung, wenn nicht gar Hass zu erwarten hat.

Muss er das? Muss man einen wie ihn verurteilen? Woran misst man einen Menschen überhaupt? An dem Verhältnis seiner guten und schlechten Seiten? Oder daran, wie sehr jemand versucht, die schlechten Seiten zu bekämpfen? Würde man die Abgründe zum Maßstab nehmen, wäre Jonas kein besonders guter Mensch: Er hat in seinem Leben Tausende von Kinderpornos gesehen – Gewaltdarstellungen an Kindern, wie es eigentlich heißen muss. Aber er übernimmt Verantwortung dafür: Er versucht, einen der stärksten Triebe des Menschen zu unterdrücken, mit allen Mitteln.

Einmal in der Woche fährt er mit dem Zug nach Berlin. Dort nimmt er an einer Gruppentherapie teil, die die Charité seit einigen Jahren für Männer anbietet, deren Begehren teilweise oder ausschließlich auf Kinder und Jugendliche ausgerichtet ist. Jonas ist pädophil, kernpädophil, die einzigen Menschen, die er sexuell anziehend findet, sind Jungen zwischen acht und zwölf. Als er das erste Mal nach Berlin kommt, ist er 27 Jahre alt und hat

noch nie ein Kind missbraucht, und er ist sich sicher, auch in Zukunft niemals übergriffig zu werden. Der Missbrauch, den er beenden will, ist indirekter: Nachfrager zu sein für Filme, in denen Kindern großes Leid zugefügt wird. Szenen erregend zu finden, die die Kinder, die dazu gezwungen werden, womöglich für ihr ganzes Leben traumatisieren. Er will damit aufhören. Um das zu lernen, kommt er ein Jahr lang nach Berlin-Mitte. Es ist nicht sein erster Versuch, aber vielleicht sein letzter.

Während dieses Jahres treffen wir uns alle paar Wochen, zwischen Zugankunft und Therapiebeginn. Wir sitzen im Burger King oder bei Pizza Hut, an einem Tisch ohne Nachbarn. Kinderpornografie heißt »K.P.« in diesen Gesprächen. So nennt es Jonas auch in seinem kleinen, schwarzen Notizbuch, in dem er seine Fortschritte verzeichnet. Keiner darf davon erfahren, keine sexuelle Abweichung ist gefürchteter als das Hingezogensein zu Kindern. Wer kann sich schon vorstellen, dass einer wie er dauerhaft schaffen kann, was die meisten nicht mal ein paar Wochen lang hinkriegen: seine Lust nicht auszuleben – weder real noch mithilfe von Bildern. Doch wenn er ein guter Mensch sein will, dann wird er das lernen müssen. Mehr verspricht er sich nicht von dem einjährigen Therapieprogramm. »Für mich wird es nie ein Happy End geben«, sagt er mit ungerührter Miene, »mit Frau, Kindern, Haus.«

»Bitte Helfen Sie mir«, steht in der Betreffzeile der E-Mail, die er im Januar 2011 an die Charité schickt. Er beschreibt seine Sucht nach immer härteren Szenen und dass er keinen Weg findet, damit aufzuhören.

Bei einem Vorgespräch am Institut für Sexualmedizin leuchten die beiden Therapeuten des »Präventionsprojekts Dunkelfeld«, Till Amelung, ein Arzt, und Gerold Scherner, ein Psychologe, jeden Winkel menschlicher Abgründe aus: Straftaten, Familiengeschichte, erste Selbstbefriedigung, Präferenzalter, Geschlecht, exhibitionistische, voyeuristische, sadistische, masochistische, fetischistische Fantasien: Es geht darum, herauszufinden, ob Jonas wirklich pädophil ist, also ob sein Interesse an Kindern sexuellen Ursprungs ist und nicht etwa eine Ausweichhandlung oder der Wunsch nach Machtausübung, was andere Störungen sind. Der Unterschied liegt in der Motivation: Pädophile verlieben sich in Kinder und suchen ihre Nähe. Manche setzen ihre sexuellen Fantasien auch in die Tat um und reden sich ein, dass die Kinder das so wollten – aber einem anderen Menschen Schaden zuzufügen ist nicht das eigentliche Ziel. Es gibt Studien,

nach denen 40 bis 60 Prozent der Inhaftierten, die sich an Kindern vergangen haben, gar nicht pädophil sind. In einem Aufsatz heißt es über Kindesmissbrauch: »Sexualstraftäter haben häufig keine Pädophilie, umgekehrt sind Pädophile nicht gleichzusetzen mit Sexualstraftätern.« In das Präventionsprojekt werden nur Männer aufgenommen, die die Kriterien einer Pädophilie erfüllen. Und sie müssen freiwillig kommen. Männer, gegen die ein Verfahren läuft, sind von dem Programm ausgeschlossen. Am Ende bekommt jeder Zweite, der zum Vorgespräch angereist ist, einen Therapieplatz angeboten.

Im Januar 2011 sitzt Jonas allein in seiner kleinen Wohnung in der neuen Stadt, in der er seine erste Arbeitsstelle nach dem Studium angetreten hat. Er liegt nächtelang wach, aus Angst, dass er den Therapieplatz nicht bekommt. »Ich wusste nicht, wer mir dann noch hätte helfen können«, sagt er später.

In dieser Zeit ruft er einmal in der Mittagspause seine Schwester an. Er hat den Satz schon auf den Lippen. Stattdessen sagt er: Ich muss heute Abend mit dir sprechen. Abends denkt er: zu kurzfristig, zu unüberlegt. Als sie schließlich telefonieren, erzählt er, dass er in Berlin eine Therapie begonnen habe, wegen Depressionen. Immerhin die halbe Wahrheit, denkt er, oder ein kleiner Teil.

Die ganze Wahrheit ist, dass er schon fast sein halbes Leben lang weiß, dass er pädophil ist. Mit 12 bemerkte er, dass ihm kleinere Jungen gefallen. Als er 17 wurde, waren die Objekte seines Begehrens nicht mitgewachsen. Er begann zu begreifen: dass er festgelegt war. Auf eine Sexualität, mit der er andere schwer verletzen würde, wenn er sie ausleben würde. Schon damals war ihm klar, dass er seine Fantasien nie in die Tat umsetzen würde. Kinderpornografie erlaubte er sich als Ersatzhandlung. Meine Freunde gehen in die Disco, dachte er, ich habe meine Bilder. Bilder, auf denen Jungen von Erwachsenen zur Schau gestellt und zu sexuellen Handlungen gebracht werden. Er fand sie erregend, weil er pädophil ist, und abstoßend, weil er Empathie besitzt. Morgens wachte er oft um fünf auf und spähte durch die Jalousien; er hat gelesen, dass Hausdurchsuchungen immer am frühen Morgen stattfinden. Als er mit dem Studium begann, verließ er manchmal mitten in der Vorlesung die Uni, um nachzusehen, ob ein Einsatzkommando vor seiner Tür steht. Kein Mensch erfuhr von seinen Ängsten. Er wusste ja, wie die Welt über Männer wie ihn denkt. So wie er selbst über sich dachte: krank. pervers. Die Schlimmsten, die es gibt.

»Mein erster Mensch«, sagt er, »war ein Uni-Psychologe.« Damals war er 23 Jahre alt und hatte sechs Monate lang auf die Bilder verzichtet, sechs Monate, die ihn von dem Mann, der er nicht sein wollte, trennten. Nur mit diesem Abstand fühlte er sich in der Lage, darüber zu reden. Vor dem Termin bei der Beratungsstelle des Studentenwerks konnte er nächtelang nicht schlafen. Er stellte sich immer wieder vor, wie er mit einem anderen Menschen in einem Raum sitzt und das Schlimmste sagt, was man über sich sagen kann. Der Satz, der ihm noch nie über die Lippen kam. Aber er wusste auch: Es geht einfach nicht, ich werde das nicht mein ganzes Leben lang für mich behalten können. Es war, als würde er mit verbundenen Augen an einer Steilküste stehen, und die beste Möglichkeit weiterzumachen sei ein Schritt nach vorne.

Bevor er anfang zu reden, fragte er sein Gegenüber, ob dieser wirklich der Schweigepflicht unterliege. Der Therapeut bejahte. Jonas brauchte Minuten, ehe er es aussprechen konnte. Als er danach in seine Wohnung zurückkam, war er überrascht, dass alles noch an seinem Platz war. Der Mann hatte nicht geschrien, und er hatte auch nicht die Polizei gerufen. Er fragte ihn, ob er Kontakte zu Kindern habe, und gab ihm dann die Nummer eines Sexualtherapeuten in seiner Nähe.

Dieser bestätigte, was er schon ahnte: Pädophilie ist nach Stand der Wissenschaft nicht heilbar, es gibt keine kausale Erklärung dafür, wie die Störung entsteht. Die meisten Pädophilen wurden, im Gegensatz zum Klischee, nicht sexuell missbraucht. Auch Jonas sieht dafür keine Anzeichen in seiner Vergangenheit. Ist es seine Schüchternheit, die ihn in der Schule zu einem Außenseiter hat werden lassen? Jonas fand Halt in möglichen Erklärungen. Aber ein dauerhaftes Mittel gegen den Bilderkonsum fand er nicht.

Als er nach zwei Jahren seinem Therapeuten zum letzten Mal die Hand reichte, sagte er: Sie haben mir sehr geholfen. Dabei war er seiner Sucht längst wieder verfallen. Fünf, sechs Stunden am Tag jagte er im Netz nach neuen Bildern. Alle paar Wochen formatierte er seine Festplatte neu, blieb mal zwölf Stunden, mal drei Monate abstinent. »Als würden zwei Personen in mir wohnen. Die eine will es unbedingt, die andere ist das gute Gewissen und versucht ständig, es aufzuhalten.« In ihm kämpften Lust gegen Angst, Verlangen gegen Verantwortungsgefühl. »Die Jungs werden doch gequält, und ich find's toll.«

Damals plante er zum ersten Mal, seinem Leben ein Ende zu setzen. Selbstmord erschien ihm als die einzige Möglichkeit, den Kampf in seinem Inneren zu beenden.

2010 fand er in seiner Heimatstadt einen Psychologen; keinen Spezialisten, aber einen, der es schaffte, ihm das Gefühl zu geben, es könne sich lohnen weiterzuleben. Dieser arbeitete mit einem Psychiater zusammen, der ihm Androcur verschrieb, ein testosteronsenkendes Medikament. Aber das Verlangen flackerte immer wieder auf. Dann las Jonas in einer Zeitung von dem Charité-Projekt, das unter dem Slogan »Kein Täter werden« viel Presse bekam. »Ich dachte: Die werden wissen, was einer wie ich tun kann. Und: Wenn die mir nicht helfen können, kann es keiner.«

Nach seinem ersten Termin in der Charité vergehen zwei Wochen. Keiner meldet sich. Irgendwann hält Jonas es nicht mehr aus und ruft in Berlin an. Er nennt die Codenummer, unter der seine Patientenakte registriert ist, und hört, dass er in die nächste Therapiegruppe einsteigen kann.

Wieder überlegt er, es seiner Schwester zu sagen, aber dann erfährt er, dass sie mit ihrem zweiten Kind schwanger ist.

Die Charité ist eine Stadt in der Stadt, efeumrankte Backsteinvillen und pastellfarbene Gründerzeithäuser, die sich um die 20-stöckige Bettenburg gruppieren. Über allem leuchtet wie ein Versprechen der Schriftzug: Charité. Barmherzigkeit. Es wird Mai, ehe Jonas, einen Zettel in der Hand, nach seinem Gruppenraum sucht. Er ist 27 Jahre alt und hat noch nie jemanden getroffen, der so ist wie er. Pädophile kennt er nur unter anonymen Benutzernamen aus Internetforen wie boylover. Als er merkt, dass sich dort einige der Männer Annäherungen an Kinder schönreden, meldet er sich wieder ab. Er hat vom Odenwaldinternat gelesen, in dem ein charismatischer Schulleiter, geschützt von Ideologie und verblendeten Freunden, die ihm anvertrauten Jugendlichen missbrauchte. Er weiß vom Maskenmann aus Hamburg, der seine Opfer missbrauchte und umbrachte. Und er fragt sich mit jedem neuen Fall, der in der Zeitung steht: Was hast du mit dem gemeinsam?

Vor seiner ersten Stunde betritt er ein Wartezimmer. Dort sitzen fünf Männer. Es ist das erste Mal, dass er Menschen sieht, die dasselbe Problem haben wie er. Alle starren auf den Fußboden. »Die wissen, warum man da ist. Und man weiß, warum die anderen da sind.« Als er nach der ersten Stunde wieder in der S-Bahn zum Hauptbahnhof sitzt, denkt er: Sie

sahen nicht aus wie Monster. Und es können auch keine sein. Sie alle wollen sich helfen lassen.

Zwei Tage nach seiner ersten Therapiestunde, im Mai 2011, lässt Jonas, nicht zum ersten Mal in seinem Leben, ein Löschprogramm über seine Festplatte laufen.

Wer sich mit der Behandlung von Sexualpräferenzstörungen befasst, sagt Therapeut Till Amelung, stellt sich auch immer die Frage: Wie sehr kann ein Mensch sich ändern? Und auf welche Weise? Nach verschiedenen Studien sind etwa ein Prozent aller Männer pädophil, die meisten davon sind allerdings nicht ausschließlich auf Kinder fixiert. Schon seit Beginn des letzten Jahrhunderts gibt es tiefenpsychologische Ansätze in der Behandlung dieser Störung. In den sechziger Jahren kamen Aversionsmethoden auf, bei denen Betroffene mit Elektroschocks oder Brechreiz auslösenden Medikamenten umkonditioniert werden sollten. Das funktionierte auch, allerdings nicht langfristig.

Seit Ende der siebziger Jahre herrscht ein weniger optimistisches Bild von der Veränderbarkeit der sexuellen Präferenz. Zwar gibt es Hinweise, dass pädophile Männer, die auch Erwachsene sexuell anziehend finden, lernen können, sich diesen stärker zuzuwenden. Das Mittel der Wahl sind inzwischen Verhaltenstherapien, bei denen es um Kontrolle statt um Heilung geht. Zusätzlich werden seit den sechziger Jahren testosteronsenkende Medikamente eingesetzt, seit 1970 gibt es in Deutschland außerdem ein Gesetz, das die freiwillige chirurgische Entfernung der Hoden erlaubt.

Das Charité-Projekt arbeitet mit verhaltenstherapeutischen Techniken, eine Minderheit der Teilnehmer bekommt Medikamente. Im Grunde, sagt Amelung, basiere das Programm auf der Idee, dass man nur etwas beeinflussen könne, was man als Teil seines Selbst akzeptiert habe. Nur dann habe man Zugriff auf die Gefühle, könne Gefahrensituationen erkennen und sein Verhalten ändern. In der Therapie sollen die Männer in 45 Gruppensitzungen üben, ihre sexuelle Präferenz als Teil ihrer Person anzuerkennen. Sie sitzen im Kreis und sprechen über Situationen in ihrem Leben, in denen Kinder eine Rolle spielen. Sie diskutieren Momente, in denen sie ihre eigenen Wünsche einem Kind unterstellen. Sie schreiben Briefe aus der Perspektive eines potenziellen Opfers und verfassen einen Schutzplan mit persönlichen Warnsignalen, die zu einem Missbrauch führen

könnten. Und sie üben in Rollenspielen, Menschen außerhalb der Therapie ins Vertrauen zu ziehen. Soziale Unterstützung gilt als wichtiger Schutz vor Rückfällen.

80 Männer haben die Therapie bislang abgeschlossen, weitere 30 sind in Berlin in Behandlung. Inzwischen sind in ganz Deutschland fünf weitere Standorte eröffnet worden, wo nach dem Charité-Modell gearbeitet wird.

Die erste Veränderung, die Jonas an sich bemerkt: »dass ich mich nicht mehr jeden Tag frage: Warum ich? Ich sehe, dass es Leute gibt, die damit auch umgehen können. Mit gewissen Einschränkungen halt.«

Doch schon am Wochenende nach seiner zweiten Stunde verbringt er jeden Tag mehrere Stunden am Computer. In Berlin erzählt er in der Gruppe: Ich hab's wieder gemacht, ich hatte einen Rückfall. Die anderen wollen wissen, wie es dazu kam. Aber er erkennt keinen besonderen Anlass, außer dass es ihm in der neuen Stadt noch immer nicht besonders gut geht. Am 18. Mai formatiert er ein weiteres Mal seine Festplatte neu.

Drei Monate hält er durch. Ende Juli fürchtet er, dass er wieder rückfällig werden könnte. In der Therapiestunde sagt er: Ich weiß nicht mit hundertprozentiger Sicherheit, ob ich bis nächste Woche durchhalte. Die anderen erinnern ihn daran, was es bedeutet, wenn er es wieder tut. Dass es wieder Missbrauch ist. Dass er sich nur kurz gut und lange wieder schlecht fühlen wird. Sie fragen ihn, wie es ihm geht. Er erzählt, dass er keine Zukunft sieht. Immer, wenn er irgendwo einen Jungen bemerkt, der ihm gefällt, wird er daran erinnert, was ihm nie möglich sein wird. Als er wieder im Zug zurück nach Hause sitzt, ist das Verlangen weg. Stattdessen spürt er: »Rückhalt. Verstanden werden. Sich mitteilen können. Jemanden zum Reden haben.« So steht es in seinem Tagebuch.

In der nächsten Stunde bietet ihm Amelung an, auf ein stärkeres Medikament umzusteigen, Salvacyl, das die Testosteronproduktion nach einigen Wochen fast auf null zurückfährt. Erst sinkt normalerweise die Orgasmusfähigkeit, dann die Erektionsfähigkeit, dann verschwindet die Lust. Mögliche Nebenwirkungen: Depressionen, Gewichtszunahme, Brechreiz, Brustwachstum, Osteoporose. Jonas erscheinen sie als das geringere Übel.

Sexualität ist nicht alles: Das ist einer der ersten Sätze, die man ihm in der Charité über Pädophilie gesagt hat. Sie ist nur ein Teil der Persönlichkeit. Man ist mehr als nur pädophil.

Jonas ist: ein Sohn, der mit seinem Vater gemeinsam Musik macht. Ein Bruder, der schon in der Schule unter dem Schutz der großen Schwester stand. Ein zuverlässiger Arbeitskollege. Ein ruhiger Mensch. Ein Tüftler. Ein Mann, der nie gelernt hat, sich für Frauen oder für Männer attraktiv zu machen. Ein Freund, dessen Freundschaften zum großen Teil noch aus der Schulzeit stammen, obwohl er selten derjenige ist, der sich meldet. Er hasst die ständigen Fragen nach einer Freundin. Er ist freundlich, intelligent, kann gut zuhören. Wenn er von seinem Leben erzählt, klingt es, als würden viele ihn mögen. Was er nicht weiß, ist, ob sie ihn mögen würden, »wenn sie wüssten, was mit mir los ist«.

Wenn er am Wochenende schlecht gelaunt bei seinen Eltern herumhängt, sagt seine Mutter: Also, ich finde, du solltest dir jetzt mal eine Freundin suchen.

Seit Jahren sagt seine Schwester: Bring doch mal deine Freundin mit. Oder deinen Freund, wenn du willst.

Wenn er mit Kommilitonen weggeht, reden die über Frauen. Das Maximum, was er beiträgt: Die sieht nett aus. Lieber sagt er gar nichts. So wenig Lüge wie nötig, denkt er, so viel Wahrheit wie möglich.

Seine Familie ist liberal, gebildet. Seit er denken kann, ist es sein tiefster Wunsch, ihnen zu sagen, was mit ihm los ist. »Weil ich meine Familie mag und weil ich weiß, dass sie mich mag.«

Während seines Studiums saß er irgendwann mit seiner Mutter im Wohnzimmer.

Ob er gehört habe, was mit einem Bekannten der Familie los sei, fragte die Mutter.

Keine Ahnung, sagte er.

Aber dann konnte sie es nicht aussprechen. Jonas dachte, dass der Mann verhaftet worden war. Später erzählte ihm seine Schwester, dass der Familienfreund sich als schwul geoutet hatte. Jonas wunderte sich über seine weltoffene Mutter. Und er verlor allen Mut, ihr von seinem Problem zu erzählen. Als er sie kurz darauf noch einmal darauf ansprach, sagte sie, sie habe nichts gegen Homosexuelle, sie kenne den Mann einfach so lange, sie habe sich das von dem gar nicht vorstellen können.

Im November 2011 lebt er schon ein halbes Jahr ohne die Bilder. Es geht ihm besser, nur noch alle zwei, drei Wochen wacht er morgens auf, und alles erscheint ihm sinnlos. Das

Medikament verursacht bei ihm keine Nebenwirkungen, er empfindet es als Befreiung. Er findet Jungen immer noch attraktiv, aber jeder Gedanke an Sex ist weg. Er fühlt sich sicher genug, seine Beichte, wie er es nennt, abzulegen. »Ich will«, sagt er, »vor der Gruppe keine Geheimnisse haben. Ich will, dass alle auf demselben Stand sind. Ich will damit abschließen: So war es, und so wird es nie wieder sein.« Es ist eine seiner schwierigsten Therapiestunden. Davor ist er aufgeregt, und in der Stunde braucht er lange, ehe er sagen kann, was er getan hat. Er erzählt alles. Er erzählt von den Unterwäschefotos in Katalogen, den Nacktbildern, von Videos, auf denen Kinder dazu gebracht werden, sich selbst oder Erwachsene zu befriedigen, bis hin zur Penetration.

Die Beichte dauert etwa eine halbe Stunde. Keiner greift ihn an.

In diesen Wochen schreibt er in sein Therapietagebuch: »K.P.: Je länger ohne, desto bewusster wird mir, was ich getan habe.«

Im Januar ist Jonas seit sieben Monaten in Therapie. Er weiß von manchen aus dem Projekt, die es Angehörigen gesagt und damit gute Erfahrungen gemacht haben. Er sagt: »Ich kenne meine Schwester jetzt seit 28 Jahren; ich habe das Problem, seit ich 12 oder 13 bin. Das heißt, ich habe sie mein halbes Leben lang anlügen müssen. Notlügen. Und ich wollte es ihr schon immer sagen, weil ich es so einschätze, dass sie es verstehen könnte.«

Er schiebt ein kariertes Blatt Papier über den Tisch. Darauf stehen die Dinge, die er ihr bald sagen will. Sie wisse ja, steht da, dass er jede Woche nach Berlin fahre, um sich »behandeln« zu lassen. Er sei allerdings nicht, wie er bisher behauptet habe, wegen seiner Depressionen in Therapie. »Es geht darum, dass ich mich nicht zu erwachsenen Frauen und auch nicht zu erwachsenen Männern hingezogen fühle, sondern zu Kindern, genauer gesagt zu Jungen«, steht auf dem Blatt. »Ich habe pädophile Neigungen.«

Außerdem steht da, dass er noch nie jemandem etwas getan habe, dass seine sexuelle Präferenz ausschließlich und nicht zu ändern sei und dass er an der Charité lerne, damit umzugehen. Und dass er hoffe, dass sie den Kontakt zu ihm nicht abbreche.

»Ich kenne meine Schwester lang und gut«, sagt er. »Die Gefahr ist halt, dass es unsere Beziehung komplett zerstört.«

Es ist März, und Jonas kann seit Wochen nicht mehr schlafen. Es ist der letzte Abend seines alten Lebens, eines Lebens, in dem keiner ihm wirklich helfen konnte außer Fachleuten und anderen Betroffenen. Gerade hat seine Schwester am Telefon ihr gemeinsames Wochenende bestätigt. Sie haben sich für Freitagnachmittag zum Spaziergehen in einem Park verabredet. Am Telefon hat sie bereits Pläne für den Rest des Wochenendes gemacht, aber Jonas hat sie gebremst: Jetzt reden wir erst mal "C und dann sehen wir weiter.

Wieso, willst du denn am Freitag gleich wieder fahren?

Nein, eigentlich nicht.

Jonas, wir schmeißen dich schon nicht raus!

Nach dem Telefonat ist er ganz ruhig. Seine Entscheidung ist gefallen, er weiß, dass es kein Zurück mehr gibt.

In seiner Gruppe ist er im Rollenspiel noch einmal durchgegangen, wie er es sagen wird.

Er hat beschlossen, das Wort »Pädophilie« nicht zu verwenden "C es wecke zu viele negative Assoziationen in der Welt da draußen, hat der Therapeut Amelung ihm eingeschärft. Gerade ist in Hamburg der Maskenmann wegen dreifachen Mordes und zwanzigfachen Kindesmissbrauchs verurteilt worden.

Jonas hat seine Erwartungen an sein Outing mit der Gruppe besprochen: sich nicht mehr verstellen müssen. Unterstützung, falls es ihm schlecht gehen sollte oder er die Gefahr eines Rückfalls sieht.

Er hat sich darauf vorbereitet, dass seine Schwester ihn wegschickt, und sich gesagt, dass es dann immer noch die Möglichkeit gibt, dass sie mit der Zeit lernt, damit umzugehen.

Sein Traum: »Wenn sie sagt, Jonas, ich glaube dir, dass du nie jemandem was getan hast. Dass sie einfach nett und freundlich reagiert und mich nicht abweist. Dass ich danach noch mit ihr reden kann.«

Er weiß: Damit sie sich näherkommen können, muss er ihr erst einmal sehr fremd werden.

Am nächsten Tag, im Zug, ist die Angst wieder da. Es ist ein Morgen im März. Draußen wischt Deutschland in Grau und Grün vorbei. Drinnen geht das Leben seinen Gang. Laptops werden aufgeklappt, Rücklehnen in Entspannungsposition gebracht. Keiner hat etwas Entscheidendes vor sich. Jonas' Hände zittern. Im ICE-Restaurant bestellt er Tee. Er kann nichts essen. Er rennt zweimal aufs Klo. Er läuft, als bewege er sich unter Wasser. Er beugt sich flüsternd über den Tisch und wägt immer wieder die möglichen Ausgänge ab:

»Sie ist meine große Schwester. Wir haben ein enges Verhältnis. Sie hat mich eigentlich immer in Schutz genommen.«

»Sie ist total tolerant. Ich glaube, die lässt jeden so leben, wie er will, solange er niemandem schadet. Sie kennt ja auch viele, die homosexuell sind. Sie redet zum Beispiel auch ganz selten schlecht von jemandem.«

»Sie macht sich ja schon länger Sorgen. Ich glaube, es ist ihr wichtiger, zu wissen, was mit mir los ist, als es nicht zu wissen.«

»Vielleicht hat sie von mir erwartet, dass ich es ihr spätestens hätte sagen müssen, als sie ihr erstes Kind bekommen hat. Ich hoffe, sie versteht, dass das ein schwerer Schritt ist. Dass es einfach Zeit gebraucht hat.«

»Ich hab ja noch einige Joker. Dass ich auf eigene Kosten nach Berlin fahre. Dass ich noch nie jemandem etwas getan habe. Dass ich sogar Medikamente nehme.«

»Ich kenne sie als Schwester. Ich weiß nicht, wie sie als Mutter reagieren wird.«

Er hat den Brief dabei, falls sie ihn bittet zu gehen.

Schon eine Stunde nachdem er aus dem Zug ausgestiegen ist, kommt eine SMS: »Alles ok.« Gegen sieben ruft er noch einmal an, fröhliches Kindergeschrei im Hintergrund, die Kleinen werden zu Bett gebracht. »Es war noch besser als in meinen Träumen«, sagt er. Am Abend werden sie es gemeinsam dem Lebensgefährten seiner Schwester sagen.

Am Freitag, den 9. März, konnte man in einem Park in einer Kleinstadt einen Mann und eine Frau beobachten, beide um die dreißig, die schweigend nebeneinanderher gehen. Irgendwann beginnt der Mann zu sprechen. Ein paar Minuten später nimmt die Frau ihn in den Arm. Sie fängt an zu weinen.

In seinem Tagebuch notiert Jonas später:

»Die Welt dreht sich weiter.« Das ist der erste Satz, den seine Schwester zu ihm gesagt hat. Und dass sie weiß, dass er noch nie jemandem etwas getan hat, und dass sie um ihn weint, weil sie jetzt weiß, dass er nie ganz glücklich werden kann.

Im Mai 2012 lebt er seit über einem Jahr ohne die Bilder. »Ein Jahr ohne Selbsthass und ohne Angst«, sagt Jonas. Er fühlt sich besser. Er sagt: »Ich kann mir jetzt ein Leben in dreißig Jahren vorstellen: Keine Frau, keine Kinder – das wird sich nicht anders machen lassen. Ich kann trotzdem gute Freunde haben. Ich kann trotzdem halbwegs glücklich werden. Das seh ich jetzt tatsächlich.«

Wenn seine Schwester ihn anruft, fragt sie intensiver nach. Sie sagt: Du klingst heute nicht so gut, was ist denn los?

Dann erzählt er zum Beispiel, dass er einen Jungen in der Stadt gesehen habe oder im Fernsehen und dass es ihn manchmal immer noch in schwarze Löcher stürzt, zu wissen, dass er keinem je näherkommen könne.

Im Juni hat er seine letzte Therapiestunde. Er fragt sich, wie es ohne die Gruppe weitergeht. In Zukunft werden sie sich nur noch einmal im Monat treffen, privat, ohne Therapeuten. Er braucht weiterhin die Unterstützung der anderen. Seine Libido, sagt er, sei durch Salvacyl nicht völlig abgeschaltet, vielleicht fünf Prozent seien davon übrig. In Krisensituationen, bei einem Umzug zum Beispiel, müsse er immer noch aufpassen.

In der letzten Stunde bedankt er sich bei allen, vor allem bei den Therapeuten, die als Familienväter die Kraft aufbrächten, zu Leuten wie ihm so nett zu sein. Und er sagt, dass er seine wichtigsten Ziele erreicht habe. Sie verabschieden sich wie immer mit Handschlag. »Ich durfte«, sagt Jonas nach der Stunde, »eine ganz andere Liga von Freundschaft kennenlernen.«

Die Sommerferien verbringt er mit seinen Eltern und der Familie seiner Schwester am Meer. Keiner schaut hin, wenn er mit seinen Neffen Fußball spielt. Seine Familie vertraut ihm. Alle wissen auch, dass die Kinder noch nicht in dem Alter sind, in dem er sie mit anderen Augen betrachten könnte. Er ist überrascht, wie gut er ohne die Gruppe klarkommt. Nur einmal geht es ihm schlecht. Sie sitzen gemeinsam vor dem Fernseher. Es läuft ein Film über Kinderhandel. Jonas hat die Fernbedienung in der Hand, aber er schafft es nicht umzuschalten. Irgendwann werden Fotos gezeigt, von halb nackten Kindern. Sofort spürt er

die Erinnerungen aufsteigen, an die Tausenden von Bildern, die er selbst gesehen hat, Bilder, die viel schlimmer waren als die gezeigten. Und er schämt sich, weil er weiß, dass seine Schwester es auch weiß. Er verlässt unvermittelt das Haus und geht am Strand spazieren, kommt erst zurück, als alle schon schlafen. Am nächsten Tag spricht ihn die Schwester darauf an. Sie sagt, dass sie den Moment auch schlimm gefunden habe und dass sie gut verstehen könne, dass es ihm schlecht ging.

Irgendwann in diesem Sommer beschließt er, es auch seinen Eltern zu sagen. Dieses Mal hat er keine schlaflosen Nächte. Er ist sich des Rückhalts seiner Schwester sicher. Seine größte Sorge ist, wie seine Eltern damit klarkommen und ob es ihre Beziehung belasten wird. An einem Donnerstag ruft er zu Hause an und sagt seinem Vater, dass er ihnen am Wochenende etwas Wichtiges sagen muss. Als er am Freitag im Zug sitzt, klingelt sein Handy. Seine Schwester ist dran und erzählt ihm von einem Anruf der Mutter. Die Mutter habe von ihr wissen wollen, ob Jonas eine unheilbare Krankheit habe, und die Schwester habe verneint. Jedenfalls nichts Körperliches. Später habe die Mutter noch einmal angerufen und ihr gesagt, dass sie nachgedacht habe. Und sie sei zu dem Schluss gekommen, dass er, egal, was er ihr sagen wolle, immer ihr Sohn bleibe.

Am selben Abend sitzt er bei seinen Eltern im Wohnzimmer. Er beginnt zu reden: dass er sich von kleinen Kindern angezogen fühle, sagt er, genauer gesagt von kleinen Jungen, und dass seine Eltern wissen müssten, dass er nie jemandem etwas getan habe.

Bevor wir weiterreden, habe sein Vater gesagt, dass er ihn erst mal in den Arm nehmen müsse. Dann sei der Vater aufgestanden und habe ihn in den Arm genommen.

»Ich habe«, sagt Jonas, »mir die richtige Familie rausgesucht. Immerhin.«

Als der Herbst kommt, geht es ihm wieder schlechter. »Ein Kollege hat mir erzählt, er hat eine Freundin, er wird Vater. Das zieht mich immer wieder total runter. Dann denke ich, toll, das wirst du nie erreichen.« Aber das sind einzelne, schwarze Tage. Die Selbstmordgedanken sind weg. »Ich verurteile mich jetzt nicht mehr für die Neigung. Weil ich einfach weiß, dass ich nichts dafür kann. Wobei: Manchmal find ich's selber total krass. Dann blitzt das so unvermittelt auf: Wie kannst du bloß "C kleine Jungs als potenzielle Sexualpartner betrachten? Wie funktioniert so was? Wie kann es sein, dass es einen wie dich überhaupt gibt? Ich habe mich das schon immer gefragt, aber ich habe keine Antwort drauf

gefunden. Ich bin kein Karrieretyp. Beziehungstechnisch erwarte ich natürlich auch null. Wer mir halt sehr wichtig ist, ist meine Familie.«

Müsste er nicht andere Ziele entwickeln als ein Leben lang auf etwas zu verzichten?

»Das ist mehr eine Vorgabe als ein Ziel«, sagt er. »Ich lebe ja nicht nur dafür, niemandem zu schaden.«

Aber wofür dann?

»Ich versuche«, sagt Jonas, »mich im Jetzt zu bewegen.«

Er sieht an diesem Tag nicht besonders glücklich dabei aus.

Wenn es am Ende seines Lebens ein paar Menschen gibt, die unverletzt geblieben sind, weil er eine richtige Entscheidung getroffen hat, wird das keiner wissen. Bekannt werden immer nur die, die ihre Neigung ausleben, Männer wie der Schöpfer jener verkehrten Welt im Odenwald, in der die Opfer sich schämten und der Täter nach Frankfurt fuhr und sich von Honoratioren und Bundesverdienstkreuzträgern umschwärmen ließ.

Wenn ein Leben gelungen ist, weil Menschen ihr Potenzial ausgeschöpft haben, dann wird Jonas' Leben gelungen sein, weil er das, was in ihm ist, mit allen Mitteln unterdrückt hat. Er wird kein Bundesverdienstkreuz dafür bekommen. Er kann noch nicht einmal ein Schulterklopfen erwarten. Keiner darf je von dem Kampf erfahren, den er führen muss, solange er lebt. Außer jene, von denen er weiß, dass sie ihn lieben.

•

## Die geteilte Straße

*Victor und Ercan wohnen in Berlin nur wenige Schritte voneinander entfernt – doch Victor wird einmal studieren, Ercan um eine Ausbildung kämpfen. Wie viele Kinder in Deutschland trennt sie eine fast unüberwindbare Bildungskluft.*

Von Julia Friedrichs, Die Zeit, 04.07.2013

Es gibt einen Ort, an dem sie sich dann doch treffen: die Eltern und Kinder von beiden Seiten der Bildungskluft. Im Metrobus der Linie M 41 stehen sie ineinander verkeilt: die poppigen Kinderwagen von Bugaboo, in denen Nepomuk und Mathilda und Nathan sitzen, und die abgenutzten Buggys mit Kindern namens Suad und Yassir und Esraa. Die M 41, ein langer gelber Bus, durchquert Berlin vom Hauptbahnhof über den Potsdamer Platz bis ans Ende Neuköllns. Nach planmäßigen 23 Minuten, auf der Hälfte der Strecke, hält der Bus am Schauplatz dieser Geschichte und entlässt die Kinderwagen auf den Bürgersteig am Rande der vierspurigen Urbanstraße.

Im Film würde man nun in die Vogelperspektive schneiden, und man könnte sehen, wie sich unten in Berlin-Kreuzberg Reich und Arm, Blond und Dunkel, Bugaboos für 800 bis 1.000 Euro das Stück und No-Name-Buggys auf sonderbare Weise sortieren.

Die blonden Kinder werden von ihren Eltern in Seitenstraßen geschoben, die nach Norden führen, in Richtung frisch sanierter Altbauten. Als "beste Kreuzberger Lage" preisen die Makler das Viertel an, in dem es eine japanische Galerie gibt, unzählige Babymode-Läden und Quadratmeterpreise, die 40 Prozent über dem Mietspiegel liegen. Hier im "Graefe-Kiez" buchen manche Väter und Mütter Breikochkurse, singen mit ihren Kleinkindern englische Lieder und nutzen die Elternzeit, um die Welt zu bereisen. Viele aber versuchen einfach, ihre Töchter und Söhne gut großzuziehen.

Die No-Name-Buggys biegen in eine Achtziger-Jahre-Siedlung südlich der Urbanstraße ab: viel Beton, 3.000 Bewohner, 80 Prozent Einwanderer. 60 Prozent leben mit Unterstützung vom Amt. Manche Familien wohnen zu acht in dreieinhalb Zimmern. Mütter und Väter, die selbst nie richtig lesen und schreiben gelernt haben, schütteln ratlos den Kopf,

wenn ihre Kinder ihnen die Hausaufgaben zeigen. Einige der Erwachsenen versumpfen vor Fernsehern, in denen arabische Digitalsender laufen. Viele aber treibt auch hier nur eines an: ihre Töchter und Söhne möglichst gut großzuziehen.

Das Altbauviertel und die Neubausiedlung liegen im Einzugsbereich derselben Grundschule. Doch die Menschen auf beiden Seiten der Straße leben in unterschiedlichen Universen.

Die Urbanstraße ist 33 Meter und 80 Zentimeter breit. Das ist sie: die viel zitierte "Bildungskluft".

Pisa-Studie, OECD-Bericht, Bildungsbericht der Bundesregierung, die Grundschulstudien Iglu und Timss, die jüngste Erhebung der Bertelsmann-Stiftung – immer und immer wieder wird das deutsche Bildungssystem untersucht, mit unterschiedlichen Methoden und unterschiedlichen Fragestellungen. Die Diagnose ist immer dieselbe: In Deutschland sind die Bildungschancen extrem ungleich verteilt.

Die Schule ist eine Sortiermaschine. Erfolgreich sind vor allem die Kinder, deren Eltern ihnen viel mitgeben können. 15 Prozent der Kinder dagegen gelten als abgehängt, meist die Armen, meist von Anfang an. Jeder siebte Viertklässler kann kaum lesen. Fast jeder Fünfte hat am Ende seiner Pflichtschulzeit nicht mal Basiskenntnisse im Schreiben, Rechnen, Lesen und einer Fremdsprache. Es gebe "einen stabilen Sockel der Abgehängten", heißt es im Bildungsbericht der Bundesregierung. "Wir produzieren eine homogene Gruppe von Bildungsverlierern", lautet das Fazit des Autors der Deutschen Jugendstudie.

Das alles ist bekannt – und bleibt doch abstrakt. Als seien es unbeschreibbare Kräfte, die Kinder in Gewinner und Verlierer unterteilen. Aber das ist ja nicht so. Deshalb der Versuch, im Kleinen nach Gründen für diese Unwucht im Großen zu fahnden. Auf beiden Seiten der Urbanstraße. Auf beiden Seiten der Kluft.

Schon bald wird klar, dass es das eine, entscheidende Hindernis nicht gibt. Wer begreifen will, muss sich auf ein Puzzlespiel einlassen.

Die Architekten der Neubausiedlung haben Anfang der achtziger Jahre eine Burg gebaut: Betonblöcke gruppieren sich um einen großen Hof. Zur Straße hin verriegeln Schlagbäume die schmalen Durchfahrten. An beiden Seiten wird die Siedlung von

Lebensmitteldiscountern flankiert. Wer will, kann leben, ohne die Burg zu verlassen. Wer von außen schaut, sieht keinen Anlass, sie zu betreten.

Ein regnerischer Dienstagnachmittag. Trotz des Wetters sind Dutzende Kinder in der Siedlung unterwegs. Eine Gruppe Neun- oder Zehnjähriger rennt über den Hof, verschwindet, kommt wieder. Teenager kicken auf dem Bolzplatz. Zwei Mädchen schieben Babys in Buggys umher. Ein Bild, das im Rest des Landes über Jahre Alltag war und heute ungewohnt erscheint: so viele Kinder und kein Erwachsener, der aufpasst.

Schließlich quert doch einer den Hof: Hussein Erim, 49, ein kleiner Mann mit rundem Gesicht. Er hat seine zehnjährigen Drillinge aus der Schule abgeholt. Jetzt bringt er sie zum Nachhilfeunterricht in den türkischen Nachbarschaftsverein.

Wer mit Hussein Erim reden will, braucht einen Dolmetscher. Hussein Erim lebt seit zehn Jahren in Berlin und spricht noch immer kaum Deutsch. Seine Lebensgeschichte ist wie die vieler Menschen in der Siedlung unübersichtlich. Etliche pendeln zwischen der alten Heimat und Deutschland hin und her. Später wird eine Mutter von der anderen Seite der Kluft erzählen, sie fürchte, die Menschen in der Siedlung seien kulturlos, weil sie entwurzelt seien. Deshalb wolle sie ihre Kinder nicht mit Kindern aus der Siedlung auf eine Schule schicken. Es ist eine der Vermutungen, die Menschen übereinander anstellen, die nie miteinander reden.

Hussein Erim lernte seine Frau Selma in der Türkei kennen. Er lebte dort, sie war in Berlin aufgewachsen und zum Urlaub in der Türkei. Sie waren zwanzig und heirateten sofort – gegen den Willen der Eltern. Mit den Jahren bekam das Paar drei Kinder. Sie lebten mit Selma Erim in Deutschland. Hussein Erim blieb in der Türkei. Erst, weil er musste, das Militär zog ihn ein, dann, weil er wollte. Selma blieb lieber in Berlin. Jahrelang führte das Ehepaar eine Fernbeziehung. Erim hatte in der Türkei Arbeit als Gärtner, Selma die Familie in Deutschland. "Eigentlich lief das gut", übersetzt der Dolmetscher. Dann aber, mit Ende 30, wurden die Erims noch einmal Eltern – von Drillingen. Ein Mädchen, Sevcan, und zwei Jungs: Erkan und Ercan, der sich "Erdschan" ausspricht, als sei er die weichere Version seines Bruders. Wenn der Vater erzählt, ragen einzelne deutsche Worte wie Inseln aus seinem türkischen Redefluss: "Familienzusammenführung", "Ein-Euro-Job", "Elternabend".

Vor der Geburt der Drillinge siedelte Erim nach Berlin über. Ein Mann, der stolz darauf war, dass er mit seiner Gärtnerschere aus einer Hecke einen Frauenkörper formen konnte. Ein Mann, für den es in Deutschland keine Arbeit gab. Als Ein-Euro-Jobber sammelte er Müll und reinigte Parks. Aber das ist vorbei. Seine Frau ist seit Jahren schwer krank. Sie sieht schlecht, hat Diabetes und verlässt die Wohnung nur noch selten. Deshalb ist Hussein Erim nun vor allem Mann und Vater.

Der Übersetzer sagt für ihn: "Ich will die Kinder sicher durch den Alltag führen, ihnen Moral und Respekt beibringen. Ich bin bereit, alles für sie zu tun."

"Warum können Sie noch immer nicht so gut Deutsch, Herr Erim?" Er erzählt, dass er einen Deutschkurs besuche, aber viel zu oft sei es so wie am Vortag. "Da saß ich da, die Aufgaben vor mir: Ich komme. Ich komme nicht. So habe ich geschrieben. Und da kam ein Anruf: Erkan hat Ärger in der Schule." Er sei hingefahren. Später habe er sich um seine beiden Enkel gekümmert. "Die Drillinge, die Enkel", sagt Erim. "Es ist anstrengend. Mein Kopf ist zu voll mit Problemen."

"Anstrengend" – ein Wort, das man häufig hört. Als Antwort auf die Frage, warum Eltern nicht mit ihren Kindern lesen, warum an den Nachmittagen der Fernseher läuft, warum die Familien so selten den Weg aus der Siedlung finden. Anstrengend – zunächst klingt das nach einer zu einfachen Entschuldigung. Aber schnell wird klar, dass Hussein Erim ernsthaft um seine Drillinge bemüht ist, und man fragt sich: Wie würde man selber das Leben meistern? Verantwortlich für drei große Kinder, drei kleine Kinder, zwei Enkel und eine kranke Frau? Und ohne feste Arbeit?

Eine Woche später, wieder ein Dienstag. Diesmal auf der anderen Seite der Straße, hundert Meter vom Bolzplatz der Siedlung entfernt. Im Seminarraum eines Elterncafés liegen türkisfarbene Yogamatten im Kreis. Sieben Frauen und ein Mann sitzen darauf. Sie schwingen Seidentücher und zählen dazu auf Englisch. Dabei schauen ihnen Kleinkinder zu: begeistert die einen, entsetzt die anderen, fragend die dritten. Little Music Makers heißt der Kurs, musikalische Frühstförderung auf Englisch. 135 Euro für zehn Stunden.

Am Ende der Stunde kippt die Leiterin eine riesige Tasche mit Trommeln, Rasseln und Triangeln aus: ein Berg, auf den die Kleinkinder zuwanken. Das Bild brennt sich ein: Hier gibt es mehr als genug für jedes Kind. Die Nachfrage nach ihren Kursen sei gewaltig,

sagt die Leiterin, genau wie in privaten Kinderschwimmbädern, bei Ballettkursen und in der Zirkusschule.

Es ist die Folge eines gesellschaftlichen Großtrends: Akademiker bekommen relativ spät relativ wenige Kinder. Sie sind bereit, für deren Förderung einiges zu tun, einiges zu zahlen. Man ahnt, dass Hussein Erim da nicht mithalten kann.

Katharina von Borcke, eine der Mütter, sitzt nach dem Kurs noch mit ein paar anderen bei einer Waffel zusammen. Die Mütter sind sich einig: Man bleibe hier schon sehr "unter sich". Beim Babyschwimmen, beim PEKiP-Krabbelkurs, im evangelischen Kindergarten. Katharina von Borcke sagt: "Ich weiß, dass durch vieles, was wir machen, eine Riesenschere zu den ärmeren Familien entsteht. Das ist hart. Aber natürlich ist mein Kind mir am nächsten."

Ihr Kind heißt Victor und ist fast zwei Jahre alt. Ein dunkelblond gelockter Junge, der gerade um sich tritt. Victor ist müde. Katharina von Borcke ist alleinerziehend; kurz nach der Geburt ging sie wieder arbeiten. Morgens bringt sie Victor in die Kita, dann fährt sie ins Büro, in eine PR-Agentur. Nach der Arbeit holt sie Victor wieder ab, der Abend gehört ihm. Auch das klingt nach einem anstrengenden Leben. Aber Katharina von Borcke hat den Ehrgeiz, ihrem Kind alles zu bieten.

Hussein Erim und Katharina von Borcke haben weder dieselbe Sprache noch dieselbe Heimat oder dieselben Erfahrungen. Dass sie sich fremd sind, verwundert nicht. Weder auf dem Hof der Siedlung noch im Little Music Makers-Kurs werden ihre Kinder sich begegnen. Auch nicht auf einem der beiden Spielplätze des Viertels, denn auf dem einen toben die Kinder aus der Betonburg, auf dem anderen die aus den Altbauten. Diese Teilung wäre in Ordnung, wenn nicht die Chancen auf eine Zukunft ebenso aufgeteilt wären: viele Chancen für die Kinder in den Altbauten, wenige für die in der Betonburg.

Je vielfältiger eine Gesellschaft ist, schreibt der Soziologe Heinz Bude, desto dringender brauchten die Menschen Orte, an denen sie das Zusammenleben üben. Das, sagt Bude, sei die Kernaufgabe der staatlichen Institutionen: der öffentlichen Kindergärten und Schulen. Hier müsste es egal sein, wer auf welcher Seite der Kluft geboren wurde.

Das Fatale ist, dass das Bildungssystem diesen Auftrag nicht erfüllt. Ob ein Kind lesen lernt, hängt laut der Grundschulstudie vor allem von dessen sozialer Herkunft ab. Statt

Unterschiede zwischen Kindern auszugleichen, vergrößert das Schulsystem sie. Wie kann das sein?

Die Schule liegt auf der wohlhabenden Seite der Kluft. Jeden Morgen ziehen die Kinder aus der Neubausiedlung in einer Art Prozession zu dem Backsteinbau im "beliebten Gründerzeitviertel"; so steht es auf der Homepage der Grundschule. Es ist unwichtig, wie diese Schule heißt. Denn das, worum es geht, geschieht in fast jeder Schule in fast jeder deutschen Stadt.

Wie in fast allen Bundesländern sind die Grundschulen auch in Berlin Einzugsbezirken zugeteilt. In Kreuzberg hat das Bezirksamt Straße für Straße, Haus für Haus festgelegt, wohin welcher Schüler gehört. Eigentlich sollen die Kinder beiderseits der Urbanstraße an dieser Schule sechs Jahre lang miteinander lernen.

Hussein Erim denkt gerne an seine Schulzeit zurück. Noch heute ist er traurig, dass er nur zwei Jahre lang lernen konnte. Er war schon neun, als er eingeschult wurde, und erst elf, als er anfangen musste zu arbeiten. Die Familie war arm. Eigentlich sei es ein großes Glück, dass sie jetzt hier seien, sagt er. "Ich will, dass meine Kinder viel lernen", sagt Hussein Erim – beziehungsweise: Der Dolmetscher sagt es für ihn. Und dann, auch wenn man kein Wort versteht, hört man, wie das Gespräch kippt. Erim spricht lauter, wird wütend. Auf wen? "Es ist die Schule. Die Kinder sind unglücklich dort."

Weil das, was jetzt kommt, ihm offenbar besonders wichtig ist, wechselt Erim ins Deutsche. "Ich frage meine Kinder: ›Die Klasse gut?‹ – ›Nein, Baba‹, sagen sie." Erim schreit jetzt fast. "Ich frage: ›Die Schule gut?‹ – ›Nein, Baba.‹ Warum? Warum?" Seine Söhne Ercan und Erkan zählen die Tage, die es dauert, bis sie mit der Schule fertig sein werden. Hussein Erim fragt sich: "Wie kann das sein, dass ein Kind die Schule nicht liebt?"

Andere Familien werden diese Klage in etlichen Varianten wiederholen. Sein Sohn sei in der dritten Klasse und habe noch nicht mal alle Buchstaben gelernt, sagt ein Vater. Die Lehrer seien alt und oft krank, ihr Sohn habe in sechs Jahren nicht einen Ausflug gemacht, sagt eine Mutter. Ihr Kind sitze in einer Klasse mit 22 ausschließlich türkischen und arabischen Mitschülern, erzählt eine andere Mutter. Sie fände es schön, wenn wenigstens ein paar Deutsche da wären, "mehr unterhalten, mehr sozialisieren".

Die Direktorin der Schule lehnt ein Interview ab. Es wird dauern, bis sich der Konrektor und zwei sehr engagierte Lehrer doch zu einem Gespräch bereit erklären.

Ercan Erim aber, Hussein Erims Sohn, möchte reden. "Darf ich?", fragt er höflich.

Ercan, ein schmaler, blasser Junge mit wachen Augen und einem breiten Lachen, sitzt am Tisch im türkischen Nachbarschaftsverein. Wie so oft trägt er seinen schwarzen Trainingsanzug. Ercan liebt Fußball. Er hat nicht nur eine doppelte Staatsbürgerschaft, er ist auch Doppel-Fan: FC Bayern und Fenerbahçe Istanbul. Für ihn, den Zehnjährigen, ist das mit den zwei Heimaten kein Ding. Ercan versteht schnell. Seine Englischaufgaben hat er längst fertig, nun lässt er seinen Bruder Erkan abschreiben. Erkan ist oft wütend, weil bei ihm alles länger dauert. Vor Kurzem wollte er im Internet googeln, wie man schnell schlau wird. Er hat keine einfachen Antworten gefunden. Ercan hofft, dass sein Bruder mit den geschenkten Englischlösungen zumindest gut durch den nächsten Schultag kommt.

"Ich möchte, dass Erkan glücklich ist", sagt Ercan. Das ist eine seiner Sorgen. Die andere ist dieser Backsteinbau, in den er jeden Morgen gehen muss.

Ercan sagt: "Ich liebe meine Familie, es ist die beste von allen. Wir basteln, wir malen, wir kriegen aber auch Tadel. Ich überlege, später Sänger zu sein, weil ich Lieder liebe. Ich bin glücklich im Leben. Aber die Schule liebe ich nicht." Atemlos redet er weiter: "Wenn ich höre, dass einer zu meiner Schule gehen will, sage ich immer: Nein, soll er nicht machen. Wir lernen nicht so viel. Die Hälfte der Klasse macht die Hausaufgaben nicht. Es ist immer laut. Und wenn einer furzt oder schlimme Ausdrücke sagt, macht die Lehrerin nichts. Ich will mehr lernen. Ich freu mich, wenn ich nicht mehr auf dieser Schule bin."

Der Bildungsforscher Klaus Hurrelmann sagt, dass vor allem Schwache starke Institutionen brauchen. Orte, die ihnen Halt geben. Klare Regeln, feste Zuständigkeiten. "Fehlen diese Strukturen, ist das für die schwachen Schüler eine Katastrophe."

In Berlin hat man, wie überall im Land, in den vergangenen Jahren eifrig an den Schulen herumreformiert. Die ersten zwei Klassen sind zu einer fusioniert worden. Die Kinder sollen im "jahrgangsübergreifenden Lernen" im eigenen Tempo vorankommen. Die Einschulung ist vorgezogen worden. Viele Berliner Kinder sind an ihrem ersten Schultag gerade mal fünfeneinhalb Jahre alt. Wie in den meisten Bundesländern wurde die Schulzeit auf zwölf Jahre verkürzt. Die Kinder sollen früher, schneller, eigenständiger lernen. Inzwischen

legen erste Studien nahe, dass schwache Schüler seit den Reformen nicht aufgeholt haben, sondern sogar teilweise weiter zurückgefallen sind.

Nach Wochen gewährt die Schule von Ercan Erim und den anderen Kindern aus der Siedlung doch einen Termin. Es kommen: eine Sportlehrerin, die nichts beschönigt, ein Mathelehrer, der ein großes Herz hat, und der stellvertretende Schulleiter, der entschieden hat, so offen zu sprechen, wie es seine Funktion erlaubt. Die drei machen den Eindruck, dass sie sich bemühen. Das ist, bei den Bedingungen, unter denen sie arbeiten, ein echtes Kompliment.

Ein Schulhof ist wegen Baufähigkeit gesperrt. Auf dem zweiten, der auch bald dichtgemacht werden soll, parken zurzeit die Lastwagen der Arbeiter. Das Foyer ist dunkel und staubig. Die Toiletten in einer Turnhalle sind seit Langem unbenutzbar. Die Schule sei verdreckt, sagen die Lehrer. Sie und die Eltern putzten manchmal selber. Bis vor einigen Jahren hatte die Schule feste und zuverlässige Reinigungskräfte. Aber dann vergab die Stadt die Aufträge neu, um zu sparen. Jetzt putze eine Privatfirma und lasse ihren Leuten sehr viel weniger Zeit. Die Lehrer klagen: Es gibt großen privaten Reichtum, aber öffentliche Armut.

Kann man Kindern unter diesen Umständen die starke Institution geben, die sie brauchen?

Die drei Lehrer erzählen, das Kollegium der Grundschule sei betagt, wie überall in Berlin. Der Altersdurchschnitt der Lehrer in der Stadt liegt bei 50 Jahren, fast 1.500 Lehrer sind dauerhaft krank. Im Winter waren an der Schule drei Kollegen langfristig ausgefallen. Hatten dann noch vier, fünf Lehrer die Grippe, brach alles zusammen.

Was das bedeutet, beschreibt der Konrektor so: "Wenn nur so viele Lehrer da sind, dass wir irgendwie alle Kinder betreut bekommen, dann kann man keine Rücksicht darauf nehmen, ob Kinder noch Deutsch als Zweitsprache haben, ob eine Klasse in zwei Gruppen geteilt werden sollte, ob es Kinder mit besonderem Betreuungsbedarf gibt."

Inzwischen sind zwei Stellen an der Schule neu besetzt worden. Für den Senat ist die Versorgung damit "ausreichend". Der Konrektor sieht das anders. Das System funktioniert, wenn niemand krank ist. Und nur dann. Auch eine Pressesprecherin des Senats äußert sich. Sie teilt mit, die Erfahrungen der Kinder aus der Siedlung seien nicht verallgemeinerbar. "Wir haben sehr gute Schulen mit hohem Lmb-Faktor und hohem NdH-Faktor", sagt sie.

Lmb und ndH sind die amtlichen Maßeinheiten für Berliner Schüler. Lmb – das heißt "lernmittelbefreit". Es bedeutet, dass die Familien Hefte und Bücher nicht selber zahlen können. Es ist ein Codewort für "arm". NdH ist auch so ein Codewort und steht für "nichtdeutsche Herkunftssprache". Die Grundschule hat 80 Prozent Lmb- und 90 Prozent NdH-Kinder.

Wo also sind die Kinder aus den sanierten Altbauten?

Katharina von Borcke, die Mutter des zweijährigen Victor, will nichts dem Zufall überlassen. Sie hat den Bildungsweg ihres Sohnes früh und genau geplant. Dieser Weg wird Victor aus dem Viertel herausführen, weit weg von den Kindern aus der Siedlung. Katharina von Borcke hat eine Kita in Berlin-Mitte ausgesucht, weil es dort auch Englischstunden gibt. Später, so hofft sie, wird Victor eine bilinguale Grundschule besuchen. Victors Vater ist Engländer, und Katharina von Borcke glaubt, dass man Kinder schon früh fördern kann.

Katharina von Borcke kommt aus einem Dorf in Niedersachsen. Sie ist vor 20 Jahren nach Berlin gezogen, weil die Vielfalt der Großstadt sie anzog. Seit sie ein Kind hat, blickt sie anders auf ihre Umgebung. Sie sehnt sich für ihren Sohn nach einem sicheren und überschaubaren Umfeld, das so ist, wie damals ihr Dorf war. "Seit er da ist, falle ich in alte Muster zurück", sagt sie. Zunächst habe sie sich keine Gedanken darüber gemacht, ob man hier im Viertel ein Kind in die Schule schicken könne. Dann habe sie gelesen, dass die Kinder sich an den Schulen gegenseitig die Handys klauten. Ein befreundeter Rechtsanwalt habe ihr von Strafanzeigen gegen Schüler erzählt, wegen Schlägereien. "Ich weiß nicht, was davon stimmt", sagt sie. "Aber mir reicht schon ein Restrisiko, um zu entscheiden, dass ich das nicht will." So abstrakt formuliert, klingt das nachvollziehbar. Konkret heißt es aber: Mein Sohn wird mit einem wie Ercan Erim nie in dieselbe Schule gehen.

An diesem Nachmittag sitzt Ercan im Nachbarschaftstreff der Siedlung über einem Jutebeutel, den er mit Hieroglyphen bedruckt. "Das wird mein Name auf Ägyptisch", sagt er, "ich liebe Hieroglyphen." Sein Tischnachbar, ein großer Junge mit kurzem, schwarzen Haar, sagt: "Ich mag die auch und Nofretete, die Königin. Nur Ausmalen ist übelst langweilig." Wer die Tasche fertig und die Nofretete studiert hat, bekommt ein Zertifikat und darf am nächsten Morgen mit ins Ägyptische Museum. Für die Kinder ist das ein großes Ereignis.

200.000 Euro, gut 60 Euro pro Bewohner und Jahr: Das ist das Budget des Siedlungsmanagements. Teilzeitkräfte und Ehrenamtliche, Praktikanten und Studenten organisieren mit diesem Geld verschiedene Kurse, einen Kindertreff, einen Treff für Jugendliche und das sehr erfolgreiche Lernpatenprojekt, bei dem ehrenamtliche Nachhilfelehrer in die Familien gehen. Rund 50 solcher Patenschaften gibt es. "Mehr schaffen wir nicht. Dabei ist die Nachfrage riesig", sagt ein Student, der das Patenprogramm betreut.

In der Siedlung gibt es mehr als 1.000 Kinder. Seit 2008 spart das Land Berlin bei den Ausgaben für Kinder- und Jugendeinrichtungen. Je nach Bezirk wird das Budget jährlich um fünf bis acht Prozent gekürzt, das sind vier bis sieben Millionen Euro im Jahr. Aber wenn der Staat sich zurückzieht, entscheidet das Geld der Familien darüber, wer sich welche Förderung leisten kann.

"Wir fahren dann also morgen mit der U-Bahn nach Mitte", sagt ein Student, der den Ausflug organisiert. "Mitte, ist das wie Ostsee?", fragt Ercan. Die Ostsee ist sein Sehnsuchtsort. Im Januar 2010 war er mit seinen Geschwistern und seiner Mutter dort zur Kur. "An der Ostsee, das war wie ein Hotel", sagt Ercan. "Jeden Morgen gab es Cornflakes zum Frühstück. Wir haben da gelebt wie Reiche. Die Ostsee – das ist das Schönste. Aber Morgen: Ägyptisches Museum, da freue ich mich auch. Ich mag das Abenteuer."

Zwölf Kinder werden am nächsten Tag zu diesem Abenteuer aufbrechen. Auf der U-Bahnfahrt wird klar werden, dass viele ganz selten die Siedlung verlassen. Das sei zu anstrengend, wird Hussein Erim entschuldigend erklären.

In diesen Tagen hängen überall im Viertel Zettel aus. Eine Elterninitiative wirbt um Gleichgesinnte wie Katharina von Borcke. Eine Grundschule in der Nähe, heißt es in den Schreiben, werde bald bilinguale Klassen einrichten. Die Schule sei deshalb nicht an die amtlichen Grenzen gebunden. "No Einzugsbereich!", heißt es auf dem Zettel.

Der Mathelehrer der Grundschule im Viertel zuckt resigniert mit den Schultern. "Wir wissen, dass viele Eltern versuchen, mit ihrem Kind an eine andere Grundschule zu kommen", sagt er.

Der Integrationsrat der deutschen Stiftungen hat vor einem halben Jahr 108 Berliner Schulen untersucht. Die Forscher stellten fest, dass etliche Eltern die ihnen zugewiesene

Schule meiden, wenn diese einen hohen Ausländeranteil hat. Sie schreiben Bewerbungen an andere Schulen. Sie klagen gegen die Zuweisung. Bei einer Umfrage gaben sechs Prozent der Eltern zu, sich eine Scheinadresse im Bezirk einer anderen Grundschule besorgt zu haben. All das vertieft die Kluft.

Schwache brauchen starke Institutionen. Wenn das gelingen soll, dürfen Schulen nicht nach Marktgesetzen funktionieren. Denn sonst passiert das, was auf der Urbanstraße zu beobachten ist: Wer kann, flüchtet dorthin, wo er ein besseres Angebot vermutet. Zurück bleiben die, deren Eltern nicht nach Alternativen suchen wollen oder können. Zurück bleiben die, die eine hervorragende Schule besonders nötig hätten.

Wer sich weiter umhört, auf beiden Seiten der Kluft, der lernt noch etwas. Einmal entfesselt, funktioniert der Bildungsmarkt wie andere Märkte: Wer die attraktivsten Produkte feilbietet, darf die Regeln bestimmen, nach denen man ins Geschäft kommt.

Die Kita in der Neubausiedlung ist – anders als die Schule – bei den Eltern dort sehr beliebt. Man trifft regelrechte Fans. Frauen mit Kopftuch, die schwärmen, wie wichtig die Kita sei – je früher das Kind sie besuche, desto besser. Ältere Damen, die sagen: "Kindergarten hat uns viel, viel beigebracht. Wir sind sehr dankbar."

Das ist die Kurzfassung etlicher Studien zum Ertrag frühkindlicher Bildung: Vor allem die Kinder aus armen Familien profitieren davon.

Jutta Allmendinger, die Leiterin des Wissenschaftszentrums Berlin, schreibt: Migrantenkinder, die in der Krippe waren, gehen doppelt so häufig aufs Gymnasium wie die, die zu Hause betreut wurden. Der amerikanische Nobelpreisträger James Heckman hat berechnet, dass ein Land von jedem Dollar, den es in die frühe Förderung der Ärmsten investiere, einen Nutzen von sieben bis zwölf Dollar habe, weil es Sozialkosten spare und Steuern einnehme.

Auch die Kita der Siedlung hatte, wie die Schule, zeitweise einen sehr hohen Migrantenteil: 92 Prozent. Jetzt liegt er bei 80. Denn die Kita-Leiterin hatte eine Idee. Weil Krippenplätze für die ganz Kleinen auf beiden Seiten der Kluft knapp sind, richtete man große Räume in der Dachetage ein – eine Extragruppe für die Allerkleinsten. Dorthin bringen nun auch Eltern aus den Altbauten ihre Kinder.

Alle hätten sich sehr gefreut, erzählt die Leiterin. Doch bald waren die Kinder der Mittelschichtseltern wieder weg, nämlich als sie in die Gruppen für die Älteren wechseln sollten, zu den Jungen und Mädchen aus der Siedlung. "Die Eltern waren zufrieden mit unserer Arbeit", sagt die Leiterin, "aber dann hieß es: Nee, das ist mir nicht so recht, viele arabische Kinder, laute Kinder."

Das fand die Kita-Leiterin schade. Deshalb hat sie noch einmal überlegt, ob man ihre Idee nicht weiterentwickeln könnte – und den Eltern aus der oberen Etage in diesem Jahr ein Angebot gemacht: Ihre Kinder sollten gemeinsam wechseln können. In eine Gruppe. Zu einer Erzieherin, die sich die Eltern aussuchen durften. "Das hat geklappt", sagt die Leiterin. So haben sie jetzt in der Kita eine ganz besondere Gruppe, in die die fünf Mittelschichtskinder aus der Dachetage gehen.

"Wir stürzen jetzt auch in diesen Konkurrenzkampf der Institutionen um die Mittelschichtskinder", sagt der Mathelehrer der Grundschule. Und dann erzählen die Lehrer, dass sie dieselbe Methode anwenden wie der Kindergarten: Den Eltern der begehrten Kinder bieten sie besondere Konditionen an, schulen etwa eine Gruppe von Mittelschichtskindern gemeinsam in eine Klasse ein. "Wir kommen diesen Eltern ziemlich weit entgegen", sagt der Mathelehrer.

Ist das tatsächlich ein Weg, um die Kluft zu überwinden? Darf man Kinder in "attraktiv" und "unattraktiv" einteilen? Um die einen wirbt man, die anderen nimmt man hin? Sind ndH und Lmb die Faktoren, die eigentlich anzeigen sollen, wo der Staat helfen muss, inzwischen vor allem ein Kompass, der angibt, welche Schule Eltern umschiffen sollten? Darf man Kinder nach Herkunft und Haarfarbe ordnen?

Im vergangenen Sommer ist die Lage ein paar Straßen weiter, an einer anderen Grundschule, eskaliert. Tagelang standen Kamerateams an der Schultür, um einen Blick auf die sogenannte Deutschenklasse zu erhaschen. Auch an dieser Schule verspricht man den Eltern seit vier Jahren, dass Gruppen geschlossen in eine Klasse kommen können. Auch hier will man so Mittelschichtskinder locken, deren Eltern die Schule gemieden haben. "Die Eltern hatten Angst vor der Schule", erzählt ein Vater. "Auf den Spielplätzen hat man sich wahre Horrorgeschichten erzählt." Die Direktorin habe diesen Ängsten, die oft nicht mal begründet gewesen seien, etwas entgegensetzen wollen.

Am ersten Schultag im vergangenen Sommer wurde die Kluft so offenbar, dass die Verwandten einiger Erstklässler sich wehrten: In der A 3 saßen fast nur Mittelschichtskinder, die meisten deutscher Herkunft. In der Parallelklasse, der A 6, waren fast nur Kinder türkischer und arabischer Eltern. Eine gut situierte Klasse, eine arme. Eine helle, eine dunkle.

Das Schulamt wies die Rektorin an, diese Aufteilung rückgängig zu machen. Aber da hatten die neuen Erstklässler ihre erste Lektion schon gelernt: wie man Gräben vertieft.

Katharina von Borcke will das alles eigentlich nicht. Ihre eigene Schule mag sie unterfordert haben, doch im Nachhinein sieht sie auch viel Positives. Sie erzählt von einer polnischstämmigen Nachbarsfamilie, deren Kinder mit ihr in die Schule gingen. Der Vater war Waldarbeiter, die Familie heizte mit Holz. Manchmal stand die kleine Katharina halb erschauert, halb fasziniert da und sah zu, wie der Vater ein Schwein schlachtete. Die Nachbarn hatten das Spielzeug, das zu Hause verboten war: aus Plastik, mit Lichtern und lauten Tönen. "Ich weiß, dass ich, wie die meisten Eltern hier, meinem Kind solche Erfahrungen verbaue", sagt sie.

Wenn Hussein Erim sich an seine Schulzeit erinnert, spricht er von Liebe. Es ist ein ungewohntes Wort in einer in Deutschland oft sehr abstrakt geführten Bildungsdiskussion. Hussein Erim glaubt, dass Liebe das alles Entscheidende sei. Als sein Lehrer starb, weinte er lange. Wann immer er in der Türkei ist, fährt er an sein Grab.

"Warum haben Sie Ihren Lehrer geliebt, Herr Erim?"

Hussein Erim streicht sich als Antwort mit der flachen Hand über den Kopf, spitzt die Lippen zu imaginären Küsschen und strahlt. So, sagt er, habe sein Lehrer ihn belohnt, wenn er die Aufgaben richtig gemacht habe. "Gut, mein Sohn", habe der Lehrer gesagt. "Ich freue mich sehr. Weiter so. So wirst du ein anständiger Herr."

Wenn sein Sohn Ercan die Hefte vorzeige, sagt Erim, höre der höchstens ein müdes "Hmmm".

"Der Lehrer ist der Hirte", sagt Erim. "Er muss lieben und strafen. Aber er darf dem Kind gegenüber doch nicht gleichgültig sein."

Eine Gruppe, in der nicht alle gleich sein müssen. Ein Lehrer, der liebt und leitet. In diesem Moment scheinen sich Katharina von Borcke und Hussein Erim recht nah zu sein. Es macht wenig Mühe, sich eine Schule zu erträumen, in der beide glücklich sein könnten. Dass es so eine Schule nicht gibt, wird Victor von Borcke den kurzen Schulweg kosten. Ercan und Erkan Erim vielleicht die Chancen auf eine bessere Zukunft.

Schon jetzt ist die erste Weiche gestellt: Das Schuljahr ist zu Ende, die Grundschule vorbei. Von August an werden Erkan und Ercan auf eine Gemeinschaftsschule gehen. Wieder werden sie mit Kindern aus ärmeren Familien, mit Kindern, deren Eltern eingewandert sind, in einer Klasse sitzen. Trotzdem fiebern die beiden dem neuen Schuljahr entgegen. Sie glauben fest daran, dass dann alles besser wird.

Ercan und Erkan Erim scheinen dem deutschen Bildungssystem noch eine Chance geben zu wollen. Man kann nur hoffen, dass sie nicht enttäuscht werden. Dass sie es schaffen, die 33 Meter und 80 Zentimeter breite Kluft zu überwinden.

Dani Mansoor, ein Nachbar von Hussein Erim, hat an diesem Morgen wieder einmal die Scherben zerbrochener Flaschen vor seiner Tür weggefegt. Fast jeden Tag geht in der Siedlung etwas zu Bruch. Wenn die Kinder zwölf, dreizehn Jahre alt seien, so berichten es alle hier, könne man viele nicht mehr erreichen. Sie seien dann nach Jahren der Niederlagen frustriert. "Die Menschen von der anderen Seite", sagt Mansoor, "die denken, das geht sie nichts an. Aber die Wut breitet sich aus wie ein Virus."

Einer der Studenten, die die Lernpatenschaften planen, blickt auf den Hof und sagt: "Es heißt immer: Kinder sind unsere Zukunft. Aber die Kinder hier in der Siedlung, die sind mit dem Satz oft nicht gemeint."

Das könnte das Ende sein. Aber das sollte es nicht. Zu mutlos, zu trist. Das Ende sollte der Moment sein, in dem Ercan Erim tanzt.

Gerade ist er am Berliner Alexanderplatz aus der U-Bahn gesprungen. "Der Eiffelturm, oder?", hat er gefragt und auf den Fernsehturm gezeigt. Er ist die große Chipperfield-Treppe hochgerannt. "Auf keinen Fall Aufzug fahren!", hat er gerufen. Und seinem Bruder, der lustlos hinterhertrottete, hat er zugerufen: "Freu dich doch, Erkan, bitte, freu dich doch!" Ercan hat die sieben Seiten mit Aufgaben für die Schnitzeljagd fließend vorgelesen, und jetzt tanzt er, dreht sich im Kreis, klatscht in die Hände und jubelt: "Ist die

schön, oder?" Dann kommt er zur Ruhe. Ercan Erim steht vor der Büste der Königin Nofretete und ist froh.

Beistück: Falsche Anreize

Die Diagnose ist gestellt. Und jetzt? Ist die Kluft überhaupt zu schließen? Die Bildungsforschung antwortet mit einem "Jein". Der Staat kann keine Wunder vollbringen, er wird die Unterschiede zwischen armen und reichen, umsorgten und weniger geförderten Kindern nie ganz aufheben können. Aber das Bildungssystem, da sind die Ergebnisse eindeutig, ist mitverantwortlich dafür, wie tief die Kluft ist. Nur in vier anderen Industriestaaten – Belgien, Chile, Türkei und Ungarn – sind die Chancen der Kinder so sehr vom Status der Eltern abhängig wie in Deutschland.

Es gibt Studien, die untersuchen, wie vielen Kindern es gelingt, trotz widriger Umstände gute Leistungen zu erzielen. In Finnland überwinden 46 Prozent der eigentlich benachteiligten Kinder die Kluft, in Deutschland nur 23 Prozent. Was also müsste hier anders laufen?

Mehrere Studien legen nahe, dass der Staat möglichst früh möglichst viel in Bildung investieren müsste. Das Geld sollte vor allem bei denen landen, die keinen günstigen Start hatten. In der US-amerikanischen Kleinstadt Ypsilanti im Bundesstaat Michigan begann 1962 ein inzwischen berühmtes Experiment. Ein Forscherteam teilte Kleinkinder aus den ärmsten Familien der Stadt per Losentscheid in zwei Gruppen ein: Die eine beobachtete man nur; die andere durfte einen kostenlosen Halbtagskindergarten besuchen, ihre Erzieher waren gut ausgebildet, der Betreuungsschlüssel war ideal. 40 Jahre lang verglichen Forscher die Leben jener Kinder, die zwei Jahre lang bestmöglich gefördert wurden, mit denen, die das Pech hatten, nicht in den Kindergarten gelost worden zu sein. Der Wirtschaftsnobelpreisträger James Heckman wertete die Studien aus. Sein Ergebnis: Die geförderten Kinder fanden bessere Jobs, zahlten mehr Steuern, brauchten weniger staatliche Unterstützung, und sie wurden seltener kriminell.

Die Kleinstadt Ypsilanti ist weit weg, das Jahr 1962 längst Vergangenheit, doch die Leiterin des Wissenschaftszentrums Berlin, Jutta Allmendinger, kommt nach der Auswertung zahlreicher Statistiken zum selben Fazit: "Erstens, je früher wir im Lebenslauf in Bildung investieren, umso höher sind die Erträge. Die Erträge von früher Bildung sind, zweitens, vor allem für benachteiligte Gruppen hoch."

Der deutsche Staat setzt mit seiner Bildungs- und Familienpolitik derzeit aber ganz andere Anreize: Er zahlt viel Geld direkt an die Familien und gibt vergleichsweise wenig für eine gute Infrastruktur aus. Kindergeld, Kinderfreibeträge, Elterngeld und Betreuungsgeld – das alles kostet und kommt, entgegen der Forderung vieler Bildungsforscher, nicht in erster Linie denen zugute, die es besonders nötig hätten. "Kinder werden von Geburt an ungleich alimentiert", schreibt Jutta Allmendinger. "Und zwar nicht entgegen dem Einkommen ihrer Eltern, um so einen Ausgleich zwischen den sozialen Schichten zu schaffen, sondern entsprechend dem Einkommen der Eltern."

Nur 0,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts investiert der Staat in Kindergärten. Das ist die Hälfte dessen, was die OECD empfiehlt. Und viel weniger als Länder wie Dänemark (2,1 Prozent), Schweden (1,7 Prozent) und Frankreich (1,2 Prozent) für die frühe Bildung der Kleinsten ausgeben.

Zudem leistet sich Deutschland einen Flickenteppich aus pädagogischen Konzepten und Systemen. Die Bundesländer muten Lehrern und Schülern ständige Reformen zu. Auch das, vermuten Bildungsforscher, schade vor allem schwachen Kindern. Denn sie brauchen starke Erzieher und Lehrer, die sich ihrer Rolle sicher sind. Der Neuseeländer John Hattie wertete 800 Schüler-Studien aus, sein Ergebnis ist eindeutig: Für den Bildungserfolg der Schüler ist der Lehrer entscheidend. Er sollte den Unterricht steuern und klar strukturieren. Und: Er sollte an seiner Haltung arbeiten. Viel zu viele Lehrer machten vor allem ihre Schüler (und deren Eltern) für schleppende Lernfortschritte verantwortlich. Interessanterweise reden viele deutsche Lehrer ihre Bedeutung klein: 48 Prozent antworteten in einer Allensbach-Umfrage, sie hätten wenig oder gar keinen Einfluss auf den Erfolg ihrer Schüler.

## Da drüben, unter dem Wrack, liegt seine Frau

*Die "Costa Concordia" wird geborgen, 20 Monate nach der Katastrophe. Elio Vincenzi (im Neoprenanzug) hofft, endlich seine Maria Grazia nach Hause holen zu können*

Von Raphael Geiger, stern, 19.09.2013

Heute geht Elio Vincenzi seine Frau besuchen, im Taucheranzug. Es ist ein Sonntag Ende August auf Giglio, einer kleinen Insel vor der italienischen Küste, nördlich von Rom. Die Touristen suchen den Schatten. Vor dem Strand, hinter den Palmen, steht ein weißhaariger Mann: Elio Vincenzi, 65 Jahre alt. Er zögert einen Moment, dann geht er auf ein Boot zu. Er läuft an den Touristen vorbei, an den Kindern, die im Sand spielen. Das Boot teilt er sich mit anderen Tauchern. Wochenendtouristen. Es ist ihr letzter Tag am Meer, bevor sie zurück nach Rom fahren.

Vincenzi sagt, er blende die Leute aus. Er sehe sie gar nicht.

Als das Boot ablegt, blickt er nach links. Da drüben, unter dem Wrack der "Costa Concordia", 300 Meter vor dem Hafen, da liegt sie. Seine Frau.

Elios Frau Maria Grazia ist eine der 32 Menschen, die im Januar 2012 starben, als das Schiff havarierte. Sie ist eine von zweien, die bis heute nicht geborgen sind. Womöglich liegt Maria Grazia in der Nähe von Deck 4, wo die Rettungskräfte noch nicht hinkamen. Taucher wollen dort einen Schatten gesehen haben. Vielleicht ihr Leichnam. Oder das, was von einem Menschen übrig bleibt nach eineinhalb Jahren im Meerwasser.

Allein der Anblick des Wracks: ein langsam verrottendes Schiff, nach rechts ins Meer versunken, 65 Grad Schlagseite. Ein 290 Meter langes Skelett. Warum kommt Vincenzi hierher, zum dritten Mal schon, warum tut er sich das an?

Vincenzi stammt aus Priolo Gargallo, einer kleinen Stadt an der Ostküste von Sizilien, dort lebt er zusammen mit Stefania, seiner Tochter. Im Wohnzimmer steht ein Weihnachtsbaum, das ganze Jahr über. Der Baum ist aus Plastik, gold- und silberfarbene

Kugeln hängen an ihm, Maria Grazia hatte ihn noch geschmückt. Weihnachten 2011. Ihr letztes Weihnachten. Vor der Abreise hatte sie ihrem Mann verboten, den Baum abzuschmücken, das wollte sie selbst tun. "Der Baum bleibt stehen", sagt Elio. "Er ist eine Erinnerung, ich hänge an ihm."

Sie haben sich auf dem Campingplatz kennengelernt, der stille Elio, der Mathematiklehrer, der sich selbst Pantoffelheld nennt, und Maria Grazia, wie er sie nennt: ein Vulkan. 1979 war das. Sie ließen sich Zeit mit der Hochzeit, erst einmal Geld sparen, ein Haus planen. Er war immer schon ein vorsichtiger Mensch, und sie war sparsam. Maria Grazias Eltern waren früh gestorben, ihre Kindheit verbrachte sie in einem Klosterinternat. Die Nonnen erzogen sie zu einer resoluten Frau. Herzlich, laut. Sie spielte Klavier und Gitarre, sie ging reiten und turnen. Sie packte Dinge an. Aber sie war auch solide. Der einzige Luxus waren Reisen, ihre Kreuzfahrten.

Sie waren beide gute Schwimmer

Anfang der 90er Jahre heirateten sie, und es wurde ein wunderbarer Sommer. Maria Grazia und Elio fuhren im Wohnwagen durch Sizilien, sie campten in der Natur. Morgens sprangen sie ins Meer, beide waren sie gute Schwimmer. Sie waren allein, nichts störte, und nichts hätte sie trennen können. Eine unbeschwerte Zeit. Die letzte in ihrem Leben.

Kurz nachdem Stefania, die Tochter, geboren wurde, bekam Maria Grazia Brustkrebs. Chemotherapie, Bestrahlungen. Nach einer Weile konnte sie nicht mehr. Sie sagte: "Lieber lebe ich ein paar Jahre normal, als mich zu quälen."

Alle redeten auf sie ein, die Verwandten, Elio. Also ging sie wieder zur Therapie. Stefania war fünf Jahre alt. Eines Morgens sagte sie, sie wolle nicht, dass Mama unglücklich im Bett liege. Lieber noch ein paar gute Jahre. "Stefania war unglaublich", sagt Elio heute, als er über das Meer fährt, das ihm seine Frau genommen hat.

Er glaubt, dass ihr damals alternative Medizin half, die das Immunsystem stärkte. Es schien, als hätte sie den Krebs überwunden. Zehn Jahre vergingen, dann kehrte der Krebs zurück. Die Ärzte gaben eine Prognose ab: Weihnachten 2010 - vielleicht. Länger nicht.

Sie zählten jetzt nicht mehr in Jahren. Es ging um Wochen. Weihnachten ging vorüber, aber sie weigerte sich zu sterben. Da gab es noch ein Ziel: 50 werden. Den 14.

Januar 2012 erleben. Gegen Ende des Jahres waren die Ärzte wieder zuversichtlich. Elio wusste um Maria Grazias Liebe zu Kreuzfahrten. Sechs Schiffsreisen hatte sie schon unternommen.

Zum 50. Geburtstag buchte Vincenzi zwei Tickets: eines für Stefania und eines für Maria Grazia. Die Reise sollte durchs westliche Mittelmeer gehen, von Palermo nach Civitavecchia, dann weiter nach Marseille und über Mallorca wieder zurück nach Palermo. Vincenzi selbst verzichtete, zu teuer. Auf ihrer Webseite beschrieb die Reederei das Schiff: "Ein wahrer Tempel des Vergnügens auf den Weltmeeren, der Ihnen den Atem stocken lässt."

Maria Grazia hatte wieder Hoffnung. Vielleicht könnte sie auch ihren zweiten Krebs besiegen. Auf der MS "Costa Concordia" wollte sie sich feiern. Damit Stefania mitkommen konnte, nahm sie die Tochter mit aufs Amt, einen Kinderausweis beantragen. Der Beamte sah das Mädchen an und stellte sich als regionaler Koordinator von "Miss Italia" vor, dem Schönheitswettbewerb.

Er sagte zur Mutter: "Ihre Tochter ist sehr hübsch, melden Sie sie doch an." "In Ordnung", sagte Maria Grazia, "aber erst wenn sie 18 ist."

Es ist der Abend vor Maria Grazias Geburtstag, 21.45 Uhr. Seit zwei Tagen sind sie an Bord. Das Schiff ist riesig, über 3000 Passagiere finden Platz. Es gibt fünf Restaurants, 13 Bars, ein 4-D-Kino, einen Wellnessbereich, einen hydraulischen Formel-1-Simulator. Die Disconächte heißen Italia-Night, Disco-Manie, Disco-Fever.

Sie sitzen gerade im Restaurant "Milano" auf Deck 4 und feiern in Maria Grazias Geburtstag hinein, als das Schiff zu wackeln beginnt. Es vibriert. Etwas ist geschehen. Maria Grazia ruft ihren Jugendfreund Pippo Lombardo an, ihren Mann erreicht sie nicht, der ist schon im Bett und schläft. Sie bittet Lombardo, im Internet nachzusehen, vielleicht gab es schon Nachrichten. Sie glaubt, das Schiff habe einen Motorschaden.

Im Rumpf klafft ein riesiger Spalt

Das meiste, was Elio Vincenzi von den letzten Stunden seiner Frau weiß, hat ihm Pippo Lombardo berichtet. Lombardo ist der letzte Mensch, der Maria Grazias Stimme hörte.

Zuerst findet er keine Nachrichten im Internet. Noch weiß niemand, dass die "Concordia" einen Felsen rammte, weil sie viel zu nah an die Insel Giglio heranfuhr, dass ein 70 Meter langer Spalt in ihrem Rumpf klafft. Dann fällt Lombardo ein, dass es Webcams geben müsse, die den Hafen von Giglio filmten. Er sieht die Lichter der "Costa Concordia", ein Licht blinkt wie eine Sirene. Nach einigen Sekunden erlischt das Bild, wahrscheinlich ist die Webseite überlastet. Lombardo spürt: Da ist etwas Schlimmes geschehen.

Eine halbe Stunde später telefonieren sie wieder. Sie beschreibt, wie die Leute panisch durcheinanderlaufen, hinfallen, über den nassen Flur rutschen. Dann kommt der Aufruf zur Evakuierung. Sie stellen sich an der Schlange an und warten auf einen Platz im Rettungsboot, und Minuten später sitzen sie tatsächlich im Boot.

Einige Momente noch, bis sie es geschafft hätten. Der Tod scheint keine Chance zu haben gegen Maria Grazia. Aber dann sagt sie: "Ich muss noch mal auf die Kabine."

Sie will ihre Handtasche holen.

Lombardo ist wieder am Telefon. Er sagt: "Lass das! Geh wieder zurück ins Boot, geh zurück zu Stefania!" Auch Stefania will, dass sie bei ihr bleibt. Aber sie lässt nicht mit sich reden. Maria Grazia geht auf die Kabine, holt die Tasche und nimmt noch eine Jacke für Stefania mit. Damit sie nicht friert. Aber Stefania ist da schon an Land. Sie friert. Sie lebt.

Von nun an hört Lombardo alles mit. Maria Grazia legt nicht mehr auf. Sie erzählt ihm, was passiert: Alte Leute und Kinder schubsen sich gegenseitig, alle wollen runter vom Schiff. Niemand weiß, was die Besatzung angeordnet hat. Die Besatzung wirkt überfordert. So panisch wie die Passagiere. Erschüttert, dass ihr Schiff nicht mehr sicher ist. Schiffe sinken in der Dritten Welt. Dass mitten in Europa ein Kreuzfahrtschiff havariert: unvorstellbar.

Maria Grazia steht wieder in einer Schlange. Das letzte Rettungsboot wird gleich ablegen. Was Lombardo jetzt hört, kann er nicht glauben: Sie lässt einer Gruppe älterer Menschen den Vortritt. "Das würden die auch nicht für dich tun!", ruft Lombardo. Es ist 23.15 Uhr. Das Boot fährt ohne sie ab.

Lombardo glaubt, dass Maria Grazia in diesem Moment ihre letzte Chance verpasst hat.

Gegen 23.45 Uhr erzählt sie, dass sie ein größeres Schiff sehe, das näher komme, es sei bestimmt das Schiff, das sie alle mitnehme. Sie müsse jetzt auflegen, sagt sie. Sie müsse auf das Schiff steigen. Lombardo glaubt ihr nicht. Er sagt nur: "Bleib bitte dran, leg nicht auf." Sie legt nicht auf. Ihre letzten Worte sagt sie um 0.12 Uhr: "Ich glaube, wir fallen ins Wasser, aber mach dir keine Sorgen, es wird uns nichts passieren."

Kurz darauf ein dumpfes Geräusch. Als wäre jemand aufs Wasser geplatzt. Drei Sekunden später ist die Verbindung unterbrochen.

Maria Grazia war 13 Minuten lang 50 Jahre alt.

Niemand konnte ihn erreichen

Anderthalb Jahre sind seitdem vergangen, Elio Vincenzi besteigt das Boot des Tauchvereins, zusammen mit Familienfreund Lombardo. Am Wrack der "Costa Concordia" vorbei verlassen sie den Hafen. Es geht ein Stückchen nach Süden, wo ein kleiner Felsen aus dem Meer ragt. Sie gehen vor Anker, und Vincenzi zieht sein T-Shirt aus, das T-Shirt, das er vor jedem Tauchgang trägt: Es ziert ein Bild von Maria Grazia.

Er bekam nichts mit vom Tod seiner Frau. Am Morgen danach sprach die Welt über das Unglück, aber Elio Vincenzi hörte kein Radio, er sah nicht fern. Kein Internet, nichts. Er fuhr zur Schule und unterrichtete. Niemand konnte ihn erreichen, er hatte sein Handy zu Hause gelassen.

Am Nachmittag kam Vincenzi von der Schule nach Hause. Erst jetzt erfuhr er, was passiert war. Lombardo erzählte ihm, dass Maria Grazia auf der Liste der Überlebenden stand. Offenbar, weil sie noch vom Schiff die Tochter angerufen und ihr gesagt hatte, sie sitze im Rettungsboot. Um sie zu beruhigen. Vincenzi telefonierte die Krankenhäuser ab. Nichts. Dann rief er im Hilton-Hotel in Rom an, dort waren viele Passagiere untergekommen. Auch Stefania. Ein Bus hatte sie noch in der Nacht nach Rom gebracht.

Im Hilton-Hotel hieß es: Ja, Ihre Frau ist hier, aber sie schläft.

Zwei Stunden Hoffnung. Eigentlich glaubte Vincenzi nicht mehr daran: Sie hätte sich doch längst gemeldet, wenn sie noch leben würde. Aber in zwei Stunden kann aus ein wenig Hoffnung ganz viel Hoffnung werden.

Er rief wieder an. Diesmal hieß es: Tut uns leid, wir haben uns geirrt.

Vincenzi glaubt, dass Maria Grazia von einem Sog unter Wasser gezogen wurde, als das Schiff noch einmal am Felsen abrutschte. Neben Russell Rebello, einem Kellner aus Indien, ist sie der einzige Mensch, der bis heute in der "Costa Concordia" begraben liegt.

Vielleicht trauert Vincenzi deshalb so lange, so intensiv, weil Maria Grazia einfach verschwand. Sie starb, als er schlief. Und er hat nicht mal ein Grab, an dem er um sie trauern könnte. Um die Frau seines Lebens. An ihrem Geburtstag, der ihr Todestag ist, kann er nicht auf den Friedhof gehen. An Weihnachten kann er sie nicht besuchen. Deshalb ist er hier, deshalb tut er sich den Anblick des Wracks an: Er hat sich seinen eigenen Altar geschaffen.

Bei seinem ersten Besuch war er zur offiziellen Trauerfeier der Reederei eingeladen. Beim zweiten Mal hatte er eine Gedenktafel dabei, ein Bild seiner Frau im wasserdichten Rahmen, mit dem er in 25 Meter Tiefe tauchte. Hinab zu dem Felsen, den das Schiff rampte. An dem Felsen brachte er die Tafel an. Auf ihr stand: "Circonfuse per brevi istanti di luce solari" - für kurze Momente vom Sonnenlicht umgeben, "si dissolsero nel crepuscolo del mare" - verschwand sie in der Dämmerung des Meeres.

Das Wasser war trüb, unheimlich

Dort unten sah er eine alte Madonnenstatue, jemand hatte sie am Meeresgrund aufgestellt, der Stein war verwittert, das Wasser war trüb, es war dunkel, eine unheimliche Szene. "Wie ein Abbild des Todes", sagt Vincenzi. Er schwor sich, er würde nur noch einmal nach Giglio kommen. Dieses eine Mal.

Er hat zwei Sträuße mit weißen Plastikrosen dabei, die er links und rechts neben der Tafel befestigen will. Er springt ins Wasser, eine Frau gibt ihm vom Boot aus die beiden Sträuße, dann verschwindet er für 20 Minuten in der Tiefe. Diesmal ist das Wasser klar, drei Fische kreisen über der Tafel. Sie ist noch da, sie hat gehalten, gegen die Strömung, gegen das Salzwasser.

Er betet ein Vaterunser, ein Ave Maria. Seine Frau hat die heilige Maria verehrt. Er spricht sie direkt an: "Maria Grazia, wir werden uns sehen, aber hoffentlich nicht zu schnell, zuerst muss ich für deine Tochter sorgen, und ich möchte meine Enkelkinder erleben, ich will ihnen das Schwimmen beibringen."

Bevor er wieder auftaucht, nimmt er noch zwei Steine und fixiert mit ihnen die Sträube neben der Tafel. Eine der Rosen nimmt er mit. Zurück an der Oberfläche, hält er sie über Wasser wie einen Schatz.

In diesem Moment beschließt Vincenzi, dass er doch wiederkommen will. Jedes Jahr. Er lässt sich zurück zum Hafen fahren. Läuft noch ein wenig über die Uferpromenade. Einige Leute erkennen ihn wieder. Der Kellner im Restaurant, der Bürgermeister. Niemand sagt hier: Mach weiter, komm über den Tod hinweg. Auf Giglio darf er seine Geschichte immer wieder erzählen, darin findet er Trost. "Es ist fast wie ein Zuhause für mich", sagt Vincenzi.

Nächste Woche wird er seine Tochter zu einem Abend von "Miss Italia" begleiten. Stefania hat sich angemeldet, wie ihr der Beamte damals vorgeschlagen hat. Sie hat schon Sizilien gewonnen, bald wird sie zum landesweiten Finale fahren.

Früher hat Elio keine Rolle gespielt im Leben seiner Tochter, Stefania hing an der Mutter. Vor ihrem Tod wusste Elio nicht einmal, dass Stefania schon zwei Jahre lang einen festen Freund hatte. Jetzt ist er im Publikum, wenn sie auf der Bühne steht. Miss Italia. Er bewundert sie. Wie schnell sie den Tod ihrer Mutter weggesteckt hat. Ihr Verhältnis ist enger geworden, ganz ersetzen wird er die Mutter nie können, das weiß er. Aber er mag es, ihr zuzusehen, wie sie sich ins Leben zurückkämpft.

An diesem Nachmittag fährt Vincenzi zusammen mit Lombardo zurück aufs Festland, er steigt auf die Fähre, und als die Wrack der „Costa Concordia“ passieren, küsst Vincenzi seine eigene rechte Hand. Dann bekreuzigt er sich.

Er lehnt sich an die Reling der Fähre und wendet Giglio den Rücken zu. Zum ersten Mal sieht er traurig aus. Als wollte er nicht zurück in die Welt, die sich weitergedreht hat. Wo er Witwer ist, allein. Am liebsten würde er auf Giglio bleiben, bis Maria Grazias sterbliche Reste gefunden sind.

Er weiß, dass das Schiff bald aufgerichtet wird. Vielleicht können die Taucher dann seine Frau finden, und er könnte sie beerdigen. In dem Anzug, den er bei der Hochzeit trug.

Er würde Maria Grazia gern nach Hause bringen.

## Der lange Abschied

*Ein Mann, ein Traum, ein Missverständnis: Der Gerüstbauer Andreas Läufer wollte nur sein Geld verdienen. Und er hatte eine gute Idee. Doch dann ging etwas schief zwischen ihm und dem deutschen Sozialstaat. Die Geschichte einer Entfremdung.*

Von Mario Kaiser, SZ-Magazin, 22.03.2013

Am Ende, als er sich abwendet von diesem Staat, legt er die Wohnungsschlüssel in einen Umschlag, klebt ihn zu, wirft ihn in den Briefkasten und geht. »So einfach geht das«, sagt er. Das sind seine letzten Worte in dieser Beziehung. Er sagt sie zu sich selbst, weil er den anderen nichts mehr zu sagen hat. Es war ein Prozess, eine langsame Entfremdung. Es gab Diskussionen, Auseinandersetzungen, Briefe wurden geschrieben, Forderungen gestellt, es wurde laut. Aber am Ende ist er ganz ruhig, befreit irgendwie.

An einem warmen Sonntag im Mai 2010 steigt Andreas Läufer in einem Hinterhof in Berlin auf sein Mofa und fährt davon. Er überquert keine Grenze, er bleibt in Deutschland. Aber die Bundesrepublik lässt er hinter sich. Er verlässt sie über die Karl-Marx-Straße, im Kopf ein paar eigene Gedanken zu Staat und Kapital.

Er zieht sein Kapital hinter sich her, in einem selbst gebauten Anhänger, auf dessen Rückseite, neben einem Totenkopf, »Hell on wheels« steht. Es gibt nicht viel außer dieser Kiste und dem silbernen Phoenix an seinem Hals, woran Läufer hängt. Der Staat gehört nicht mehr dazu, den hat er abgeworfen.

Als Läufer nach Berlin kam, hatte er einen Traum. Er hatte die längste Zeit seines Lebens Gerüste gebaut und Strukturen geschaffen, auf denen andere aufbauten. Doch er trug eine Lücke in seinem Lebenslauf mit sich herum. Er hatte seine Ausbildung nicht abgeschlossen und glaubte, er bräuchte kein Zertifikat seiner Talente. In diesem Punkt unterschätzte er Deutschland, und er fand in der Arbeitswelt nie seinen Platz. Ihm fehlte das Gerüst seines Lebens.

In Berlin wollte er etwas bauen, was bleibt. Er hatte keine große, visionäre Idee, doch er glaubte, dass sein Plan gut in die mobile Stadt der Zukunft passte. Er wollte am

Ostbahnhof eine Fahrradwerkstatt gründen, aber nicht irgendeine. Er wollte sich auf Cruiser spezialisieren, feinstaubfreie Straßenkreuzer für nachhaltige Stadtmenschen.

Man muss Läufer betrachten und zurückgehen in dessen Leben, um zu verstehen, woher diese Idee kommt. Er ist ein groß gewachsener, sehniger Mann mit gasflammenblauen Augen, langen blonden Haaren, einem nicht ganz so langen Bart und einer Totenkopf-Tätowierung, die er sich in den Arm stach. Er trägt gern Lederwesten und mag metallische Musik, doch für ein Motorrad fehlte ihm immer das Geld.

Cruiser kommen für Läufer gleich danach, und er glaubte, dass er für seine Werkstatt alles durchdacht hatte – den Standort, das Unternehmensprofil, den Geschäftsplan. Eine neue Zeit sollte beginnen in Berlin. Es war eine Heimkehr in die Stadt, in der er geboren wurde. Ein West-Berliner, der am Ostbahnhof seinen Traum verwirklicht. Es klang nach einer schönen deutschen Geschichte.

Die Geschichte beginnt mit einem Glücksfall der Bürokratie. Auf seiner Suche nach Unterstützung landet Läufer im Jobcenter Neukölln. Die Kunden werden dort nach Buchstaben gebündelt, das führt ihn zu Arbeitsvermittler Helmuth Pohren-Hartmann, zuständig für »La« bis »Le«. Pohren-Hartmann ist so, wie man Läubers perfekten Berater klonen würde. Ein Mann, der genau hinsieht und zuhört, frei von Sachbearbeiterignoranz und Dienst-nach-Vorschrift-Symptomen. Der gelernte Großhandelskaufmann wuchs in prekären Verhältnissen auf, hat eine Vergangenheit als Arbeitsloser und eine stille Wertschätzung für Unangepasste.

Als Läufer zum ersten Mal Pohren-Hartmanns Büro betritt und seine Idee präsentiert, zeigt er ihm Fotos von Cruiser-Fahrrädern und Werkzeugen für deren Reparatur. Den Arbeitsvermittler beeindruckt Läubers Detailwissen und dessen Entschlossenheit, seinen Plan zu verwirklichen. »Er ist aus dem Rahmen gefallen im Vergleich zu dem, was wir hier sonst haben«, sagt Pohren-Hartmann. »Er hatte eine Mission.«

Läufer ist zu diesem Zeitpunkt gerade von Düsseldorf nach Berlin gezogen und wohnt in einer Unterkunft für Obdachlose. »Will dort schnell wieder raus«, notiert Pohren-Hartmann in der Kundenakte. Viele Sätze in dieser Akte erzählen von Läubers Willen. Sie stehen in den »Historieneinträgen«, und sie klingen, als könnte Kundennummer 419A300737 die Chiffre einer Erfolgshistorie werden.

Läufer beginnt unmittelbar nach seiner Ankunft als Tagelöhner zu arbeiten. Als Hartz-IV-Empfänger könnte er seine Versorgung dem Staat überlassen und auf die Bearbeitung seiner Anträge warten, aber er erscheint jeden Morgen um vier in der Jobvermittlung Neukölln und lehnt kein Angebot ab. Trägt Bauschutt durch Treppenhäuser, hebt Gräben aus, entrümpelt Garagen, verlegt Pflastersteine, schneidet Hecken, kratzt Pilz aus verschimmelten Wohnungen. »Und dann wurde er krank«, erinnert sich Pohren-Hartmann, »und sagte: Ist egal, ich arbeite trotzdem.«

Pohren-Hartmann berät etwa 450 Kunden bei der Suche nach Arbeit. Er kann sich in den Gesprächen mit ihnen nicht mehr als eine halbe Stunde Zeit nehmen, wenn er im Dickicht seiner Aufgaben nicht die Orientierung verlieren will. Die meisten Gesichter verblassen in seiner Erinnerung, aber die Begegnungen mit Läufer kann er mit der Präzision eines Stenografen beschreiben. Er erzählt von ihnen in schlanken, analytischen Sätzen, in denen Läufer eine Figur ist, die einen langen Schatten warf auf den Jobcenterfluren. »Ich muss Ihnen sagen: Ich fand ihn toll.«

Läufer erkennt das nicht. Er ist fixiert auf seinen Traum von der eigenen Werkstatt, und ihm gehen die Dinge zu langsam. Pohren-Hartmann will ihm helfen, doch er hält es für den klügeren Weg, ihn zuerst zum Zweiradmechaniker umzuschulen. Er kennt den Wert der Zertifikate. »Wir sind ein Scheinland«, sagt er. »Sie müssen hier für alles Scheine haben.«

Läufer hat das verinnerlicht. Wichtige Dokumente archiviert er in einem Ringordner mit Klarsichthüllen. Bevor er sie dort abheftet, thematisch und chronologisch geordnet, scannt er sie und speichert eine Sicherungskopie auf einer externen Festplatte. Die Festplatte verwahrt er in einem kleinen, mit Schaumstoff ausgelegten Aluminiumkoffer. Er ist ein guter Buchhalter seines Lebens.

Den Wert, den ein Zweiradmechaniker-Zertifikat in seiner Dokumentensammlung hätte, unterschätzt er. Die Umschulung würde ungefähr 10 000 Euro kosten. Pohren-Hartmann sieht sie als erste Phase eines Drei-Stufen-Plans, an dessen Ende die Selbstständigkeit steht. In der zweiten Phase will er Läufer in der Werkstatt eines anderen an das Ziel heranführen. Es ist der gründliche deutsche Weg. »Ich kann ja alles nur im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten tun«, sagt er, und aus diesem Rahmen fällt Läufer heraus. Er ist 49. »Das ist bei uns schon alt«, sagt Pohren-Hartmann. »Leider.«

Es verletzt Läufer, dass er, gemessen mit den Schablonen der Bürokratie, die Norm nicht erfüllt. Im Mittelpunkt seiner Geschichte sieht er einen Mann mit Talenten, einem Plan und nicht zu brechendem Arbeitswillen, und er will nicht glauben, dass es im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten keine Abkürzung für ihn gibt. Es ist ein erstes Anzeichen, dass er Schwierigkeiten hat, sich mit der Systematik des Staates zu arrangieren. Vielleicht unterschätzt er, wie komplex Geschichten sind, in denen der Staat eine Rolle spielt. Und vielleicht unterschätzt der Staat, wie komplex Läubers Geschichte ist, wenn man sie aufblättert. In gewisser Weise sind sie sich ähnlich, er und der Staat. Sie heften beide gern Papier ab und berufen sich beide gern auf das Recht. Sie folgen beide einem eigenwilligen, manchmal schmerzhaft detaillierten Regelwerk, und in der Auslegung sind beide sehr streng. Vielleicht sind sie zu deutsch füreinander.

Vier Monate nach seiner Ankunft wendet Läufer zum ersten Mal den Blick ab von Berlin. Er fährt nach Osnabrück und sucht dort nach Arbeit. Nach seiner Rückkehr berichtet er Pohlen-Hartmann von der Aussicht auf einen Job in einer Fahrradwerkstatt. Es scheint, als wolle er dem Rat des Vermittlers folgen und den zertifizierten Weg gehen.

Das Jobcenter mag Kunden, die weite Wege gehen auf der Suche nach Arbeit. Es belohnt sie mit der Erstattung der Fahrtkosten. Doch Läufer vergaß, die Reise zu beantragen. Es ist nur ein Formfehler, aber die Form ist eine elementare Kategorie des Scheinlands. Für Läufer ist das Ringen um die Erstattung der Fahrtkosten ein weiterer Historieneintrag in seiner Akte der Staatsdefizite. Er führt Buch über diejenigen, die Buch führen über ihn, und für ihn fügt sich das Bild eines Staates zusammen, der Form über Funktion stellt.

Das ist die Bruchstelle in ihrer Beziehung, die Frage nach Form und Funktion des Staates. Je tiefer Läufer hineingezogen wird in die Mechanik der Bürokratie, desto klarer wird ihm, dass sein Lebensentwurf nicht systemkonform ist. Eine Zeit lang hält er das aus und heftet Konflikte über Formfragen einfach ab. Doch dann geschieht etwas, das ihn aufbringt: Der Staat verdächtigt ihn. Er soll nachweisen, dass er nicht mehr Tagesjobs annahm, als er angab – und damit Geld verdiente, das ihm von seinen Hartz-IV-Zahlungen abgezogen werden müsste. Der Verdacht des Systembetrugs hängt über ihm.

Läufer kann den Verdacht entkräften, er zieht entlastende Dokumente aus seinen Klarsichthüllen. Doch der Vorgang trifft ihn an einem empfindlichen Punkt: Er stellt ihn auf

eine Stufe mit den anderen. Läufer, selbst ein Hartz-IV-Empfänger, betrachtet die anderen mit dem Westerwelle-Sarrazin-Mißfelder-Blick. Er sieht bei ihnen einen Hang zu Faulheit und Sauferei, eine spätrömische Prekariatsdekadenz. Nun fühlt er sich stigmatisiert. Zu der Anhörung, in der er sich erklären soll, erscheint er nicht. Pohlen-Hartmann verzichtet auf die Anhörung und bewahrt ihn vor Konsequenzen. Es ist eine Geste, doch sie erreicht Läufer nicht mehr.

In den Wochen danach rennt Läufer von einem Tagesjob zum nächsten, als wolle er sich bei den Firmen empfehlen. Doch er befindet sich bereits in der Abwicklungsphase – er braucht Geld für die Zeit danach. Die Beziehung zwischen ihm und dem Staat ist zerbrochen, angekommen am Schlusspunkt einer Geschichte, in der unterschiedliche Staatsverständnisse, eine reformierte Republik und Joschka Fischer eine Rolle spielen. Als er loslässt, fühlt Läufer sich wie ein Faktor in einer Kosten-Nutzen-Rechnung, betrachtet durch das dunkle Glas der Marktwirtschaft, und er reagiert kühl marktwirtschaftlich. Er privatisiert sein Leben.

Jetzt zieht er die Tür hinter sich zu und lässt nichts zurück außer einer leeren Wohnung, einer Penny-Tüte mit Abfall und einem Brief. »Die Wohnung ist gereinigt und besenrein«, so beginnen seine letzten Zeilen. Er verabschiedet sich im Ton eines Sachbearbeiters, klarsichthüllenkalt. »Die Mietkaution kann für eventuelle Außenstände verwandt werden bzw. ist an das Jobcenter Neukölln zurückzuzahlen. Mit freundlichen Grüßen, Andreas Läufer, Karl-Marx-Str. 204/206, Wohnung 70, 2. SF links, 4. OG, 12055 Berlin.«

Zwei Tage zuvor meldete er sich ab, das hielt er für seine Pflicht. Die Dame im Einwohnermeldeamt wollte wissen, wohin er zieht. Sie brauchte etwas, um die Leerstelle in ihrem Formular zu füllen. Läufer wollte ihr nicht erklären, dass er gekommen war, um sich aus dem Staat abzumelden. Da sagte er: Italien.

Er zieht um in eine andere Struktur, in gewisser Weise auch ein anderes Land. Läufer fährt nicht nach Süden, sondern nach Westen, nach Osnabrück. Dort lebte er vor Jahren einmal, und er hat gute Erinnerungen an die Aufgeräumtheit der Stadt. Sein Ziel ist das ehemalige Franziskanerkloster, in dem sich Ordensschwwestern um die Hungrigen in den Ritzen der Osnabrücker Bürgerlichkeit kümmern. Ein Freund arbeitet dort und erzählte ihm,

dass es in dem Haus einen Platz geben könnte für einen Mann mit seinen Fähigkeiten, vielleicht auch für eine Fahrradwerkstatt.

Das ehemalige Kloster ist immer noch ein Ort, der vom Glauben getragen wird, doch Läufer sucht dort nur beruflich nach Sinn. Er will sich in kein System mehr einfügen, sich keiner Hierarchie mehr unterordnen. Er will als externer Dienstleister an das System der Schwestern andocken, ohne Scheine. Sein Verhältnis zur Kirche ist so gespalten wie das zum Staat: Er ist ausgetreten und glaubt nicht mehr an die Institution. Er nutzt nur noch die Infrastruktur.

Läufer betreibt das Outsourcing seiner selbst mit radikaler Konsequenz, auch seinen Wohnsitz lagert er aus. Es soll keine Verortung mehr geben in seinem Leben, keine Hausnummer, keine Postleitzahl. Seine Handynummer, seine E-Mail-Adresse, seinen Skype-Namen und seine Facebook-Seite wird er behalten, um sich einzuklinken in die Netze, in denen er sich bewegt. In seinen Personalausweis wird er eine Zahlenkombination eintragen lassen, die eine Chiffre ist für Menschen, die keinen festen Wohnsitz haben. Doch wenn man Läufer über zwei Jahre folgt bei der Abwicklung des einen Lebens und dem Aufbau des anderen, wird klar, dass er kein Obdachloser ist. Er hat nur kein Gehäuse.

Am Morgen seines letzten Arbeitstages in Berlin geht Läufer durch einen dunklen, endlosen Regen. Seine Schritte haben eine raumgreifende Leichtigkeit, doch seine Lungen klingen wie von innen zerkratzt. Arbeitsunfälle und Krankheiten hinterließen eine lange Spur in seinem medizinischen Lebenslauf. Das ärztliche Gutachten, das Pohren-Hartmann in Auftrag gab, liest sich wie eine Risikoanalyse. Zwei Operationen wegen eines Nasenhaut-Tumors und eine chronische Entzündung der Nasenschleimhäute ließen den Arzt eine sprachlich ungelene, aber medizinisch scharfe Schlussfolgerung ziehen: »Folgende Arbeiten sind auszuschließen: Nässe, Kälte, Zugluft, Temperaturschwankungen, Arbeiten draußen mit Sonneneinwirkung.«

Läufer ignoriert das. Auf der Suche nach seinem letzten Job geht er noch einmal durch die Neuköllner Straßen, die in den vergangenen neun Monaten der Mittelpunkt seines Lebens waren. Sie ziehen wie die Kulissen einer Aufführung über das Leben in den Zeiten der Globalisierung an ihm vorbei. Der Arbeiterstrich auf der Karl-Marx-Straße, wo die

osteuropäischen Tagelöhner und der einsame Kameruner in Kleinlastern verschwinden, auf deren Flanken die Namen deutscher Handwerksbetriebe stehen. Die

Praxis von Dr. Darwesh (»Doctor of Philosophy in Medicine«). Die Spielothek »Glücksburg« (»Jeder Besuch ein Gewinn«). Das leere Schaufenster mit dem leeren Versprechen (»Insolvenzware – extrem günstig«).

Um vier Uhr sitzt Läufer in der Jobvermittlung und wartet auf die Auslosung der Reihenfolge, in der die Jobs vergeben werden. Er wollte diese Jobs nur vorübergehend machen, sie sollten seine Brückentechnologie sein bis zum Anbruch der Fahrradwerkstattzeit. Jetzt sind sie sein Kerngeschäft.

Sein Name wird als zweiter gezogen, und in zwei Stunden wird er auf einer Baustelle am anderen Ende der Stadt erwartet. Auf dem Weg zur S-Bahn blickt er zurück auf seine politische Vergangenheit und landet bald bei dem Mann, der ihn auf besondere Weise mit dem Staat verband. Er ist inzwischen ein älterer Staatsmann, der von oben auf den politischen Betrieb sieht und manchmal sein Urteil herabschickt. Auch er hat losgelassen. Das fiel ihm leicht, weil er in Berlin erreichte, was Läufer nicht gelang. Er verwirklichte seinen Traum.

Joschka Fischer verkörperte die Regierung, auf die Läufer immer gewartet hatte. In einer früheren Zeit hatten beide dafür gekämpft, den Staat zu durchlüften, ihn diesseitiger zu machen, durchlässiger. Sie waren nicht befreundet, doch ihre Wege kreuzten sich im Berlin der Revoluzzer und Hausbesetzer, und wenn Läufer von dieser Zeit erzählt, in den Augen das Leuchten des Aufbruchs, scheint es, als hätten die beiden den selben Traum gehabt.

Läufer und Fischer. Zwei Namen wie die Überschriften ihres Lebens. Der eine suchte immer nach seinem Weg und verrannte sich. Der andere hatte ein Gespür für Strömungen und warf klug seine Netze aus. In Berlin berührten sich ihre Leben, in Berlin entfernten sie sich. Der eine wurde Außenminister und veränderte den Staat. Der andere sah in diesem Staat keinen Platz mehr für sich und zog sich aus ihm zurück. Im Prinzip machten Fischer und die Regierung, die er mit Schröder anführte, genau das, was Läufer von ihnen erwartete: Sie wagten den Systembruch. Sie nahmen den Sozialstaat auseinander und fügten seine Komponenten neu zusammen. Sie formten einen Sozialstaat, der ein bisschen moderner war, ein bisschen beweglicher, ein bisschen ehrgeiziger. Aber sie fanden die Schnittstelle

zwischen Reformen und Reformierten nicht, die Verbindung zu denen, die diesen Staat als kälter empfanden. An diesem Punkt verloren sie Läufer.

Als es zum Bruch kommt zwischen ihm und dem Staat, ist Fischer längst fort aus der operativen Politik, und es hilft nicht, dass er in einer Villa im Grunewald residiert. »Damals war er froh, wenn er Marmelade auf der Stulle hatte«, sagt Läufer. »Jetzt schwimmt er im Kaviar.« Es ist ein schönes Bild, um einen Mann zu porträtieren, der als Berater am Bau einer Pipeline namens Nabucco verdient, die russisches Gas vom Kaspischen Meer nach Europa bringen soll. Es klingt, als neide er Fischer das Geld, aber das ist es nicht. Es geht, wie fast immer bei Läufer, um Grundsätzliches, um das, was Fischer den Paradigmenwechsel nennen würde.

In Läufers Gedanken hängt an Fischer das Wort, das weit oben in Schröders Nachruf stehen wird. Am Anfang klang das Wort nach einem rekonfigurierten Sozialstaat, der mit solcher Schubkraft durchstarten würde, dass dem Wort Ziffern angehängt wurden, wie Zündstufen. Doch für Läufer ist Hartz IV der Codename einer Operation, die ein Versprechen machte, das der Sozialstaat nicht erfüllt. Er sieht ein Ungleichgewicht zwischen dem Fordern und Fördern. Das Geld, das aus seiner Sicht kontaminiert ist durch den Verrat dieses Prinzips, nimmt er bis zum Schluss. Er sieht darin keinen Widerspruch. Unter dem Strich, den er unter sein Leben zieht, errechnet er ein Staatsdefizit. Er fühlt sich unterfordert.

Auf seiner letzten Baustelle in Berlin steht Läufer in einem Graben, glasiert mit feuchter Erde, und schaufelt, bis er langsam im Boden verschwindet. Er ist einer der ersten Tagelöhner, mit denen die Firma zusammenarbeitet. Eine Aufseherin steht neben dem Graben und beobachtet ihn.

»Für uns ist das ein Testlauf«, sagt die Aufseherin.

»Ich bin am 31. weg«, erwidert Läufer.

»Und wo gehen Sie hin?«

»Ich geh weg. Berlin ist für mich ein Luftloch.«

Läufer spricht oft in Bildern, lyrisch und proletarisch zugleich. Manchmal zitiert er Weisheiten von Brecht und Zille, bevorzugt die bildhaften. Er musste sich das anlesen, weil er die Schule mit 14 Jahren verließ. Er ist ein Beobachter mit durchdringendem Blick, und

der zweite Tagelöhner, der mit ihm im Graben steht, beunruhigt ihn. Läufer hat den Mann bei der Jobvermittlung nie gesehen und er vermutet, dass er mit den Papieren eines anderen arbeitet. Das will er melden. Er glaubt, das sei er dem Staat schuldig.

In seiner Wohnung entkernt Läufer sein Leben und wirft ab, was nicht systemrelevant ist. Er hat keinen Tisch mehr, keinen Stuhl, kein Bett, nur eine Matratze und einen Schlafsack. Daneben liegt ein Aluminiumkoffer mit seinem Laptop und Navigationsgerät. »Mein Bewegungskoffer«, sagt er. Über dem Kohleofen hängen ein blaues und ein rosa Handtuch, davor steht ein makellos geputztes Paar schwarzer Schuhe. Der Vorhang am Fenster, der den Raum in blaues Licht taucht, ist ein Müllsack. Läufer steht in der Mitte des Raumes und betrachtet die Leere um sich herum. »Die meisten brauchen viel«, sagt er. »Ich brauche nicht so viel.«

An dem Tag, als er Berlin verlässt, steht Läufer um kurz vor fünf auf und isst die Reste aus dem Kühlschrank. Er beginnt zu verschwinden, wie einer, der sich rückwärts bewegt und alle Spuren beseitigt. Er duscht, dann belädt er den Anhänger unten im Hof. Das Innere des Anhängers strukturiert er wie die Abteilungen eines Warenhauses: Lebensmittel, Werkzeug, Haushaltswaren, Elektronik, Drogerie. Sein Sortiment reicht vom Linseneintopf »Dinnerfee« bis zu Wiesenkräuter-Shampoo.

Das Mofa, mit dem er sein Leben verschiebt, ist ein Relikt aus einem vergangenen Deutschland. Es stammt aus einer Zeit, in der in Postämtern Fahndungsplakate mit Gesichtern von RAF-Terroristen hingen, Karl-Heinz Köpcke in der Tagesschau mit getönerter Brille die Nachrichten verlas und Helmut Kohl die geistig-moralische Wende vorbereitete. Mit seiner roten Zündapp, Baujahr 1982, Modell »Madras«, will er in der Mitte des Tages aufbrechen. »Zwölf ist 'ne gute Zeit«, sagt er. Eine Zeit, die einen Wendepunkt markiert.

Als die Wohnung leer ist, geht er in die Eckkneipe »Zur Rixdorfer Molle« und steht dort wie eine Figur in einer Postkarte aus einem vergilbten Deutschland. Zum Abschied leistet er sich seinen letzten Berliner Luxus, eine große Fassbrause. Er wirkt leichter in diesen letzten Stunden, wie ein Mann, dessen Fragen beantwortet sind, auch die verfassungsrechtlichen. »Wir haben nach dem Grundgesetz das Recht zu arbeiten«, sagt er. »Aber ich glaube, das steht nur so auf dem Papier.«

Läufer irrt. Das Grundgesetz garantiert das Recht auf die freie Wahl des Arbeitsplatzes, aber nicht das Recht auf Arbeit. Er interpretiert diesen Artikel zu seinen Gunsten, weil er glaubt, dass er sich das Recht auf den freien Wunsch des Arbeitsplatzes mit seiner Lebensleistung verdient hat. Er, der nie viel verlangt hatte vom Staat, wollte einen Existenzgründungszuschuss wert sein. Pohren-Hartmann konnte das nicht genehmigen. Er lehnte nur einen Antrag ab, aber für Läufer war es die Ablehnung seines Lebens.

Er nimmt den Umschlag mit der Kündigung des Mietvertrags und macht im Telecafé nebenan eine Kopie für seine Buchhaltung. Zurück in der Wohnung prüft er ein letztes Mal, ob er sie ordnungsgemäß hinterlässt. An der Tür klebt noch das Namensschild seines Vorgängers. Herr Läufer lebte hier als Herr Tauscher.

Er schließt die Tür zweimal ab und geht die Treppe hinunter, in der einen Hand die Kündigung, in der anderen die Penny-Tüte mit Abfall. Im Flur legt er die Schlüssel in den Umschlag und wirft ihn in den Briefkasten des Hausmeisters. Um zwölf Uhr, als in der Nähe Kirchen-glocken läuten, blickt er auf seine Armbanduhr und fährt vom Hof. Dann fädelt er in den Verkehr auf der Karl-Marx-Straße ein und ist fort.

In Berlin bemerkt zunächst niemand, dass Läufer fehlt. Die Ersten, die ihn vermissen, sind die Firmen, die in der Jobvermittlung anrufen. Als Pohren-Hartmann auffällt, dass Läufer nicht mehr zu ihm kommt, ist der seit Monaten in Osnabrück. In einem Arbeitsvermittlergedächtnis, das voll ist mit Hunderten Namen und Geschichten, geht auch ein Kunde, der so anders ist wie Läufer, irgendwo zwischen »La« und »Le« verloren.

Es gab einen Vertrag zwischen Läufer und dem Staat, ein Dokument mit einem harmonisch klingenden Titel: Eingliederungsvereinbarung. Die Jobcenter schließen diese Vereinbarung mit Empfängern von Arbeitslosengeld II. Sie soll eine Art Strategiepapier sein, eine Wegbeschreibung zu dem Ziel, den Kunden in den Arbeitsmarkt einzugliedern. Der Vertrag ist befristet und muss alle sechs Monate neu geschlossen werden. Läufer ließ ihn einfach auslaufen.

Beim Staat meldete er sich ab, doch von Pohren-Hartmann trennte er sich still. Er wusste nicht, dass ihn und den Vermittler mehr verbindet als ein bürokratischer Zufall. Pohren-Hartmann wurde 1950 in Koblenz geboren und wuchs, ähnlich wie Läufer, in einer Welt der Entbehrungen auf. Als junger Mann fuhr er oft nach Frankfurt, wo die Welt und

die Gedanken größer waren. Es war die Zeit, in der ein anderer Mann aus der Arbeiterklasse in Frankfurt nach Sinn suchte, ein Metzgersohn mit abgebrochener Lehre. Er hieß Joseph und hatte ungarische Vorfahren. Darum nannte er sich Joschka.

Pohren-Hartmann erinnert sich nicht, Fischer in Frankfurt begegnet zu sein, doch sie bewegten sich in der selben Gedankenwelt. Beide waren angezogen von Adorno, Habermas und Negt, dem Frankfurter Dreigestirn der Philosophie. Sie taumelten zwischen Kritischer Theorie und dem Aufrührertum des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes. Pohren-Hartmann erinnert sich an eine Veranstaltung mit Adorno, die in einer Prügelei endete. Er verstand das nicht. »Ich dachte: Wir müssen doch zusammenhalten!« Es klingt wie ein Gedanke, den er auch bei Läufer hatte, der den Gedanken auch bei Fischer hatte. Doch sie hielten nicht zusammen, Pohren-Hartmann, Läufer und Fischer, drei Lebensläufe, die sich in dieselbe Richtung zu bewegen schienen.

Pohren-Hartmann kam 1970 mit 50 Mark in der Tasche nach Berlin und ging nie wieder fort. Ein langer, verschlungener Weg führte ihn in das Büro, in dem er heute für einen Staat arbeitet, den andere formten. Es gibt Dinge in diesem Büro, die etwas erzählen über den, der hier arbeitet. Auf der Tür eines Metallschranks klebt ein Blatt Papier mit einer Passage aus einem Brief, den Joseph Roth kurz nach der Machtergreifung Hitlers an Stefan Zweig schickte. »Ich gebe keinen Heller mehr für unser Leben«, schrieb der Jude Roth dem Juden Zweig mit prophetischer Präzision. »Es ist gelungen, die Barbarei regieren zu lassen.« Wann immer Pohren-Hartmann den Schrank öffnet, um Akten hervorzuholen, blickt er auf diese Zeilen.

Ein zweites Blatt hängt in diesem Büro, mit einem Gedanken, den Hannah Arendt einmal so ähnlich formulierte: »Keiner hat das Recht zu gehorchen!« Wenn man Pohren-Hartmann eine Weile zuhört, wie er zwischen Roth, Zweig und Arendt sitzt und seine eigenen Gedanken über das System und das Recht formuliert, bekommt man den Eindruck, dass in diesem Büro einige von denen versammelt sind, die Läubers idealen Staat repräsentieren.

In einem früheren Leben war Pohren-Hartmann Groß- und Außenhandelskaufmann und arbeitete als Abteilungsleiter bei einem Handelskonzern. Dann überwarf er sich mit seinen Vorgesetzten und war anderthalb Jahre arbeitslos. In dieser Zeit bekam er ein Gefühl

für die Perspektive von der anderen Seite des Schreibtisches. Am Anfang sah er seine Arbeitslosigkeit als eine Chance, einen Traum zu verwirklichen. Er wollte immer Betriebswirt werden, und den für die Umschulung notwendigen Test bestand er. Doch als sein Arbeitsvermittler feststellte, dass er kein Englisch sprach, sagte der: »Das können Sie alles vergessen!« Pohren-Hartmann begrub seinen Traum und fand schließlich Arbeit in der Bezirksverwaltung Neukölln, die ihn, in einer ironischen Wendung, seit einigen Jahren an das Jobcenter ausleiht. Wahrscheinlich wird er dort, wo er alles vergessen sollte, in Rente gehen. »Ich habe Glück gehabt«, sagt er. »Ich hätte auch da sein können, wo Herr Läufer war.«

In dem Regal hinter Pohren-Hartmann steht ein Buch, das ihn viel lehrte über die auf der anderen Seite des Schreibtisches. In seinem Klinischen Wörterbuch schlägt er manchmal nach, um die Medizinersprache in den ärztlichen Gutachten über seine Kunden zu entschlüsseln. In diesen Momenten wird ihm bewusst, wie krank es machen kann, keine Arbeit zu haben. »Hartz IV ist ganz unten«, sagt er und zeigt mit dem Finger auf den Boden.

Er merkte irgendwann, dass er Freunden nur von Fällen erzählte, über die er sich ärgerte – und damit Klischees über Hartz-IV-Empfänger verbreitete. »Man darf nicht vergessen, Achtung vor dem Menschen zu haben«, sagt er. Manchmal sieht er sich als Teil eines Apparates, in dem er sich daran erinnern muss. »Die ganze Struktur hier hat McKinsey erarbeitet«, sagt er. »Da können Sie nicht davon ausgehen, dass der Mensch im Vordergrund steht.«

Läufer hätte es gefallen, das zu hören. Pohren-Hartmann hat einen Blick für strukturelle Defizite, doch er sieht sie nicht nur in seinem Apparat, sondern auch in seinen Kunden. Er studiert ihre Verhaltensmuster, er verfolgt ihre Wege, und er glaubt den Punkt zu kennen, an dem Menschen wie Läufer vom Staat nichts mehr annehmen. »Sobald sie auf Widerstand stoßen, ziehen sie sich zurück«, sagt er. »Bei Herrn Läufer kann man sagen: Er zieht weiter.«

Er fährt auf der Bundesstraße 1 Richtung Westen. Bei Magdeburg wird es plötzlich dunkel, und Läufer gerät in einen niederschmetternden Regen. Als ihm jemand die Vorfahrt nimmt, fährt er in einen Graben und stürzt. Er verbrennt sich den Unterschenkel am Auspuff, der Kupplungshebel verbiegt sich, das Rücklicht des Anhängers zerbricht. Läufer

betrachtet den Schaden und sagt: »Alles reparierbar.« Das sagt er immer, wenn Dinge zerbrechen.

Spät in der Nacht erreicht er Helmstedt und stoppt, als existiere die innerdeutsche Grenze noch. In der Nähe eines alten Wachturms, auf dem ehemaligen Todesstreifen zwischen den beiden Deutschlands, spannt er eine Plane auf, rollt seinen Schlafsack darunter aus und schläft vier Stunden. Im ersten Licht des Tages steht er auf und fährt weiter. In Braunschweig und Hannover macht er Station, um zu duschen und die Batterien seines Navigationsgerätes, Laptops und Telefons aufzuladen. Am sechsten Tag erreicht er Osnabrück.

In der Wärmestube im ehemaligen Franziskanerkloster erwarten ihn die Ordensschwwestern bereits. Ihnen fehlt ein Mann. Sie brauchen einen Gärtner, einen Klempner, einen Schreiner, einen Schlosser, einen Fliesenleger, einen Maler, einen Aufräumer. Einen, für den alles reparierbar ist. Sie bieten Geld, Unterkunft und Wärme, doch Läufer will nur eine Aufgabe.

Die Strukturen seines Systems sind hermetisch. Seine Aufgaben erfüllt er pflichtbewusst, aber er mag keine Verpflichtungen. Er bietet sich an, aber er will nicht verfügbar sein. Er gehört zum Inventar, aber er sortiert sich jede Nacht aus. Er übernachtet an wechselnden Orten, aber immer draußen. In seinem System gibt es immer ein Aber.

Der wichtigste Mensch in Läufers Leben wird Schwester Antoinette, die Leiterin der Wärmestube. Sie ist Pohlen-Hartmanns Schwester im Geiste, auch sie hat ein Gespür für Läufers Talente und bewundert ihn für seinen widerständigen Weg. Kein gesetzlicher Rahmen engt sie ein, und sie versucht, Läufer in die Strukturen der Wärmestube einzugliedern, ohne seine Freiheit einzuschränken.

Für die Schwestern wird der neue Mann zu einem wertvollen Werkzeug, handwerklich und atmosphärisch. Der groß gewachsene, zu Strenge neigende Läufer wirkt neben den zu Vergebung neigenden Schwestern disziplinierend auf die zu Konflikten neigende Klientel. Er ist eine stille Autorität auf den Gängen der Wärmestube, konzentriert auf seine Arbeit und jeden Versuch abwehrend, ihn zu vereinnahmen.

Wenige Tage nach seiner Ankunft beginnt er, in einer Garage der Wärmestube eine Werkstatt einzurichten. Er repariert dort die geschundenen Fahrräder der

Wärmestubenbesucher. Seine Preise sind so niedrig, dass sie ihn in Münzen bezahlen, aber darum geht es nicht. Sie sollen wissen, dass Arbeit einen Wert hat.

In der Garage verwirklicht Läufer eine minimierte Version seines Traums. Es ist nicht die Werkstatt, die er in Berlin gründen wollte, doch er hat sein Geschäftsmodell der neuen Lage angepasst. Die Reparaturen für die Wärmestubenbesucher sind nur eine Geste, ein Zuschussgeschäft. Seine Profite erwirtschaftet er in einem lukrativeren Marktsegment. Er kauft für wenig Geld vernachlässigte Fahrräder mit guter Substanz und optimiert sie mit gut erhaltenen Teilen aus Schrotträdern. Was die Firmenjäger der Private-Equity-Branche mit angeschlagenen Unternehmen machen, praktiziert er im kleinen Stil: Er schlachtet aus, filetiert, fusioniert, dann verkauft er mit Gewinn. »Ich bin ein guter Geschäftsmann«, sagt er und zündet sich einen der »Al Capone«-Zigarillos an, die Schwester Antoinette ihm schenkte.

In seinen freien Stunden steigt er auf sein Cruiser-Fahrrad, Modell »Shangri-La«, und fährt durch die Stadt. Einer seiner Rückzugsorte ist der Dom Sankt Peter. Dort wandelt er unter den an den Säulen hängenden Aposteln, wirft zwei Euro in den Opferstock und steht eine Weile im Schein der Gedenkkerzen. Doch er betet nicht. »Ich knie nicht«, sagt er. Er setzt sich auch nicht.

Einige Tage später kniet Läufer mit Schwester Antoinette an einem Grab. Sie zupfen das Unkraut, schneiden die Sträucher, harken die Erde, pflanzen frische Blumen. Sie kannten Günther Steinbrügge, der hier begraben liegt, nicht. Er war obdachlos, und er wäre vergessen, wenn Läufer und die Schwester sich nicht um sein Grab kümmerten. Sie tragen eine Liste bei sich, auf der die Namen von Menschen stehen, die so einsam starben wie Steinbrügge. Sie arbeiten die Liste ab und schieben eine Karre mit Blumen von Grab zu Grab, von Helmut Löhe zu Hannelore Stickelbruck, von Siegfried Gintz zu Reinhold Schalast. Aber wo ist Heinz Menke? Sie suchen und suchen, doch er scheint im Tod so verloren wie im Leben.

Sie sind ein eindrückliches Paar, wie sie entlang der Gräber gehen. Läufer mit seiner Baseballkappe, seinem langen Haar, langen Bart und dem Totenkopf-Arm. An seiner Seite die Schwester in ihrem schwarzen Habit und schwarzen Schleier, um die Hüfte den Leibstrick mit den drei Knoten, die ihr Gelübde von Armut, Gehorsam und Keuschheit

symbolisieren. Vieles trennt sie, doch sie verbindet der Glaube an den Wert einer Haltung und die Schönheit der Ordnung.

Irgendwann finden sie Heinz Menke. Sie hörten nicht auf zu suchen, weil er in Unfrieden starb. Er wurde umgebracht. Sie pflanzen Margeriten, rote Nelken und Männertreu auf seinem Grab, dann zieht Läufer ein Tuch aus der Hosentasche und wischt den Staub von der Grabplatte.

Am Abend steigt er auf sein Shangri-La-Fahrrad und zieht seinen Anhänger in ein Industriegebiet am Rande der Stadt. In der Nähe eines bewachten Erdgasdepots schlägt er sein Nachtlager auf. Läufer hat einen Mumienschlafsack mit dem aufgenähten Versprechen, ihn auch bei minus 24 Grad nicht erfrieren zu lassen. Seine Sorge ist, sich nicht erschlagen zu lassen. Er muss ein Gleichgewicht finden zwischen einer gewissen Abgeschlossenheit und gefährlicher Einsamkeit. Er versteckt sich nicht, doch die Innenstadt meidet er, und jede Nacht wechselt er den Platz. »So kann sich keiner an mich erinnern«, sagt er. Dann formt er ein Kopfkissen aus seinem Handtuch und legt ein Steakmesser darunter.

Auf der Wiese zwischen dem Depot und einem Industriekanal breitet Läufer eine Decke aus, stellt seinen Gaskocher auf und brät ein Stück Hühnerbrust in einer seiner beiden WMF-Pfannen. Dazu trinkt er Blauen Zweigelt, den er bei Plus für 2,29 Euro kaufte. Nach dem Essen zündet er sich einen Zigarillo an, legt sich auf den Rücken, betrachtet den Kondensstreifen, den ein Flugzeug in den Abendhimmel malt, und sagt: »Hier habe ich meine Plattform.« Er braucht keine Hausnummer mehr, nur IP-Adressen, die er wie seinen Anhänger hinter sich herzieht.

Am Morgen seines Geburtstages sitzt Läufer auf einer Bordsteinkante am Stadtrand und liest im Schein einer Straßenlaterne die Neue Osnabrücker Zeitung. Auf einer der hinteren Seiten, unter der Überschrift »Der Stoß zurück ins Leben«, entdeckt er eine Geschichte über Jugendliche, »die auf dem ersten Arbeitsmarkt keine Chance gehabt hätten«. Sie bekamen einen Ausbildungsplatz in einer sozialen Einrichtung, und bei einem der Berufe, in denen sie ausgebildet werden, bleibt Läufer hängen: Zweiradmechaniker. Er tippt mit dem Zeigefinger auf das Wort, so fest, dass er eine Delle ins Papier drückt. »Muss ich mal hingehen«, sagt er und faltet die Zeitung zusammen.

Er steigt auf sein Fahrrad und fährt zu der Werkstatt, in der die Zweiradmechaniker ausgebildet werden. Als er den Ausbildungsleiter gefunden hat, faltet er vor ihm die Zeitung auseinander und legt den Finger auf die Geschichte über den Stoß zurück ins Leben.

»Kann man hier auch mit 50 eine Ausbildung machen?«, fragt Läufer.

»Maximal bis 45«, sagt der Leiter.

»Dann kann ich auch Rente beantragen.«

»Ja, wenn Sie können.«

»Ich werde nämlich heute 50.«

»Glückwunsch.«

Sie schweigen eine Weile in der Kälte des Moments, dann faltet Läufer die Zeitung zusammen und fährt zurück zu den Schwestern. Im Behandlungszimmer der Wärmestube setzt er sich auf die Patientenliege und starrt auf seine Schuhe. Er würde jetzt gern arbeiten, doch das haben die Schwestern ihm an seinem Geburtstag verboten. Schwester Antoinette kommt herein und gibt ihm einen Briefumschlag, auf den sie »Dem lieben Andreas« schrieb. Sie weiß nicht, warum er hier sitzt. Er sagt es

ihr nicht.

Sie spürt, dass er allein sein will, und geht in ihr Büro. Dort schließt sie die Tür und erzählt von dem Tag, an dem jemand die Reifen von Läufers Anhänger zerstach. »Wir saßen draußen auf der Mauer, und er wollte alles hinschmeißen«, sagt sie. »Da habe ich gemerkt, was für ein feinfühligster Mensch er ist.« Der Mann, für den alles reparierbar war, weinte um zerstoebene Reifen. Er sah darin einen Angriff auf sich und sein System, und wahrscheinlich war es das auch. Seit diesem Tag begleitet die

Schwester die Sorge, ihn zu verlieren. »Ich brauche ihn«, sagt sie. »Ich brauche ihn sehr.«

Am Nachmittag zeigen die Schwestern, wie sehr sie ihn schätzen. Sie backen eine Erdbeertorte, stellen im Festsaal frische Blumen in die Vasen und decken die Tafel mit dem guten Geschirr. Läufer trägt zur Feier des Tages seine glänzend geputzten Freizeitschuhe und eine Baseballkappe, auf der »Mercedes-Benz Financial« steht.

Die Schwestern flattern mit wehenden Schleiern in den Saal und singen ein Geburtstagslied, in dem sie ihm Glück wünschen und Segen auf all seinen Wegen. Sie haben einen Berliner Bären für ihn getöpft, dem sie vier Zehn-Euro-Scheine unter den Arm gesteckt haben. Als pragmatische Zugabe überreichen sie drei Gläser löslichen Kaffee und drei Pakete Tabak. Die Schwester, mit der Läufer einmal darüber stritt, ob er am siebten Tag ruhen soll, erhebt sich und trägt ein Gedicht vor, das sie für ihn schrieb.

Ohne Rast und Ruh

arbeitest Du immerzu.

Mit Argusaugen und großen Schritten

schreitest Du durch die Mitten.

Alle Arbeiten machst Du sehr geschwind,

dabei flattern Deine blonden Haare im Wind.

Einige Wochen später fährt Läufer am frühen Morgen auf seinem Fahrrad durch Osnabrück und betrachtet die gelben Säcke am Straßenrand. Er fährt langsam, den Kopf gesenkt. Wenn er Plastikflaschen oder Getränkedosen durch das Gelb schimmern sieht, stoppt er, hockt sich vor den Sack, streicht mit den Händen über die Plastikhaut und drückt an den verdächtigen Stellen, um zu untersuchen, ob sich ein Objekt mit Pfandwert dahinter verbirgt. Wenn der Verdacht sich bestätigt und das Objekt in der oberen Hälfte liegt, knotet er den Sack auf, zieht es heraus, hält es zur Endkontrolle ins Gegenlicht und verknotet den Sack wieder. Wenn das Objekt in der unteren Hälfte liegt, zückt er sein Taschenmesser, klappt die kleine Klinge aus und macht einen Schnitt wie mit dem Skalpell, gerade so groß, dass nur das Objekt hindurchpasst. Er will keine Unordnung hinterlassen.

Läufer hat einen Plan der Müllabfuhr, in dem er sehen kann, an welchen Tagen in welchen Stadtteilen die gelben Säcke abgeholt werden. Er könnte dem Plan einfach folgen, aber er kartografierte die Stadt nach seinem eigenen System. Er entwickelte mit der Zeit einen soziologischen Blick, der ihm erlaubt, Rückschlüsse vom Inhalt der gelben Säcke auf die Bevölkerungsstruktur einer Nachbarschaft zu ziehen. Seitdem konzentriert er sich auf die sozial schwächeren Gegenden, weil sie ertragreicher sind. »Die Reichen werfen keine Pfandflaschen weg«, sagt er. »Die haben Mehrwegflaschen aus Glas.«

Das Flaschensammeln gehört zum McKinsey-Prinzip seiner Strategie: Er diversifiziert, um sich von keinem einzelnen Geschäftszweig abhängig zu machen. Darum repariert er in seiner Werkstatt nicht nur Fahrräder, sondern nimmt auch alte Fernseher und Stereoanlagen auseinander, um den Elektroschrott zu verwerten. Darum hat er bei einigen Firmen in der Stadt seine Telefonnummer hinterlassen. Er bekommt immer wieder Anrufe von Firmen, die ihn für ein paar Tage haben wollen. Sein Telefon spielt dann das Lied vom Tod, und Läufer meldet sich mit einem Satz wie aus einer Zeit, in der Telefone Wählscheiben hatten und Nächte Mondscheintarife: »Ja, ich höre.« Er hört dann eine Weile zu und sagt am Ende immer Nein. Die Anrufe kommen aus Berlin.

Sie führen ihn nicht in Versuchung, auch nicht in den Monaten nach der Geburtstagsfeier, als sich sein Verhältnis zu den Schwestern abkühlt. Es gibt Spannungen zwischen den Schwestern, und er hat das Gefühl, dass sie ihn in ihre Konflikte hineinziehen und bestimmend werden im Umgang mit ihm. Er wertet das als Bruch ihres Abkommens.

Eines Morgens kommt Läufer dreimal kurz hintereinander zu Schwester Antoinette ins Büro. Er wirkt unruhig. »Andreas, ist etwas?«, fragt sie ihn. Läufer schüttelt den Kopf und schweigt. Am nächsten Morgen, die Schwestern schlafen noch, wirft er die Schlüssel in den Briefkasten und fährt davon.

Läufer fährt nicht zurück nach Berlin, sondern Richtung Süden. Er will an den Rhein und ihm folgen bis Mannheim, dann abbiegen nach München. Er hat sich die Wirtschaftsdaten und Arbeitslosenstatistik angeschaut und entschieden, dass die Stadt ein guter Standort wäre für ihn. In seiner Analyse kam er zu dem Ergebnis, dass die CSU ihm näher steht als alle anderen Parteien. »Die haben die Wirtschaft in Bayern gut auf Vordermann gebracht«, sagt er. Es wäre die nächste Stufe in Läubers Evolution, wenn er im Freistaat seinen Platz fände, ein marktliberaler Wohnungsloser, der nicht kniet, aber sich in Kirchen geborgen fühlt.

In seiner Mobilität ist Läufer ein Prototyp der globalisierten Gesellschaft. Er operiert wie die Manager der Moderne, kabellos, ruhelos, ständig unterwegs und radikal individualisiert. Ihre Plattform ist die Vielflieger-Lounge, seine die Wiese am Kanal. Seine Privatisierung führte ihn in ein Leben ohne Wände und Bindungen, ein digitales Nomadentum in Vollendung. Er ist ein Deutscher mit Migrationshintergrund.

Läufer weiß, dass sein System nicht nachhaltig ist. Er bildet keine Rücklagen, und sein Kapital schwindet. Er spürte das auf der letzten Baustelle in Berlin, als er sich im Graben krümmte und sein Rücken schmerzte. »Irgendwann ist 'ne Grenze erreicht«, sagt er. Noch sieht er die Grenze nicht, noch fühlt er sich denen in der Enge ihrer Häuser überlegen. Er empfindet eine Lebenstüchtigkeit, die kein noch so hohes Einkommen zu vermitteln vermag. »Luxus«, sagt er, »ist das, was ich habe. Das kriegst du in keinem Kaufhaus.«

In diesem Luxus folgt er dem Rhein. Wie an einer Perlenschnur hangelt er sich von einer Stadt zur nächsten, stromaufwärts durch die deutsche Gegenwart. In der Nähe von Düsseldorf bricht die Deichsel an seinem Anhänger. Er kann das reparieren, aber es ist nur eine Laufzeitverlängerung. Als er Köln erreicht, leitet er seine Energiewende ein. Die Umstände zwingen ihn dazu, sein Mofa verbrennt zu viel Benzin. Er steigt um auf ein Fahrrad und zieht den Anhänger jetzt mit einem Beach Cruiser, Modell »Hyde Park«, 26 Zoll, sieben Gänge. Der Kauf reißt ein Loch in seinen Etat, doch er glaubt, dass er in der Krise antizyklisch handeln sollte und verbucht das als Investition in eine Zukunftstechnologie.

In Mainz lernt Läufer eine Gruppe von Geschäftsmännern kennen, die ihm davon abraten, nach München zu fahren. Sie sehen dort einen Standortnachteil für ihn, ein Missverhältnis zwischen seinem Geschäftsmodell, den hohen Lebenshaltungskosten und für ihn geeigneten Jobs. Läufer macht eine scharfe Wende und steuert Hamburg an. Er hat dort eine Vergangenheit und Bekannte, die sagen, es gebe Jobs.

Nach elf Tagen erreicht er Hamburg, erschöpft und hoffnungsvoll. Doch kurz nach der Ankunft bekommt sein System Risse. Er spricht in der Jobvermittlung vor und erfährt, dass es kaum Angebote gibt. Als er im Hafen nach Arbeit sucht, zersticht erneut jemand die Reifen seines Anhängers. Der Angriff trifft ihn in einem Moment der Verletzlichkeit. Er hat Zweifel an seinem System und Schmerzen im linken Bein. Eine Weile ignoriert er beides, aber als die Schmerzen stärker werden, geht er ins Krankenhaus. Die Diagnose ist eine Warnung: Er hat Wasser im Bein. Der Arzt behandelt ihn, doch er macht ihm klar, dass es ohne Krankenversicherung nicht weitergeht. Er sagt, ohne es auszusprechen, dass er den Staat braucht.

In Osnabrück hatte Läufer das eingesehen. Nach einem Unfall, bei dem er sich einen Finger quetschte, hatte Schwester Antoinette ihn überredet, einen Arbeitsvertrag abzuschließen, damit er krankenversichert ist. Das hat er verloren, auch das. Er schien das auszuhalten, doch eines Abends schickt Läufer, der nie um etwas gebeten hatte, eine SMS und bittet darum, ihn anzurufen. Seine Stimme klingt dünn. Er erzählt, dass die Deichsel an seinem Anhänger gebrochen ist, irreparabel. »Der Anhänger«, hatte Schwester Antoinette einmal gesagt, »ist sein Ein und Alles.« Jetzt klammert er sich an ihn, als fürchte er, das zentrale Modul seines Systems zu verlieren. »Vielleicht«, sagt er, »zünde ich alles an.« Dann schaltet er sein Telefon aus und ist nicht mehr erreichbar.

Als Pohren-Hartmann das hört, sieht er sich in seinem Büro um und sagt: »Ich weiß jetzt nicht, wie ich ihm helfen kann.« Er kann sehr anschaulich die Strukturen und Mechanismen des Sozialstaats erklären. Manchmal setzt er dazu seine Lesebrille auf, schlägt in Akten und Gesetzbüchern nach und zitiert relevante Passagen. Er sieht dann aus wie ein Wissenschaftler. »Herr Läufer«, sagt er, »hatte eine Vorstellung, die er umsetzen wollte in diesem System, und das ist sein Problem. Dieses System ist nicht auf individuelle Visionen eingestellt.« Einen Moment lang denkt er darüber nach. »Er hätte einen Sponsor gebraucht«, sagt er dann, »so wie die Leute von Google.«

In Osnabrück wird es einsam um Schwester Antoinette. In ihrem Büro hängt noch ein Bild, das Läufer neben seinem Fahrrad und Anhänger zeigt. Manchmal fällt es ihr schwer, das Bild zu betrachten. Einige Wochen nach seinem Verschwinden rief er sie versehentlich an, weil er die falsche Taste auf seinem Telefon drückte. Sie war erleichtert, seine Stimme zu hören, aber das Gespräch war kurz, ein kühler Austausch der Positionen. »Er sagte: Ich stehe aufrecht«, erinnert sie sich. »Und ich sagte: Ich auch.«

Nach Läufers Fortgehen haben sich die Konflikte zwischen den Schwestern in der Wärmestube verschärft. Eine lässt sich in den Ruhestand versetzen, die beiden anderen melden sich krank. Schwester Antoinette bleibt allein zurück und ruft beim Bischöflichen Stuhl um Hilfe. Sie bittet um jemanden, der sie entlastet, doch sie bekommt einen Diakon, mit dem sie sich die Leitung der Wärmestube teilen soll. Wenige Wochen später beruft ihr Orden sie ab. Sie wehrt sich, doch sie ist in ihrem Widerstand so allein wie Läufer, und auch sie macht einen Schnitt. Sie legt den Schleier ab und bricht mit der Kirche.

Drei Tage lang ist Läufer nach der Nacht, in der er alles anzünden wollte, nicht erreichbar. Als er sein Telefon wieder einschaltet, erzählt er, wie er in den Stunden danach Gewichte in einem Fitnessraum stemmte und dazu Rammsteins Engel und Metallicas The End of the Line hörte. In wenigen Tagen hat er Geburtstag, aber er will das nicht feiern. Es würde nicht in die Zeit passen.

Läufers Krise verläuft parallel zur europäischen Schuldenkrise, und er fühlt sich bestätigt in seinem Zweifel an den Staaten der anderen. Während in Berlin und Brüssel immer größere Rettungsschirme aufgespannt werden, schnürt er ein radikales Sparpaket. Als Europa sich auf den Schuldenschnitt vorbereitet, lässt er seinen Anhänger stehen. Er tauscht ihn aus gegen einen kleineren, leichteren Anhänger. Seinen Laptop ersetzt er durch ein Netbook. Alles schrumpft in dieser Phase, auch seine Zuversicht. Er ist die personifizierte Sparsamkeit.

Die Frau, die einmal Schwester Antoinette war, zieht sich zurück auf ein Weingut an der Mosel. Sie trägt jetzt Farbe im Haar, Farbe in den Kleidern und den Namen, mit dem sie zur Welt kam. Margareta Völker hat sich von allem gelöst, das sie äußerlich zu Schwester Antoinette machte, doch ihren Glauben hat sie nicht verloren. Nach einer Zeit des Schweigens betet sie wieder stündlich, sie kniet wieder gern, und auch Läufer kommt zu ihr zurück. An einem eisigen Morgen im Frühling begegnen sie sich in Trier. Sie haben nur ein paar Stunden, doch sie ist froh, ihn so entschlossen und aufrecht zu sehen, wie er sie verließ. »Er war ganz aufgeräumt«, sagt sie. »Ich glaube, er hat seinen Weg wiedergefunden.«

Einmal noch führt Läufers Weg ihn nach Berlin. Er geht durch die Stadt wie ein Tourist, leichtfüßig und weitäugig, auf seiner Kapuzenjacke steht »BERLIN«. Die Stadt schimmert und glänzt im Regen, und er folgt den S-Bahn-Gleisen vom Alexanderplatz zum Ostbahnhof. Hinter dem Bahnhof bleibt er an einem Zaun stehen und blickt auf eine Brachfläche. Ein paar Obdachlose lungern zwischen Kleiderbergen und trinken die Stunden weg. In Läufers Traum entstand hier eine Fahrradwerkstatt, es war seine Projektionsfläche. Die Männer, die sie einnahmen, leben an der Straße der Pariser Kommune, als hätten sie bewusst eine Adresse gewählt, die an den Traum von der Diktatur des Proletariats erinnert. Läufer betrachtet sie wie fremde Wesen. »So könnte ich nicht leben«, sagt er. »Die haben keine Struktur.«

In einer anderen Parzelle der Stadt, am Boulevard Unter den Linden, setzt er sich ins Restaurant »Jedermann's« und bestellt eine Bulette mit Kartoffelsalat. Er nennt es das »kleine deutsche Menü«. Dann folgt er der großen deutschen Achse, an der er viele von denen finden könnte, die den Staat formten, der nicht mehr seiner ist. Er geht vorbei am »Café Einstein«, der Kantine der Berliner Republik, an deren hinteren Tischen Fischer und Schröder so gern Hof hielten. Er blickt an der Fassade des Bürogebäudes hinauf, in dem Schröder seine Altkanzlerjahre verwaltet. Im Schaufenster von Madame Tussauds sieht er Angela Merkel, eine Kanzlerin in einem Wachsfigurenkabinett.

Als er durch das Brandenburger Tor geht und auf der Wiese vor dem Reichstag steht, erkennt er das Kanzleramt nicht. Es sieht für ihn aus wie eine Fabrik, eine Regierungsmanufaktur. Er geht um den Reichstag herum und bleibt vor einer gläsernen Wand stehen, durch die er in die Büros von Bundestagsabgeordneten sehen kann. In das Glas sind die ersten 19 Artikel des Grundgesetzes geschliffen. Läufer schreitet sie langsam ab. Bei Artikel 12 stoppt er. Es ist der Artikel, der allen Deutschen das Recht gibt, Beruf, Arbeitsplatz und Ausbildungsstätte frei zu wählen. »Das ist der Punkt«, sagt er, »wo ich Streit mit dem Staat habe.«

Er beugt sich vor und spiegelt sich in den Worten. Im Glas sind sie jetzt vereint, Läufer, das Gesetz und der Staat, doch es ist nur ein Hologramm, eine Illusion. In ein paar Wochen wird sein Personalausweis ablaufen. Er überlegt noch, ob er einen neuen beantragen wird.

## Eigentlich eine Liebesgeschichte

*Timo Konietzka, der Fußballer, der das erste Bundesligator schoss, er will nicht am Krebs zerfallen. "Ich will sterben", sagt er zu seiner Frau im Februar. "Ja", sagt die. Im März ruft sie die Sterbehilfe an*

Von Erwin Koch, taz, 08.12.2012

Er sitzt am Tisch und sagt, sein Urin, heute Morgen, sei orange gewesen.

Sie schweigt.

Der Herr Konietzka und sein Urin, denkt die Frau.

Vorige Woche erst ist er wieder mit einer Schachtel nach Hause gekommen, Pülverchen darin, Vitamine oder was, MorgenStund, WurzelKraft, 7x7 KräuterTee, nur echt nach Dr. h.c. Peter Jentschura, vor Weihnachten saß er auf dem Sofa, einen Stapel alter Zeitungen neben sich, Bild, Wie schütze ich mein Herz?, Wie schütze ich mich vor Krebs?, Wie schütze ich mich vor Alzheimer?

Timo, iss Brot zum Frühstück, Butter, Konfitüre, wie jeder Normale in diesem Land, sagt sie und zündet die erste Zigarette an.

Vergangene Nacht habe er gekotzt, keucht er. Und Ihr Stuhlgang, fragt der Arzt, ist der eher schwarz, eher weiß?, 30. Januar 2012.

Haben Sie Juckreiz, Herr Konietzka?

Schlimm kann es nicht sein, so wie du lebst, sagt Claudia zu ihrem Mann Timo, Wirtin im Gasthaus Ochsen, gerühmt für ihr Poulet im Chörbli, Hähnchen im Bastkorb, Schweiz, CH-6440 Brunnen am Vierwaldstättersee.

Konietzka zieht seine Sportschuhe an, rennt los wie jeden Morgen seit fünfzig, sechzig Jahren, eine Stunde Dauerlauf.

Ein Gallensteinchen vielleicht, du wärst nicht der Erste.

Sonographie und MRCP im Kantonsspital Schwyz, Waldeggstraße 10, es ist Donnerstag, 9. Februar 2012, Ultraschall und Magnetresonanz-Cholangiopankreatikographie, 9 Uhr 15.

Das genaue Resultat kennen wir erst morgen, sagt der Chefarzt Innere Medizin, am besten, Herr Konietzka, Sie kommen mit Ihrer Frau.

Timo greift zum Kalender, schmal und blau, 2. 3. 2012 Oliver 48, 26. 4. Rhodos ab Stuttgart, 10. 5. Rhodos zurück, 8. 6. Beginn Europameisterschaft, 1. 7. Ende Europameisterschaft, 17. 9. Ochsen zu, 14. 10. 2012 Claudia 59. Ein gelber Zettel klebt auf der hintersten Seite, DU BIST UND BLEIBST MEIN GROSSES GLÜCK SO LANGE ICH LEBE. ICH LIEBE DICH. DEINE FRAU.

Seine Galle fließe kaum ab, erklärt der Chefarzt Innere Medizin, jene Flüssigkeit also, die in der Leber entstehe, sich dann in den Zwölffingerdarm ergieße, ins so genannte Duodenum, und dort zur Verdauung beitrage, Ihre Galle, Herr Konietzka, staut sich, bedingt durch ein Gewächs, in die Leber zurück. Das kann man reparieren, nicht hier in Schwyz, aber in Zürich, ich empfehle das GastroZentrum der Klinik Hirslanden.

Reparieren?, fragt Claudia.

Stellen Sie sich eine Magenspiegelung vor.

Dem Timo fehlt doch nichts im Magen.

Auf den Magen folgt der Zwölffingerdarm. In den führt man, wie bei einer Magenspiegelung, also durch die Speiseröhre, ein Endoskop, einen Schlauch, versehen mit einer kleinen Lampe, einer Art Kamera und einem Arbeitskanal, in dem ein Metalldraht steckt, ein Instrument. Das schiebt man in den Zwölffingerdarm und dort in die Mündung des Haupthallengangs, so tief, bis die verengte Stelle erreicht ist, durch die die Galle nicht mehr fließt. Dort setzt man, damit sie wieder fließen kann, ein Schläuchlein ein. Tut nicht weh.

Ob das sehr eile, fragt Claudia, Timo und sie seien kommende Woche, am Schmutzigen Donnerstag, das Bartlipaar - die Zunftmeister der Brunner Fasnachtsvereinigung, der Bartligesellschaft - , da könnten sie, sagt Claudia, schlecht fehlen.

Dann, Herr Konietzka, melde ich Sie für den Tag danach an, Freitag, 17. Februar, denn was Sie haben, haben Sie schon lange, auf Stunden kommt es nicht an.

Konietzka sitzt neben seiner Frau und nickt. Am Abend, das Gesicht aus Wachs, greift er zum Kalender, DU BIST UND BLEIBST MEIN GROSSES GLÜCK SO LANGE ICH LEBE, er blättert durch Namen und Nummern, APS Arzneimittel Parallelimport Service AG 041 560 14 00, Apotheke Hofmatt, BLICK, BVB Borussia Dortmund, DFB Deutscher Fußball-Bund, EXIT, 17. 2. 2012, 07.00 Zwölffingerdarm Klinik Hirslanden.

Solche Sachen, tröstet die Frau, sind doch Routine.

Nachts erbricht er wieder, sein Urin ist orange. Vielleicht kannst du am gleichen Tag noch nach Hause, sagt sie.

Es ist kalter Winter, bald Fasnacht, Claudia kauft Timo Thermounterwäsche, Timo soll nicht frieren, wenn er, Bartlivater 2012, am Schmutzigen Donnerstag neben ihr in einer Kutsche sitzt, stundenlang unterwegs in den Straßen von Brunnen am Vierwaldstättersee.

Um 4 Uhr stehen sie auf, er hält sich an Vitamine und Pillen, sie an eine Zigarette, der Bartlivater, wie es Brauch ist, trägt ein weißes steifes Hemd, einen schwarzen Frack, um den Bauch eine breite rote Binde, eine rote Binde auch um den Hals, und auf der Brust, groß und rund, ein Medaillon, der Brunner Bartli, ein buckliges Männchen. Endlich setzt sich Timo einen roten Filzhut auf, Claudia einen blauen.

Wenn es nur schon Abend wäre, sagt er.

Um 6 Uhr lärmen ein halbes Dutzend Blasmusiker vor dem Haus der Konietzkas, Dammweg 9, das Bartlipaar öffnet ein Fenster, es lacht und winkt und lacht, sie steigen hinab, beschenken die Narren mit Brot, Kaffee und Schnaps, Schmutziger Donnerstag 2012, heute ist erlaubt, was sonst verboten ist.

Irgendwann schaut Claudia hinüber zu Timo, seine Augen sind trüb.

Seltsam ist er geworden, seit er dieses Herzvorhofflimmern hatte, Ende 2010, anhänglich ist er, seit er, neben seinem Gesundheitszeug, nun auch Medikamente schluckt, Triatec am Morgen und am Abend, Aldactone, Cordarone, Torem, seinen Freunden von der Zeitung Blick hat er gesagt, er, Mitglied der Sterbehilfeorganisation Exit seit vielen Jahren,

werde es nie zulassen, zu zerfallen, er plane, wenn der sich nähere, seinen Tod, danach gäbe es keinen Himmel und keine Hölle, da bist du einfach weg.

Timo, flüstert sie, wie geht's?

Er lächelt und schweigt.

Neulich hat er Freunde zum Flughafen gebracht und beim Abschied geweint, der Herr Konietzka, der nie weint, mein Stahlträger aus dem Kohlenpott.

Was weinst du?

Weiß nicht, hat er gesagt.

Weiß nicht, was los ist mit mir.

Nun ist es 11 Uhr, das Bartlipaar und sein Gefolge, wie es sich gehört, wartet den Nonnen des Klosters Ingenbohl auf, eine Schwester begrüßt im roten luftigen Rock: Liebe Bartlifamilie, wir alle, Schwestern und Angestellte, freuen uns über diesen hohen Besuch - Tusch - , dann stellt sie den Nonnen, die in drei Reihen sitzen, die Bartlimutter vor. Claudias Eltern, liest die Nonne vom Blatt, seien Musiker gewesen, der Vater Flötist in der Zürcher Tonhalle, die Mutter Sängerin im Opernhaus - Tusch. Aus erster Ehe habe sie - die Wirtin im Gasthof Ochsen, viel gelobt für ihre Poulets im Chörbli - , zwei Kinder, jedes verheiratet, jedes Mutter oder Vater von zwei Enkelkindern - Tusch.

Aber jetzt, jubelt die Schwester, zum sportlich erfolgreichsten Bartlivater, den Brunnen, das Kloster und die Welt je sahen: Timo Konietzka!

Die Nonnen, graue Kutten, schwarze Schleier, heben ihre Arme, flattern mit den Händen und singen, am Vortag geübt, im hellen Chor: Ein Tor, ein Tor, ein Timotor!

Konietzka sitzt auf einem Stuhl, Claudia an seiner Seite, ihre Lippen sehr rot, er lacht aus dunklem Gesicht.

Ein Supermegagigafasnachtssportler auf dem Bartlithron!

Ein Tor, ein Tor, ein Timotor!

Eingegangen in die Fußballgeschichte ist Timo Konietzka als junger, dynamischer Spieler kurz nach seinem fünfundzwanzigsten Geburtstag. Am 24. August 1963 nämlich, in

der allerersten Minute der eben erst gegründeten deutschen Bundesliga, schoss er das allererste Tor.

Die Nonnen flattern: Ein Tor, ein Tor, ein Timotor!

1965 doppelte er nach und schoss wiederum das erste Tor der neuen Saison, diesmal nicht mehr für Dortmund, sondern für 1860 München.

Ein Tor, ein Tor.

Geboren am 2. August 1938 in Lünen im Ruhrgebiet, sei er auf den Namen Friedhelm getauft, Timo heiße ja erst Timo, seit seine Mitspieler ihn, den Stoppelhaarigen, der so sehr dem sowjetischen General Timoschenko geglichen habe, Timo gerufen hätten. Mit 14 bereits habe er Kohle abgebaut, tausend Meter tief in der Erde, fünf Jahre lang, bis man ihn, den Hochbegabten, zu Borussia Dortmund holte.

Mit Dortmund wurde unser Bartlivater 1963 deutscher Meister, mit Dortmund gewann er 1965 den Pokal. Ein Jahr später, 1966, war er wieder Meister, diesmal mit 1860 München. In hundert Spielen der Bundesliga schoss unser Timo 72 Tore, sagenhaft.

Ein Tor, ein Tor, ein Timotor.

Seine Augen sind gelb.

Dass unser Bartlipaar die Fasnacht heiß liebt, wissen wir längst. 1992, am Schmutzigen Donnerstag vor genau zwanzig Jahren, sahen sie sich zum ersten Mal. Und Claudia dachte: Uff, ein Deutscher!

Harter, dreckiger Schnee liegt am Rand der Straßen, es ist 14 Uhr, Timo und Claudia, Blumen neben sich, sitzen in einer hohen Kutsche und winken und winken, der Umzug durchs Dorf, ein Wagen folgt dem andern, besetzt mit Narren, Prinz William, Kate, der Gottschalk, die Hunziker, Timo versucht zu lächeln, ab und zu, wie es Brauch ist, wirft er eine Orange.

Wie geht's?

Es geht.

Es wird Nacht. Am Vierwaldstättersee, dem Bartlivater 2012 zur Ehre, brennen Fackeln, dann, wie jedes Jahr, der Harligingg, ein hölzerner Fußballschuh auf hohem Scheitersockel, groß und goldig.

Ein Gallensteinchen vielleicht.

Am nächsten Morgen, 5 Uhr, findet Konietzka die Papiere nicht, die ihm der Chefarzt Innere Medizin mitgab. Er sucht im Wohnzimmer, im Schlafzimmer, dann läuft er hinüber zum Ochsen, sucht, findet die Papiere nicht. Schließlich steht der Freund vor dem Haus, der nach Zürich zur Arbeit fährt, Timo küsst Claudia, steigt ein.

Du holst mich doch ab, heute Abend, falls.

Claudia setzt sich an den Tisch, darauf die Hüte vom Vortag, sein roter, ihr blauer, Timos Pulver, WurzelKraft, 17. Februar 2012, 6 Uhr, es ist Freitag.

Vor zwei oder drei Wochen, unterwegs auf der Autobahn Richtung Zug, hat er plötzlich gesagt, he Claudia, fahr nicht so schnell, du bringst uns noch um.

Dann sagte er, wär' ja egal.

Sie sitzt und raucht.

Timo ist anders geworden, nicht mehr, ohne es zu wollen, so verletzend. Wie damals vor zwanzig Jahren, als er noch in Gersau wohnte und sie ihn besuchte, Nacht für Nacht, und ihm, weil er die so gern hatte, eine Bündner Gerstensuppe kochte - bis er sagte, was anderes als diese Suppe kennst du wohl nicht. Da schmiss sie den Teller zu Boden und lief aus dem Haus - lange her. Seltsam ist er geworden. Ende Januar, eingeladen zu einer Sause namens Ice Snow Football, mit Übernachtung in Arosa, wünschte er, dass sie ihn begleite, sie war krank, wollte nicht mit, Timo sagte, dann gehe ich ganz kurz, höchstens zwei Stunden, ich halte es ohne dich nicht aus. Und bevor sie schließlich zum Arzt fuhr, legte er einen Zettel hin, Guten Morgen meine geliebte Frau. Schönen Tag und Erfolg beim Arzt. Ich telefoniere. Ich liebe Dich.

Jetzt zündet sie eine Kerze an.

Der Herr Konietzka.

Kerzen mag er. Als sie ihn jeweils besuchte, frisch verliebt, beide zweimal geschieden, er Vater eines Kindes, sie Mutter von zweien, standen Kerzen in Flur und Stube und Schlafzimmer, der Champagner im Kübel.

Jetzt, zwanzig Jahre später, liegt er in Zürich auf dem Tisch.

Eigentlich möchte sie beten.

Kurz vor Mittag geht Claudia Konietzka hinüber in ihr Gasthaus Ochsen, Bahnhofstraße 18, sie spricht mit der Köchin, begrüßt die Gäste, Poulet im Chörbli nach Hausart, das Handy wimmert, Vorwahl 044, Zürich.

Es sieht nicht gut aus, es sieht, um ehrlich zu sein, eher schlecht aus, Frau Konietzka, wir taten und wir tun, was wir können, ihr Mann hat Krebs, am besten, Frau Konietzka, Sie kommen sofort.

Claudia dreht sich weg und rennt ins Büro, sie schreit vor Wut, schleudert ihre Schlüssel an die Wand.

Klatskin.

Tumor.

Bösartig.

Gallenganggabel.

Das müsse sie sich, sehr einfach erklärt, so vorstellen: Der linke und der rechte Leberlappen besäßen Gallengänge. Die vereinten sich zu einem noch größeren Gang, dem Ductus hepaticus communis. Die Stelle, wo linker und rechter Gallengang zusammenträfen, nenne man Gallenganggabel oder Hepatikusgabel. Das Karzinom, das Herr Konietzka habe, sei an beiden Gallengängen ausgebildet, links und rechts, Typ IV.

Claudia sitzt vor einem jungen Arzt, Klinik Hirslanden, GastroZentrum, Witellikerstraße 40, und versteht nicht, was sie hört.

Heute Morgen haben wir versucht, Röhrchen, Stents, in die verengten Gallengänge zu schieben.

Und nun?, fragt Claudia.

Nun hoffen wir, redet der Mann, dass die Galle wieder fließt.

Timo liegt im Bett, Zimmer 155, das Gesicht aus Stein, er sagt: Gestern war eine andere Zeit.

Gestern, sagt sie, saßen wir noch in einer Kutsche.

So schnell geht das, sagt er.

Claudia sagt: Draußen riecht es nach Schnee.

Ihre Bilirubinwerte, Herr Konietzka - Bilirubin ist ein Gallenfarbstoff - liegen leider immer noch über 300, normal wären 17, das bedeutet, dass die Galle nicht abfließt.

Bring morgen meinen Kalender mit, sagt er.

Sonntag, 19. Februar 2012, zweite ERC, Endoskopisch retrograde Cholangiopankreatikographie, Disoprivan 1000 mg, Buscopan 40 mg i.v.

Der Arzt sagt, den Stent im linken Hepaticus habe er durch einen größeren ersetzt, den im rechten besser positioniert, die Stauung habe deutlich abgenommen, ein gutes Zeichen.

Und der Krebs?, fragt Konietzka.

Den gehen wir später an.

Claudia sitzt an seinem Bett, Timo fragt: Zu Hause alles in Ordnung?

Heute Mittag ein Bus voller Skifahrer, 47 Leute.

Dritte ERC am 22. Februar 2012, Mittwoch.

Sie zündet Kerzen an und raucht und raucht.

Täglich fährt Claudia von Brunnen nach Zürich, und hält seine Hand.

Verdamnte Scheiße!, sagt er.

Seine Haut ist gelb.

Herr Konietzka, sind Sie einverstanden, dass wir Sie morgen in die Klinik Im Park verlegen? Dort sind Chirurgen. Die werden zwei Hohlnadeln durch Ihre Bauchwand führen, perkutan, und zwei Röhrchen setzen, so genannte Drainagen, ein Röhrchen rechts, das andere eher zur Mitte. Dann wird, so hoffen wir, Ihre Galle endlich wieder fließen.

Und wenn ich jetzt nein sage?

Das wäre Ihr Recht, sagt der Arzt.

Vielleicht hätte ich längst nein sagen sollen.

Und die Chirurgen werden gleichzeitig klären, ob eine Operation am Tumor in Frage kommt.

Bilirubin auf 360.

Soll ich dir etwas zu lesen bringen?, fragt Claudia.

Du weißt doch, dass ich nicht lese!

Es ist Freitag, 24. Februar 2012, PTCd, perkutane transhepatische Cholangiodrainage in der Klinik Im Park, Seestraße 90, Zürich.

Claudia sieht zwei Säckchen an seiner Seite, gelbe Flüssigkeit darin.

Jetzt bin ich der, der ich nie werden wollte, flüstert Konietzka.

Dein Sohn hat angerufen, sagt sie.

Mich juckt es am ganzen Körper, sagt er.

Claudia bittet ihre Tochter, Friseurin von Beruf, nach Zürich zu fahren, Klinik Im Park, um Konietzka die Haare zu schneiden.

Dann kann er sich besser kratzen.

Mami, sagt die Tochter, ich weiß, dass du an solche Dinge nicht glaubst: Heute sah ich den Tod an Timos Bett sitzen.

Konietzka schickt Claudia eine SMS: Du riechst wunderbar.

27. Februar 2012, wieder eine PTCd, perkutane transhepatische Cholangiodrainage, Bilirubin unverändert.

Diese gottverdammten Säcke da, links und rechts.

Konietzka schmerzt der Bauch. Er liegt vor dem Fernseher und schaut nicht hin. Sie hält seine Hand, er zieht sie weg.

Dein Bruder hat angerufen, sagt sie.

Wieso ruft der dich an und nicht mich?

Endlich Morphium.

Herr Konietzka, es kann sein, dass eine der Drainagen verrutscht ist, durch Ihre Atembewegungen.

Claudia bringt Fotos vom Schmutzigen Donnerstag, er unter rotem Filz, sie unter blauem, sie lachen und winken, Timo legt die Bilder weg.

Bilirubin auf 247, Montag, 5. März 2012, Konietzka ruft Claudia an, sie versteht ihn kaum: Bitte hol mich nach Hause.

Er reicht den Ärzten die Hand, dann steigt er in Claudias Wagen, die Säckchen auf dem Schoß, sie will nicht weinen, redet vom Ochsen, der neuen Kellnerin.

Dortmund liegt bereits sechs Punkte vor Bayern, sagt sie.

Sieben, sagt er.

Sie hilft ihm aus dem Auto, dann gehen sie hinauf in ihre Wohnung, Hand in Hand, Dammweg 9, Brunnen am Vierwaldstättersee.

Sag mir, was dir guttut, sagt Claudia.

Am Nachmittag steht der Hausarzt am Bett, er prüft die Drainagen, die Säckchen, und lehrt Claudia, eine Spritze zu füllen, Morphium in Konietzkas Bein zu drücken.

Sag mir, wenn du Schmerzen hast.

Sag mir, was du willst.

Ein Poulet im Chörbli.

Sie gehen früh schlafen, er hält ihre Hand, sie hört ihn atmen, irgendwann, als kein Licht mehr durchs Fenster fällt, sagt er: Claudia, ich will sterben.

Ja, sagt sie.

Sie weiß nicht, was sie sagen soll.

Dann rufen wir morgen Exit an, sagt Claudia.

Die Nummer steht in meinem Kalender.

Donnerstag, 8. März 2012, Claudia Konietzka sitzt im Wohnzimmer am runden Tisch, darauf die Hüte aus einer anderen Zeit, und wartet, bis es 9 Uhr ist.

043 343 38 38

Jemand fragt: Ist es sehr dringend?

Eine halbe Stunde später ruft ein Mann zurück, er sei Freitodbegleiter von Exit, er könnte, wenn gewünscht, am Nachmittag nach Brunnen kommen, Ankunft am Bahnhof um 14.03 Uhr.

Ich hole Sie ab, sagt Claudia Konietzka.

Eine schwarze Mappe werde er tragen, erklärt der Mann, und er bitte sie, vom Arzt ihres Mannes eine Bestätigung zu verlangen, möglichst schnell, dass er, ihr Mann, urteilsfähig sei - und vom Spital eine Diagnose, am besten einen Austrittsbericht.

Mein Mann hätte, sagt Claudia, noch zwei Monate zu leiden. Seine Füße jucken, die Arme, der Hals, sie reibt Öl in seine Haut, zieht ihm warme, weiche Socken an.

Er sei einst Arzt gewesen, sagt der Freitodbegleiter, nun pensioniert, er stamme aus Italien, in Italien, der Mann lacht, würde er, wenn man dort wüsste, was er hier tue, erschossen.

Herr Konietzka, wo möchten Sie sterben?

In meinem Bett.

Im Schlafzimmer?

Ja, sagt sie.

Darf ich Ihr Schlafzimmer sehen?

Gibt es einen Raum, wo ich das Sterbemittel in Wasser auflösen kann, fünfzehn Gramm NaP, Natriumpentobarbital?

Das Sterbemittel müssen Sie, Herr Konietzka, zwingend aus eigener Kraft zu sich nehmen, danach werden Sie müde sein, schläfrig, Sie werden das Bewusstsein verlieren und nach wenigen Minuten in einen komaähnlichen Tiefschlaf fallen, dann setzt irgendwann Ihre Atmung aus, Ihr Herz.

Das Sterbemittel wird sehr bitter sein, deshalb rate ich, vielleicht zwanzig Minuten davor ein Magenberuhigungsmittel einzunehmen, das Sie von mir bekommen, ein Mittel gegen Erbrechen, Paspertin.

Und essen Sie vor dem Sterben nicht zu üppig, trinken Sie keinen Schwarztee, keinen Kaffee, keinen Fruchtsaft.

Aber Champagner?, fragt Konietzka.

Dann rattert das Faxgerät, 15.51 Uhr, der Austrittsbericht der Klinik Im Park, zehn Seiten: Bei Herrn Konietzka liegt leider ein sehr fortgeschrittener Klatskintumor vom Typ IV mit Infiltration praktisch sämtlicher Ostien zweiter Ordnung der Segmentgallengänge in beiden Leberlappen vor. Das einzig theoretisch mögliche operative Vorgehen bestünde in einer erweiterten Hemihepatektomie links und Anlage einer biliodigestiven Anastomose auf die Segmentgallengänge VI und VII. Dieses Vorgehen ist aber wahrscheinlich nicht umsetzbar, da die versorgende Leberarterie sehr nah an der Haupttumormasse vorbeizieht und höchstwahrscheinlich tumorinfiltriert ist.

Wann möchten Sie sterben?

Möglichst bald.

Er werde, sagt der Fremde, das Sterbemittel bei einer Apotheke sofort bestellen, aber es vielleicht am Montag erst bekommen.

Nach reiflicher Überlegung mache ich heute von meinem Recht Gebrauch, selbst über die Beendigung meines Lebens zu bestimmen, Brunnen, 8. März 2012, Timo Konietzka.

Nachts liegen sie wach, sie neben ihm, seine Hand ist heiß, Claudia hört ihn atmen, Timo kratzt sich an Hals und Kopf.

Ich lege mich aufs Sofa, sagt sie, dann kannst du schlafen.

Er folgt ihr ins Wohnzimmer, sie fragt: Ein Bierchen?

Claudia holt zwei Flaschen, sie trinken und schweigen.

Die zwanzig Jahre mit dir waren meine besten, sagt Timo.

Die zwanzig Jahre mit dir waren auch meine besten.

Dann sind wir uns ja einig, sagt er.

Timo, falls du dann zu zucken oder zu röcheln beginnst, ich glaube, ich halte das nicht aus.

Dann geh raus, geh eine rauchen.

Timo, meine Tochter, als sie dir im Spital die Haare schnitt, sah den Tod an deinem Bett, einen Engel oder was.

Blödsinn.

Timo, du wirst mir doch, wenn du drüben bist, ein Zeichen geben.

Es gibt kein Drüben, und wenn doch, gebe ich dir extra kein Zeichen.

Sie küsst ihn auf den Mund.

Der Herr Konietzka aus dem Kohlenpott.

Ich will keine Feier, keine Lieder, kein Geheule, kein Grab, gar nichts.

Sie lehnt ihren Kopf an seine Schulter, er sagt, eigentlich bereue er in seinem Leben zwei Dinge. Dass er damals, am achten Spieltag der Saison 1966/67, 1860 München gegen Dortmund, den Schiedsrichter ins Schienbein trat und ihm die Pfeife stahl. Und dass er den Bundestrainer erpresste, er, Konietzka, spiele in der Nationalmannschaft nur, wenn auch sein Freund dort spiele. Worauf man ihn nicht zur Weltmeisterschaft nach England mitnahm.

Sonst nichts?, fragt sie.

Dass ich dir nie sagte, wie unendlich schön du bist.

Es ist nie zu spät, sagt Claudia.

9. März 2012, Freitag, der Freitodbegleiter ruft an, er komme am Montag wieder, früher Nachmittag, bis dann sei alles Nötige beisammen.

Ich hole Sie am Bahnhof ab.

Das brauchen Sie nicht, sagt der Mann.

Immer Richtung See, nach der Drogerie rechts.

Konietzka greift zum Kalender und trägt ein: 12. 3. 2012: 14:00 EXIT.

Lass uns, sagt Claudia, eine Todesanzeige schreiben: Timo Konietzka, 2. August 1938 bis 12. März 2012. Liebe Freunde! Ich möchte mich an dieser Stelle ganz herzlich bei Exit bedanken, die mich am Montagnachmittag von meinen Qualen erlöst und auf dem schweren Weg begleitet haben. Ich bin sehr froh! Traurig bin ich nur, weil ich meine Claudia, meinen Sohn und seine Frau und unsere Kinder und geliebten Enkelkinder verlassen muss. Macht alle das Beste aus Eurem Leben! Meines war lang und doch so kurz! Diese Anzeige gilt als Leidzirkular. Die Trauerfeier findet im engsten Familienkreis statt. Bitte keine Kondolenz. Wir hoffen auf Euer Verständnis. Das ist mein Wunsch.

Jetzt blättern sie durch Alben und wählen ein Foto aus, ein Bild für die Todesanzeige, Timo vor den beiden Mythen, Schwyzer Voralpen, die Schweizer Fahne im Hintergrund, das Schweizer Kreuz als Krawattenknopf.

Diese beschissenen Röhrchen im Bauch, die reiße ich jetzt raus.

Erst wenn du gestorben bist, sagt sie.

Er lacht.

Morphium?

Konietzka möchte zwei Freunde einladen, beim Sterben dabei zu sein, einen Elektriker, einen Treuhänder, Claudia ruft sie an, es ist Samstag, 10. März 2012, sie hat wenig geschlafen.

Timo, wenn du vielleicht nicht sterben willst, dann stirb nicht!

Stirb nur, bittet sie, wenn du sterben willst!

Ich will, sagt Timo, ich will, Claudia, ich will, ich will, schau mich an, wie gelb ich bin, ich hab Löcher im Bauch, Krebs, Schmerzen, ich will.

In Ordnung, sagt Claudia Konietzka und dreht sich weg.

Der Hausarzt beugt sich zu den Drainagen, die Bestätigung, dass er ihn, Timo Konietzka, für urteilsfähig halte, habe er heute Morgen an Exit gefaxt.

Er reicht Timo die Hand.

Wir sehen uns nicht wieder.

Am Montag ist Schluss, sagt Konietzka, danke.

Eigentlich schade, sagt der Arzt, am Dienstag spielt Basel in München.

Bayern gewinnt - wenn nicht, lasse ich von mir hören.

Am Nachmittag reist Konietzkas Sohn mit seiner Frau aus München an, die Frau, eine Juristin, stellt Fragen, in der Schweiz, sagt Claudia, sei Freitodhilfe erlaubt unter der Bedingung, dass der Mensch, der sterben wolle, das Mittel, das ihn töte, mit eigener Kraft noch zu sich nehme. Der Sohn sitzt neben Timo vor dem Fernseher, Samstagabend, Bundesliga.

Der Sohn weint, als er ins Auto steigt, Sonntag, 11. März 2012.

Die letzte Nacht.

Morphium.

Sie liegt in seinen Armen, seine Brust ist heiß.

Wenn du möchtest, rühr' ich dir morgen einen Sirup an.

Einen Sirup?

Das Gift ist so bitter.

Claudia erwacht in der Nacht, Timo, rasiert und gekämmt, steht neben dem Bett.

Es ist 2 Uhr. Wann kommen die Leute?

In zwölf Stunden erst, sagt sie.

Er legt sich neben sie, tastet nach ihrer Hand.

Kurz vor sechs, Montag, 12. März 2012, fährt Claudia ins Nachbardorf, dort ist ein Bäcker, der seinen Laden früh öffnet, sie kauft zwei frische Brote, eines mit Körnern, eines ohne, heute geht er, was mache ich ohne ihn?, ihr Engel dort drüben, was bin ich ohne ihn? Claudia möchte weinen, das darfst du jetzt nicht, nachher erst, wenn er fort ist.

Er isst drei Scheiben von jeder Sorte, Claudia öffnet eine Flasche Champagner, Dom Pérignon, er trinkt drei Gläser, sie ein halbes.

Was kann ich für dich noch tun?

Sie warten auf dem Sofa, Dammweg 9, Timo greift sich in den Nacken und löst die goldene Kette vom Hals, die Claudia ihm einst schenkte, legt sie ihr um.

Die brauch' ich nicht mehr.

Jetzt weint sie plötzlich laut, er streichelt ihr Gesicht, trocknet ihre Augen.

Gegen 11 Uhr bittet Claudia die Köchin im Ochsen um zwei Schweinsfiletpiccata mit Risotto, kleine Portionen.

Danke für alles, sagt er.

Gern geschehen kann ich jetzt nicht sagen, sagt sie.

Ins Schlafzimmer stellt sie drei Kerzen, eine links neben die Betten, eine rechts, die dritte vor den Spiegel, dann hilft sie Konietzka in ein Sennhemd, grau und kragenlos, sie zieht ihm neue weiche Socken an, die Thermounterwäsche, die er am Schmutzigen Donnerstag trug.

Scheißwarerei, sagt er.

Irgendwann treffen die Freunde ein, der Elektriker, der Treuhänder, die Köchin aus dem Ochsen, Claudia schenkt Kaffee aus, dann Dom Pérignon.

Danke, dass ihr da seid an meinem letzten Tag.

Claudia stellt Musik an, Bach.

Deutschland wird Europameister, sagt der Elektriker.

Das Telefon schellt, die Zeitung Blick, ob es stimme, dass Timo Konietzka tot sei.

Und wie!, lärmt Timo.

Claudia, ihre Lippen sehr rot, gießt Himbeersirup in ein Glas, sie füllt es mit Wasser, rührt um, rührt um.

Jetzt dürfte der endlich kommen!, sagt Timo.

Er kommt um drei, eine schwarze Mappe in der Hand, man plaudert und schweigt.

Also!, sagt Konietzka und steht auf.

## Schiffbruch

*Im Januar kentert die COSTA CONCORDIA, Italiens größtes Kreuzfahrtschiff. Eine Verkettung von Leichtsinn und Überforderung, eine Geschichte von Todesangst und Heldenmut*

Von Kuno Kruse, stern, 27.12.2012

Was für ein geiler Zaubertrick!" Es ist 21.44 Uhr, 13. Januar 2012. Gerade hat der Magier seine Assistentin im Theater Athen in Luft aufgelöst, da legen seine übernatürlichen Kräfte das ganze Schiff auf die Seite. Mario Lisker, mit Frau und Freunden auf Kreuzfahrt, ist begeistert. "Was für ein Manöver!" Magier und Kapitän müssen das abgestimmt haben. Das passt zum Kapitän der "Costa Concordia", auch wenn Cocktailgläser von Tischen rutschen und ein Rollstuhl fünf Meter durchs Theater schießt.

Seit einer Woche bewundert Lisker schon die präzisen Manöver, selten hat er einen Kapitän sein Schiff so perfekt führen sehen wie diesen Francesco Schettino. Dabei hat der 42-jährige Passagier mit dem Piraten-Ohring schon einiges auf dem Meer erlebt. Mario Lisker ist ein in Warnemünde ausgebildeter Hochseefischer.

Brücke, 21.44 Uhr

"Hart steuerbord!" Der Befehl an den Rudergänger ist nur noch ein Schrei gewesen. Kapitän Schettino hat eben noch im Restlicht, das von der Insel herüberscheint, eine Schaumkrone entdeckt. Was ist das gewesen? Die Felsen vor dem Hafen, die die Bewohner von Giglio "Le Scole" nennen, können es nicht sein. Die hat er doch im Blick. Neues Kommando: "Hart backbord." Zu spät.

Durch die abrupte Ruderbewegung schert das Heck des 290 Meter langen Schiffes aus. Der Rumpf schrammt über ein Riff. Die Schaumkrone! "Scheiße!", flucht Schettino.

Hat der indonesische Steuermann die Kommandos nicht schnell genug erfasst, weil er Schettinos neapolitanisches Englisch schwer versteht? Hat der Kapitän mit dem ruckartigen Ausweichmanöver vor Schreck einen Anfängerfehler gemacht? "Wäre das Schiff geradeaus

weitergefahren", wird Schettino später dem Staatsanwalt erklären, "wäre nichts passiert."

Deck 3, Lobby-Bar, 21.45 Uhr

Wie der Rücken eines riesigen Leguans. Deutlich sieht Niels Czajor noch den Felsen, über den das Schiff geschrammt sein muss. Wie ein Dosenöffner hat er auf 70 Meter Länge den Rumpf aufgeschnitten, wie Taucher später feststellen. Eine Vase ist vom Tisch gefallen, sein Vater und er sind aus den Sesseln gesprungen, raus an die Reling, die Zigarre noch im Mund. Der Reserveoffizier der Luftwaffe spürt, dass die "Concordia" sich jetzt dreht. "Der Pott säuft ab!", sagt er zu seinem Vater. "Kümmere du dich um deine Frau, ich kümmere mich um meine!"

Deck 0, Maschinenraum, 21.45 Uhr

Bordingenieur Giuseppe Pilon hört das Knirschen in seinem Büro. Es kommt aus Richtung Gepäckraum. Pilon springt auf, rennt los. Sieben Schritte, da fängt ihn einer der Maschinisten ab: "Wassereinbruch!" Pilon sieht durch das Hauptschott in den Maschinenraum. Das Wasser schießt gleich bis zur Höhe des elektrischen Schaltpults. "Schließt die Schotten!"

Von diesem Moment an ist es noch eine gute Stunde, bis sich die "Costa Concordia" - länger, breiter, höher, bunter und stärker als die "Titanic", mit fast doppelt so vielen Menschen an Bord - auf Grund legen wird. 4229 Passagiere und Crewmitglieder sind auf dem Schiff. 32 Menschen wird es in den Tod ziehen: Junge, Alte und ein kleines Mädchen. Und nur ein günstiger Wind wird in dieser Nacht Hunderte, vielleicht Tausende vor dem Ertrinken bewahren.

Dass es letztendlich der Übermut des Kapitäns Francesco Schettino war, der das Schiff auf ein Riff auflaufen ließ, daran lässt nicht einmal er selbst in seinen Vernehmungen ein paar Tage später einen Zweifel. Aber was geschah in den Minuten und Stunden nach der Havarie? War es seine Umsicht, die den Kapitän das Schiff erst evakuieren ließ, als es auf festem Grund aufgesetzt hatte? So wie er selbst es behauptet. Oder lähmte ihn der Schock darüber, gerade 395 Millionen Euro versenkt zu haben und das Leben Tausender Menschen zu gefährden? Ließ er deshalb die Passagiere so spät in die Rettungsboote steigen? Lagen die Nerven des Kapitäns so blank, dass er sich davonmachte, bevor all seine Passagiere gerettet waren?

Darüber werden Anfang des Jahres die Richter in der Stadt Grosseto verhandeln. Noch sind die für den Prozess vorbereiteten Akten unter Verschluss. Sechs DVDs, tausend Seiten Anklage. Doch inzwischen lassen sich anhand von Vernehmungsprotokollen und Anhörungen, mithilfe von aufgezeichneten Daten, Fotos, Videofilmen und dank der Berichte vom stern befragter Zeugen die Ereignisse jenes Abends rekonstruieren, der so wundervoll begann.

Civitavecchia, Latium, 19 Uhr

Die Sonne ist längst untergegangen, es wird schon etwas kühl, als die "Costa Concordia" pünktlich ablegt. Glücklicherweise stehen Gabriele Gruber und Angelika Blank aus Bayern an der Reling. "T-Shirt im Januar, sechs Stunden auf den Spuren der römischen Antike. Auch Gabriele ist gut zu Fuß, obwohl sie doch diese Arthrose im Knie hat", wird sich Angelika Blank später erinnern. "Unser letzter Abend auf See, alles so perfekt, und das Schiff sowieso."

Ein Luxusdampfer. 70 Meter hoch und drei Fußballfelder lang, 17 Decks, 1500 Kabinen, vier Schwimmbäder, 13 Bars, Restaurants und Discos, Kino, Fitnessklub, Joggingstrecke, Kasino, Formel-1-Simulator, ein Theater und mehrere Bühnen. Die riesige Halle mit den gläsernen Fahrstühlen und rotem Teppich erinnern an Las Vegas. Musiker, Tänzer, Conférenciers und Animateure machen gute Laune. Die 114 500 Tonnen schwere "Costa Concordia" ist ein schwimmender Amüsierbetrieb, ein Ozeanriese, der Ehrfurcht auslöst, aber auch Vertrauen. Nur ein paar ganz Abergläubische waren 2006 bei der Schiffstaufe erblasst, als Topmodel Eva Herzigová die Champagnerflasche gegen die Bordwand schleuderte und das Glas nicht zerbrach.

Brücke, ca. 19.30 Uhr

Rudergänger Jacob Rusli aus Jakarta kann oben auf der Kommandobrücke die Hände baumeln lassen. Die See ist ruhig, der Autopilot hält, überwacht von jungen Offizieren, den einprogrammierten Kurs. Die "Concordia" ist jetzt 16 Knoten schnell, knapp 30 Kilometer pro Stunde, eine zügige Reisegeschwindigkeit, die Schiffe nur bei freier See machen.

Deck 9, Club Concordia, ca. 20 Uhr

"Ich gehe jetzt erst einmal etwas essen", sagt Kapitän Schettino, als ihn der Chef der

Gastronomie abfängt. "Wenn wir auf die Insel zusteuern, kommst du mit auf die Kommandobrücke. Wir machen das dann zusammen." Der Gastronomieleiter Antonello Tievoli hatte den Kapitän schon vor einer Woche gebeten, ganz nah an seine Heimatinsel Giglio heranzufahren. Da aber war die See zu rau.

Jetzt liegt sie ruhig da, der Himmel ist klar. Man spürt den Grecale, eine Brise aus Nordost. Dieses Mal ist der Kapitän es Maître Tievoli wirklich schuldig. "Inchino" nennen es die italienischen Seeleute, "Verbeugung", wenn ein Schiff ganz nah an die Küste heranfährt, sein Horn ertönen lässt und einem Ort seine Aufwartung macht. Urlauber und Einheimische winken dann von Land, Passagiere von der Reling. Das ist ein ergreifender Moment einer Kreuzfahrt.

Doch jetzt ist Winter, der Mond zieht gerade auf. Kaum jemand wird noch am Ufer stehen, und die Vorbeifahrt an der Insel taucht nur klein gedruckt für 21.30 Uhr im Programm auf. Die Lichter am Horizont locken keinen an die Reling.

Deck 3, Restaurant Milano, ca. 20 Uhr

Fünfgängemenü, weiße Tischdecken und zu Fächern gefaltete Stoffservietten. Der hohe Saal zieht sich über mehrere Decks. Die kleine Dayana aus Rimini will hübsch aussehen an ihrem ersten Abend im vornehmen Speisesaal. Sie ist fünf.

Die Mutter hat dem Mädchen das Lieblingskleid in den Koffer gelegt. Sie selbst ist zu Hause geblieben. Dayana ist mit dem Vater da, Williams Arlotti, und dessen neuer Freundin.

Dayanas Eltern sind geschieden. Er ist 36 und war sehr krank. Nach Dayanas Geburt bekam er eine neue Niere und eine Bauchspeicheldrüse. Die lange Zeit der Erholung hat die Ehe zerfallen lassen.

Deck 6, Kabine 6216, ca. 20 Uhr

Angelika Blank und Gabriele Gruber, die Freundinnen aus Bayern, sind ganz gerührt vom Spalier der Stewards, die zum Abschied kleine Fackeln geschwenkt und gesungen haben: "Time To Say Goodbye". Die beiden Frauen haben schon an der 18.30-Uhr-Tafel zu Abend gegessen. In ihrer Kabine sind die Koffer gepackt. Morgen gehen sie von Bord. Sie sind zufrieden, dass es mit der Kreuzfahrt geklappt hat. "Das kannst du vergessen", hatte Gabriele noch kurz vor der Buchung gesagt. "Da bekomme ich nie Urlaub."

Deck 11, Club Concordia, ca. 20 Uhr

Kapitän Francesco Schettino, in weißer Uniform, begleitet eine junge Dame zum Tisch. Ein Wink hierhin, ein Wort dorthin, ein Scherz, ein Lächeln in die Digitalkameras - das Erscheinen des Kapitäns ist ein Auftritt.

"Eitel wie ein Pfau", raunt Peter Roschke seiner Lebensgefährtin Anneliese Kissling zu. Sie sind zwei von etwa achtzig Ehrengästen an Bord. Die beiden Mittfünfziger aus Württemberg haben schon zwei Abende zuvor im exklusiveren Club-Restaurant die beste Sicht auf den Kapitän genießen dürfen. Dies ist ihre 25. Kreuzfahrt. Sie haben die goldene Clubkarte der Costa-Reederei und 299 Euro für die Woche bezahlt. "Sieben Tage, sieben Städte", schwärmt Roschke, "und so nette Bekanntschaften."

Allen fällt diese große blonde Frau am Tisch des Kapitäns auf, anmutig, wenn sie die kinnlangen Haare mit einer Kopfbewegung zur Seite wirft. Wie ein Star wird sie von den Offizieren hofiert, sodass einige der Gäste sie fotografieren.

Prominent soll Domnica Cemortan erst in den nächsten Tagen werden. Dann wird die Presse sie mit diesen Fotos zur "geheimnisvollen Moldawierin" machen. Dabei ist die junge Stewardess, weil so viele ihrer Kollegen noch an Bord waren, einfach eine Woche länger als Gast geblieben. In einer Fotostory der Illustrierten "Oggi" wird sie erklären, dass da nichts war zwischen ihr und Francesco Schettino. Wochen später werden Taucher ein Paar elegante Damenschuhe aus der Kapitänskajüte bergen und Domnicas blauen Rollkoffer.

Deck 8, Innenkabine, ca. 20.15 Uhr

Jeong Hye-Jin und ihr Mann Han Ki-Deok fallen nach dem Siebengängemenü todmüde ins Bett. Es ist der Jetlag. Das Lehrerehepaar aus Seoul ist auf Hochzeitsreise. Die Kabine der 29-Jährigen liegt ganz oben auf dem Schiff, ohne Meerblick.

Deck 5, Saal Vienna, ca. 20.30 Uhr

Der Geiger Sándor Fehér vom Trio Bianco ist eine Sensation. Seinetwegen sind Peter Roschke und Anneliese Kissling wieder hergekommen. Schweißperlen stehen auf der Glatze des Ungarn, wenn er die Tänze herunterspielt. Der 38-Jährige ist Absolvent der Franz-Liszt-Musikakademie in Budapest, Meisterschüler in Wien, aus einer Musikerfamilie, deren Leben über Generationen von der Geige bestimmt war.

Brücke, ca. 20.45 Uhr

Der Erste Offizier Ciro Ambrosio tritt an den indonesischen Rudergänger heran und gibt den Befehl, auf manuelle Steuerung umzuschalten. So ist es mit dem Kapitän abgesprochen. Neuer Kurs: 290 Grad, West-Nord-West.

Insel Giglio, 21.08 Uhr

Die Lehrerin Patrizia Tievoli, Schwester des Restaurantleiters auf der "Concordia", sitzt zu Hause vor ihrem Computer. Sie postet Freunden auf Facebook, dass das Schiff gleich "ganz, ganz nahe vorbeifahren wird".

Deck 11, Club Concordia, 21.19 Uhr

Schettino und Domnica Cemortan sitzen noch bei einem Dekanter Rotwein an der Bar. Die Brücke informiert den Kapitän, dass man sich der Insel Giglio nähert.

Brücke, ca. 21.34 Uhr

Die 28-jährige Silvia Coronica, Dritter Offizier, ist irritiert über die Nonchalance des Kapitäns. Der kommt mit dem Direktor des Kabinenservice, Manrico Giampetroni, einer jungen Frau und einer weiteren Person auf die Brücke - Antonello Tievoli ist schon dort. Gäste sind nur bei eingeschaltetem Autopiloten gestattet. Jetzt steht ein anspruchsvolles Manöver bevor. Silvia Coronica hat dabeigestanden, als Kapitän Schettino den jungen Offizier Simone Canessa beim Auslaufen angewiesen hat, eine Route in den Rechner einzugeben, die möglichst nah an Giglio vorbeiführt. Niemand scheint zu bemerken, dass dieser Kurs für eine Annäherung an den Hafen von Giglio viel zu gefährlich ist.

Es ist dunkel auf der Brücke, nur Bildschirme leuchten. Man hört die Unterhaltung des Kapitäns mit den Gästen. Maître Tievoli ist aufgeregt wie ein Kind am Geburtstag. Ein Blick auf sein Elternhaus, oben frei stehend auf der Insel, ist eine wunderbare Entschädigung dafür, dass er wieder mal keinen Urlaub genommen hat, weil die Ablösung fehlte.

Schettino sieht noch einmal auf die nautische Karte. Es ist Karte Nummer 6. Karte Nummer 122 wäre genauer gewesen und damit besser für ein solches Manöver. Aber diese Karte ist nicht an Bord.

Schettino übernimmt das Kommando. Er lässt mehrfach den Kurs ändern. Schließlich

sagt er: 350 Grad. Der Rudergänger versteht ihn nicht richtig. "Geh auf 350, nicht auf 340. Sonst fahren wir auf den Felsen", korrigiert der Kapitän. Alle wirken entspannt, die Offiziere lachen, wie jemand lacht, wenn der Chef einen Witz macht.

Das Schiff macht 16 Knoten. Das Ganze soll ja nur eine Stippvisite werden, die "Concordia" muss am nächsten Tag pünktlich im ligurischen Savona einlaufen, wo viele der deutschen Gäste aussteigen werden. Der Kapitän fährt auf Sicht. Er bittet den Offizier Ambrosio immer wieder, für ihn auf das Radar zu blicken. Schettino trägt seine Brille nicht wie sonst, wenn er auf der Brücke steht.

Grosseto, 21.38 Uhr

Mario Palombo, eine Legende unter den Kapitänen der Costa-Flotte, sitzt in seiner Wohnung in der toskanischen Provinzhauptstadt, als sein Handy klingelt. Palombo, vor einiger Zeit nach einem Herzinfarkt ausgeschieden, stammt wie Tievoli von der Insel Giglio. Ihre Familien sind verwandt. Palombo ist überrascht. Und indigniert, als der Freund ihm stolz berichtet, dass er gerade von der Kommandobrücke der "Concordia" telefoniere.

Kapitän Schettino steuere auf Giglio zu, um den alten Kapitän zu grüßen. Tievoli müsste doch wissen, dass er im Winter auf dem Festland wohnt. Dann spricht auch noch dieser aufgeblasene Schettino mit ihm. Der Kerl hat nicht ein einziges Mal angerufen, als sich Palombo nach seinem Infarkt zurückziehen musste, obwohl der Kerl unter seinem Kommando früher so viel gelernt hatte. So jedenfalls erzählt es Palombo später dem Staatsanwalt. Das Buch, das er über seine Zeit als Kapitän geschrieben hat, erwähnt er nicht. Darin schwärmt Palombo von vielen ähnlichen Manövern, auch vor Giglio.

Dass Schettino ihn jetzt nach der Wassertiefe fragt, bringt ihn in Rage. Aber 800 Meter Entfernung vom Ufer würden noch gut reichen. "Gib kurz Signal", sagt Palombo, "aber dann dreh ab." Über die hohe Geschwindigkeit von 16 Knoten reden die Kapitäne nicht.

Das Gespräch reißt ab. Palombo ruft zurück. Vergebens. Da klingelt das Telefon. Ein Freund von Giglio meldet sich: "Die ‚Concordia‘ ist sehr nah an der Insel." Palombo ruft seinen Schwager auf Giglio an. Der rennt die Anhöhe hinauf und gibt per Handy durch: "Das Schiff ist viel zu nah."

Brücke, 21.42 Uhr

"Sieh mal, Antonello, deine Insel", ermuntert Schettino den Maître, näher zu treten. Jetzt erschrickt auch Tievoli.

Deck 9, Club Concordia, 21.44 Uhr

Der Sicherheitsoffizier Martino Pellegrini ist auf dem Weg, um eine Pizza zu essen. Er kann gerade noch einen vorbeierollenden Getränkewagen einfangen. "Warum", denkt Pellegrini noch, "lenken die oben so hart steuerbord?" Er rennt zur Brücke.

Deck 8, Außenkabine, 21.45 Uhr

Roberto Bosio reißt ein Geräusch aus dem Schlaf. Bosio ist stellvertretender Kapitän des Schwesterschiffs "Serena". Er ist als Gast an Bord. Nach sechs Monaten Dienst befindet er sich auf Heimreise. Schettino kann er nicht leiden. Es wird noch eine dreiviertel Stunde dauern, bis ihn junge Offiziere drängen, das Kommando des Schiffs zu übernehmen.

Deck 4, Theater Athen, 21.45 Uhr

Ein Raunen geht durch das Theater. Applaus. "Diese Vibration", fragt Gabriele Gruber, "gehört das auch zur Zaubershow?" Ihre Freundin ist genauso perplex. "Da müsste ja unter jedem Sitz ein Motor stecken." Sie haben ein Knirschen gehört, zehn Sekunden lang, als schrammte der Spoiler eines Autos über den Bürgersteig. Das Licht flackert, erlischt und schaltet sich wieder ein. Kinder rennen aus dem Theater, Mütter hinterher. Die meisten Gäste bleiben sitzen. "Und der Magier", sagt Angelika Blank, "ist wie weggezaubert."

Kreidebleich unter seinem silbernen Zylinder, das Handy am Ohr, so sieht der Hochseefischer Mario Lisker ihn noch einmal kurz hinter dem Vorhang. "Mario", sagt seine Frau Natalia, "das hier ist keine Show."

Brücke, 21.49 Uhr

Bordingenieur Pilon meldet sich beim Kapitän: Wasser dringt ein. Zugang zum Maschinenraum nicht möglich.

Deck 6, Kabine 6303, ca. 21.50 Uhr

Reservehauptmann Niels Czajor hat seinen Vater stehen lassen und ist aus der Bar zu

seiner im sechsten Monat schwangeren Frau gerannt. Stromausfall. Sandra Czajor kommt gerade aus der Dusche, als alles in der Kabine umfällt. Ein paar Minuten später haben sie den Safe ausgeräumt, ihren Rucksack gepackt und die Schwimmwesten über die Funktionsjacken gezogen. Aus dem Einsatzrucksack aus Kabul greift Czajor Taschenlampe, Multitool und schnittsichere Handschuhe. Sie hängen jetzt an seinem Gürtel. Das Baby im Bauch strampelt heftig. Die Angst vor einer Frühgeburt wächst. Massenpanik befürchtend, schaut er zu seiner Frau: "Jetzt wird's hässlich, sofort raus!"

Brücke, ca. 22 Uhr

Das dieselgetriebene Notstromaggregat auf Deck 12 liefert Licht, produziert aber nicht genug Strom, um die schweren Ruder zu bewegen. Aus seiner Zeit als Tankerkapitän hat Schettino viel Erfahrung mit der Trägheit von Schiffen. Er weiß, die Aufbauten der "Concordia" wirken wie ein Segel. Der Nordostwind soll ihm helfen, die "Concordia" zu wenden. Er wird sie bei starrem Ruder nach Giglio zurücktreiben. Vor der Punta Gabbianara, einem Aussichtspunkt der Insel, zeigt die Seekarte einen Anstieg des Grunds von über 100 auf 20 Meter. Dort könnte man sie aufsetzen. Das, so hat Schettino dem Staatsanwalt später gesagt, sei seine Überlegung gewesen. "Die ‚Concordia‘ fühlte sich nicht mehr lebendig an."

Jeder Kapitän weiß, dass ein Kreuzfahrtschiff wegen der hohen Aufbauten am Ende kieloben versinkt. Dieser leichte Wind, der nur wenige Tage im Jahr weht, könnte sie retten. Schettino wird später von Gottes Hand reden, die sich nun auf seine Schulter gelegt habe. Nautiker sprechen nur von Glück.

Deck 5, Einkaufspassage, ca. 22 Uhr

"Elvira, lass uns besser die Schwimmwesten aus der Kabine holen", sagt Wilhelm Gerg zu seiner Frau. Die beiden Russlanddeutschen aus Stuttgart wollten gerade ein paar Andenken kaufen, als die Tische mit Taschen, Uhren und Souvenirs auf sie zurutschen. Wilhelm Gerg weiß seit Kurzem, dass er Krebs hat. Schon vor der Reise hatte er eine böse Vorahnung. Aber es ist dann doch eine wunderbare Woche mit seiner Frau geworden. Zu seinem 50. Geburtstag haben die Kellner ihm vor der Torte ein Ständchen gesungen. Die Gergs sehen auf das Wasser. Da ist gar kein Seegang.

Deck 1, Kabine 1383, ca. 22 Uhr

Schreiende Kinder, umgestürzte Putzwagen blockieren die Gänge. Die Kabine von Elvira und Wilhelm Gerg liegt unten im Schiff. Gut, dass Elvira Raucherin ist. Ihr Feuerzeug gibt ein wenig Licht. Er behält seinen Anzug an. Aber sie wird nicht mit Stöckelschuhen ins Wasser springen, stülpt Pullover und Hose über das Abendkleid.

Aus den Lautsprechern kommen immer wieder die Durchsagen in fünf Sprachen: "Wir haben einen Stromausfall." Wilhelm Gerg sieht auf das Fenster. "Raus!", ruft er. "Unsere Kabine liegt schon unter Wasser."

Livorno, 22.03 Uhr

Eine Frau aus der Gegend von Florenz ruft bei den Carabinieri an. Ihre Mutter habe sich aufgeregt von ihrem Kreuzfahrtschiff gemeldet. Die Leute trügen Schwimmwesten. Der Carabinieri informiert den diensthabenden Offizier der Küstenwache. Der muss noch einmal bei der Anruferin nach dem Namen des Schiffs fragen. Er ortet die "Concordia" auf dem Radar und funkt sie an. Dort geht der junge Offizier Simone Canessa an das Funkgerät. Er meldet einen Stromausfall. Nein, versichert er, man habe niemanden aufgefordert, Schwimmwesten anzulegen. Der Mann von der Küstenwache vermutet, dass der Kapitän die Situation beschönigen lässt.

Brücke, ca. 22 Uhr

Sie könnten jetzt Hilfe gebrauchen. Vielleicht einen Schlepper. Der Kapitän ruft die Costa-Zentrale in Genua an. Er erreicht den Krisenmanager Roberto Ferrarini, der Dienst hat: "Ich habe Scheiße gebaut." Der Manager gibt ihm die Telefonnummer eines Schleppunternehmens. "Als wäre dies der Moment gewesen", wird sich Schettino später beklagen, "einen Vertrag auszuhandeln."

Sicherheitsoffizier Pellegrini fährt mit einem Kollegen von der Brücke den Computer wieder hoch, um die Flutung der Kammern im Schiffsbauch zu berechnen. Sie hatten die Steckdose wechseln müssen, denn Notstromdosen befinden sich ausschließlich am Schaltpult. Pellegrini kennt zum Glück das Passwort. Dann stellen sie fest, dass auch die Meldesonden unten keinen Strom bekommen.

Pellegrini will den Kapitän informieren, aber der telefoniert schon wieder, seine Stimme bebt. Da ist nichts mehr übrig von dem Selbstbewusstsein, das Pellegrini an dem

Kapitän früher fasziniert hat.

Deck 4, ca. 22.10 Uhr

"Setzen Sie sich ruhig noch einmal hin", empfiehlt der Hochseefischer Mario Lisker einigen der älteren Damen, die in Mensentrauben vor den Zugängen zu den Rettungsbooten stehen. Warum, fragt er sich, erklärt den Leuten niemand, dass man die Boote bei der Fahrt, die das Schiff noch macht, gar nicht zu Wasser lassen kann? Es wäre zu viel Zug auf den Seilen. Auf dem Schiff bleiben und abwarten. So hat er es auf der Seemannsschule gelernt.

Brücke, 22.10 Uhr

Hat Kapitän Schettino den Bordingenieur Pilon gerade richtig verstanden? "Die elektrischen Schalttafeln überschwemmt?" Keine Kontrolle mehr?

Der Schiffsrumpf ist in Sektoren eingeteilt, die durch Sicherheitsschleusen voneinander getrennt sind. Selbst wenn zwei oder drei geflutet sind, bleibt das Schiff einigermaßen stabil. Es ist mit sechs Maschinen bestückt, jede so groß wie ein Bus. Diese treiben Generatoren an, deren elektrische Kraft die Schrauben dreht. Auch dieses Antriebssystem ist über drei Sektoren verteilt.

Schettino hakt nach: "Generatoren eins, zwei und drei?" "Betroffen!" "Vier, fünf, sechs?" "Betroffen!" Alle Maschinen überschwemmt, "alles unter Wasser".

Der Schaden muss sich durch die ganze Schiffsmitte ziehen. Schettino, völlig fassunglos, schickt einen Decksoffizier in den Maschinenraum, um nachzusehen. Auch der steht Minuten später bis zur Hüfte im Wasser.

Brücke, 22.24 Uhr

Wieder meldet sich der Mann von der Küstenwache. Jetzt antwortet Schettino selbst. Er brauche einen Schlepper. Der Mann in Livorno hat bereits in der Nähe befindliche Schiffe informiert. Und auch seinen Vorgesetzten Gregorio De Falco. Der Kapitän ruft wieder den Costa-Krisenmanager Ferrarini an. Er wird an diesem Abend 17-mal mit ihm telefonieren. Wie kommen wir da raus?, fragen sich die beiden. Schettino fällt eine Ausrede ein: ein Stromausfall. Der habe das Ruder lahmgelegt. Nur deshalb sei das Malheur mit dem Felsen passiert. Doch da macht der Manager nicht mit. Aber auch er informiert weder die

Behörden, noch befiehlt er Schettino, sofort Alarm auszulösen. Beim Auflegen sagt der Kapitän in die Runde: "Das war's, die schmeißen mich raus."

Deck 5, draußen, 22.24 Uhr

Angelika Blank liest die Zeit auf ihrem Handy ab. Die Gänge sind voller Menschen mit Schwimmwesten. Die beiden Freundinnen gehen Richtung Heck. Vor der Treppe stauen sich die Menschen. Alle wollen auf Deck 4, zu den Rettungsbooten. Trotz der Schlagseite können sie noch gut stehen.

Brücke, ca. 22.30 Uhr

Sicherheitsoffizier Pellegrini hat am Kartentisch Positionsbestimmungen per GPS gemacht. Der Wind hat die "Concordia" tatsächlich um 180 Grad gedreht. Sie driftet in einer Schleife, den Bug voran, wieder in Richtung Insel. Jetzt erst bemerkt Pellegrini die aufgeregten Stewardessen. Sie wissen nicht, was sie den Leuten sagen sollen. Eine neue Meldung erreicht die Brücke: Ein französischer Passagier ist einem Herzinfarkt erlegen. "Wollen wir nicht endlich die Leute aus dem Maschinenraum heraufholen?", fragt Pellegrini den Kapitän.

Die Blicke der Offiziere richten sich jetzt auf Roberto Bosio, den stellvertretenden Kapitän des Schwesterschiffs, der auch auf die Brücke geeilt ist. Sie bedrängen ihn, das Kommando zu übernehmen. Schettino, der aufgereggt hin und her rennt und immer wieder telefoniert, scheint überfordert. Doch Bosio will nicht Anführer einer Meuterei werden. Er wendet sich an den Ersten Offizier. "Fragen Sie den Kapitän bitte noch einmal, ob es nicht Zeit sei, die Passagiere zu benachrichtigen."

Schettino sieht Bosio, mit dem ihn eine lange Rivalität verbindet, wie in Trance an. Bosio befiehlt: "Holen Sie die Leute aus dem Maschinenraum. Und bereiten Sie die Evakuierung vor." Die Offiziere wissen, dass die Zeitspanne klein ist, die Rettungsboote auszusetzen. Schon bei 20 Grad Schlagseite können nicht mehr alle Boote zu Wasser gelassen werden.

Sämtliche Decks, 22.36 Uhr

Über Lautsprecher kommt die Aufforderung an alle Passagiere, Rettungswesten anzulegen und sich auf das Bootsdeck zu begeben.

Brücke, 22.40 Uhr

Der junge Offizier Canessa meldet: "Kapitän, wir nähern uns wieder einem Felsen."  
Schettino: "Tiefe?" Der Bootsmann meldet: "50 Meter."

Inzwischen sind andere Schiffe vor Ort. Der Kapitän möchte, dass eine Fähre die "Concordia" am Heck Richtung Land drückt. Das wird abgelehnt. Ein Schiff der Küstenwache, das vor dem Bug schwimmt, soll nun versuchen, die "Concordia" mit einem Seil zu halten, damit sie sich nicht weiter neigt. Auch dieses lehnt ab, weil das Manöver sinnlos scheint. Noch wenige Meter, dann setzt die "Concordia" von selbst auf.

Schettino lässt Anker ausbringen. Sie sollen das Umkippen des Schiffs verhindern. Videoaufnahmen zeigen, dass die Anker zu weit heruntergelassen wurden. Experten sagen später, die hätten das Schiff ohnehin nicht halten können.

Deck 4, Musterstation Steuerbord, ca. 22.45 Uhr

Niels Czajor stützt seine Frau vor dem Rettungsboot 21. Hinter ihnen stehen Küchenhilfen als Evakuierungscrow diszipliniert an der Deckaußenwand und warten auf Befehle des Kapitäns. Das Schiff hat sich kritisch geneigt. Nur etwa 50 Meter bis zur Insel.

Aus dem Lautsprecher knarrt es: "Tango India, Tango India - Ristorante Milano full". Der Luftwaffenoffizier kann den Inhalt des Codes nur aus den erblassenden Gesichtern der Crew deuten. Dann wieder die Durchsage vom Generatorenproblem. Plötzlich ein lauter Sirenton: siebenmal kurz, einmal lang. Endlich, die Crew geht vor und öffnet die Abdeckplane von Boot 21. Um Verletzungen zu vermeiden, korrigiert Czajor die Bootsplane und befestigt die Relingtüren. An anderen Booten entsteht Panik. Die Leute der Crew, die bis jetzt gestanden haben wie eine Palastwache, werden von angsterfüllten Passagieren bestürmt. Wilhelm Gerg, bereits eingestiegen, will seinen Platz wieder räumen. Beim Boot von Peter Roschke reicht eine Mutter ihr Kind nach vorn durch.

Deck 4, Backbord, ca. 22.45 Uhr

Ein Boot nach dem anderen füllt sich. Stewards schieben Rollstuhlfahrer nach vorn. Angelika Blank und Gabriele Gruber treten zur Seite und finden keinen Platz mehr für sich. "Sollen wir springen?", fragt Gabriele. "Dann knallen wir auf das 3er-Deck", sagt Angelika. "Versprich, wir bleiben zusammen", sagt Gabriele.

Auch Mario Lisker steht auf der zum Meer gelegenen Seite. Das Boot sinke nicht weiter, weil es breiter ist als das Wasser tief, erklärt er immer wieder. Es sei der sicherste Ort. Es könnte nur kippen. Er weigert sich, mit seiner Frau ins Rettungsboot zu steigen: "Wir liegen zu schräg." Er wird recht behalten. Das Boot bleibt an der Bordwand hängen und dreht sich mit 150 Menschen darin über Kopf. Nur das Dach bewahrt sie vor dem Sturz ins kalte Wasser. Sie klammern sich fest, kreischen, ein junger Maschinist hangelt sich vom Schiff heran und lässt einen nach dem anderen über seine Schultern zurück an Bord klettern. Auch andere Boote hängen fest.

Giglio, 22.45 Uhr

Der stellvertretende Bürgermeister der Insel, Mario Pellegrini, steht am Hafen, als immer mehr Rettungsboote eintreffen. Keiner der Passagiere kann ihm sagen, was auf dem Schiff los ist. Deshalb lässt er sich zur "Concordia" übersetzen. Über eine Strickleiter klettert er auf Deck 3. Auf der Suche nach Kapitän und Offizieren irrt er durch die Gänge und findet nur hilflose Passagiere. Nein, er habe keine Schwimmweste, er komme gerade von der Insel. Nein, er sei kein Offizier, nein, er sei kein Feuerwehrmann. Endlich trifft er einen Offizier, der anderen beim Einsteigen in Rettungsboote hilft. Der trägt den gleichen Namen wie er selbst: Es ist Sicherheitsoffizier Pellegrini.

Deck 9, Steuerbord, ca. 23 Uhr

Kapitän Schettino will die Lage des Schiffs und die Spannung der Ankerketten überprüfen. Danach tastet er sich durch das Dunkel der Gänge zu seiner Kabine. In dem Durcheinander rutscht er auf Klarsichthüllen aus. Die Neigung des Schiffs ist jetzt so stark, dass er im Winkel zwischen Boden und Wand läuft.

Deck 4, Steuerbord, ca. 23.15 Uhr

Ein Bolzen klemmt. Nur eines der beiden Seile lässt das Rettungsboot hinunter. Es hängt schräg vor der Bordwand. "Na prima", denkt Niels Czajor. "Wir haben es ins Boot geschafft, und jetzt stürzen wir ins Wasser." Sie wissen nicht, wie hoch sie über der See hängen. Springen geht nicht, seine Frau ist schwanger. Ein Maschinist im Blaumann versucht, mit Hammerschlägen den Bolzen zu lösen. Das Boot knallt aufs Wasser. Es ist das letzte Boot, das von der Steuerbordseite ablegt. Mindestens 30 Plätze bleiben frei.

Deck 4, Steuerbord, 23.50 Uhr

Seit einer Stunde legen die Rettungsboote auf der Landseite ab, einige kommen zurück, um andere Passagiere aufzunehmen. Fischerboote sind da. Mehr als 3000 Menschen sind inzwischen sicher an Land, Hunderte noch auf dem Schiff. Mit einem Knall platzen die Fensterscheiben der untertauchenden Stockwerke. Wieder ein kleiner Ruck. Wieder Schreie. Einige springen ins Wasser, andere fallen oder rutschen hinein. Das Schiff neigt sich immer stärker auf die Steuerbordseite.

Deck 8, Innenkabine, ca. 24 Uhr

Es gibt kein Licht mehr, als Jeong Hye-Jin und Han Ki-Deok von der Unruhe auf dem Schiff erwachen. Wände und Decken sind schräg, das Gepäck ist umgekippt. Die beiden stürzen auf den Gang. Keiner da. Auch im Korridor alles schwarz. Sie rutschen über den Flur, hangeln sich wieder zurück zur Kabine. Sie schreien, pfeifen, niemand hört sie. Ist es Tag, ist es Nacht? Sie wissen nur, sie sitzen in der Falle. Sie haben noch Wasser und ein paar Kekse und versprechen einander alles Glück auf Erden, wenn sie lebend aus diesem Schiff herauskommen. Jeong Hye-Jin denkt daran, dass von ihnen nur eine kleine Meldung in einer Zeitung bleibe. Erst 36 Stunden später wird ein Feuerwehrteam die beiden in dem evakuierten Wrack finden.

Deck 4, Backbord, ca. 24 Uhr

"Forza! Forza!" Ein Offizier ruft zur Eile. Die Passagiere auf der Seeseite sollen in einer Polonaise, die Hände auf den Schultern des Vorangehenden, durch das inzwischen völlig dunkle Restaurant von der Backbord- auf die tiefer liegende Steuerbordseite wechseln. Es wird gedrückt und gedrängelt, die Menschen versuchen sich an den Händen zu halten, gleiten aus, rutschen, fallen.

Deck 4, Steuerbord, ca. 0.15 Uhr

Sándor Fehér, der ungarische Geiger, hat vielen Kindern in die Rettungswesten geholfen. Einige waren oben gewesen, auf Deck 9, in der Spielzone vor dem Fahrstuhl. Verzweifelte Eltern irren über das Schiff, auf der Suche nach ihren Söhnen und Töchtern. Sie selbst waren im Restaurant oder Theater, als das Unglück geschah. Animatoren und Musiker haben die Kinder zu den Rettungsstationen geleitet. Dann half Sándor Fehér

Passagieren einzusteigen. Kapitän Schettino und einige Offiziere stehen ebenfalls auf Deck 4. Jetzt ist es Zeit für Sándor Fehér, seine Violine zu retten. Er geht noch einmal zurück zur Kabine.

Deck 4, Steuerbord, ca. 0.40 Uhr

Wieder ein Ruck. Schettino versucht gerade, gemeinsam mit dem zweiten Offizier eines der letzten Boote abzustößen. Das Boot schwingt zurück, droht, sie zu erdrücken. Der Offizier und auch Bootsleute rutschen ins Wasser. Der Kapitän rettet sich mit einem Satz auf das Boot und fährt mit ihm ab. So zumindest hat es Schettino später dem Staatsanwalt erzählt.

Deck 4, Backbord, ca. 1 Uhr

Mario Lisker weigert sich schon wieder. Warum soll er den dummen Anweisungen dieses Offiziers folgen und auf die Steuerbordseite wechseln? Wenn es noch einen Ruck gibt, wird die Seite doch unter Wasser liegen.

"Denkst du", fragt seine Frau Natalia, "dass allein du der Schlaue bist? Es kann doch nicht sein, dass wir die Einzigen sind, die nicht gehen." Der Seemann zögert. Vielleicht, denkt er, haben sie auf der Landseite längst eine Pontonbrücke gebaut. Mario und Natalia Lisker gehen mit. Aber nicht in dieser Kette, die sie jetzt, Hand in Hand, bilden sollen. Ein junges Mädchen schreit, als würde sie zerrissen, lässt los. Die Leute purzeln durcheinander. Natalia und Mario Lisker rutschen vorsichtig auf dem Hintern über den Restaurantboden.

Angelika Blank und Gabriele Gruber sind noch gut durch das dunkle Restaurant gekommen. Angelika Blank steht schon fast da, wo einmal die Reling zu sehen war, die jetzt unter Wasser ist. Gerade noch in der Tür hat sie gehört, wie ihre Freundin sie ruft. Das Deck ist bereits überspült. Über ihr ist kein Himmel mehr, keine Sterne, und vor ihr das Wasser, auf dem Lichter schwimmen. Immer mehr Passagiere drängen von hinten. "Nicht hinfallen", befiehlt sie sich, "jetzt bloß nicht hinfallen." Nur zwei Schritte auf dem abschüssigen Deck, und sie steht mit den Füßen im Wasser. Ein dritter, und es reicht bis zum Knie. In der Ferne sieht es so aus, als stiegen die Lichter der Schwimmwesten aus dem Wasser auf, in Sicherheit, an Land. "Wie bei einer Himmelfahrt." Noch einen Schritt, und Angelika Blank schwimmt.

"Jetzt", sagt Mario Lisker, an der unteren Schiffseite angekommen, "ist alles vorbei." Das Rettungsboot, das sich gerade genähert hat, dreht wieder um. Die Neigung der "Concordia" hat mehr als 45 Grad erreicht. Sie wird gleich ganz auf die Seite kippen.

"Springt!", ruft die junge Offizierin Silvia Coronica. Sie jagt die letzten Passagiere ins Wasser. Dann springt sie selbst. Mario und Natalia Lisker springen nicht. Sie klettern wieder hoch. Der Teppich, ein Griff, das Geländer - sie schnappen nach allem, was Halt gibt. Die Schuhe weg! Die rutschen nur. Nur vertikale Wege nehmen, waagerechte Gänge werden gleich zur Falle. Platz nach oben haben! Oben ist dort, wo der Mond in den Schacht scheint. Sie steigen jetzt fast senkrecht auf. "Wenn das Schiff ganz kippt", versucht er sie zu beruhigen, "hebt uns das Wasser hoch."

Da sieht Natalia Lisker gerade noch im Augenwinkel einen Vater mit seiner kleinen Tochter auf dem Arm. Er rutscht ab, verliert das Mädchen, das jetzt das steile Deck hinunterschlittert und sich an der Reling fängt, die schon unter Wasser liegt. Das Kind klammert sich fest, schreit. Der Vater schreit. Er stürzt sich zur Tochter ins Wasser. Die Liskes hören ihn noch rufen: "Mia bambina!" Das Schiff neigt sich, Dayana und ihr Vater verschwinden in der See.

Punta Gabianara, Giglio, ca. 1 Uhr

Bevor eines der Boote sie erreichen kann, fühlt Angelika Blank Felsen unter den Füßen. Sie klettert ans Ufer. Über ihr sitzen zwei durchnässte Frauen auf einem Stein. "Bitte", sagt die eine höflich, "nehmen Sie doch Platz." Angelika Blank bleibt noch auf dem glitschigen Grund stehen, um anderen Passagieren zu helfen, dann setzt sie sich. Menschen von Giglio kommen von der Straße herunter, bringen Decken, ziehen Schiffbrüchige aus dem Wasser. Doch Angelikas Freundin Gabriele Gruber kommt nicht. Sie wird nie mehr kommen.

"Costa Concordia", ca. 1.15 Uhr

Weil Vizebürgermeister Pellegrini helfen wollte, lebt er noch. Er ist gerade zur Backbordseite hinaufgeklettert, als das Schiff kippt. Die Wände werden zu Böden, Decken zu Wänden, Flure zu Schächten. Er sitzt in einem fest, unten das Wasser, oben nichts, kein Fluchtweg mehr, kein Entkommen. Er irrt durch den oberen Seitengang und findet eine Aluminiumleiter. Es wird die einzige Leiter bleiben für mehrere Hundert Menschen, die den

Schacht hinaufsteigen. "Kinder zuerst! Und Bedürftige!"

Das Wasser im Schacht steigt. Vergebens versuchen der junge Offizier Canessa, der Schiffsarzt und der Vizebürgermeister eine Reihenfolge durchzusetzen. Aber Männer reagieren rücksichtsloser als Frauen. Kinder weinen. Aus Pellegrini platzt es heraus: "Benehmt euch doch nicht wie Tiere!" Nur eine Frau will nicht auf die Leiter. Ihr Verlobter und seine Tochter seien noch unten. Sie seien bestimmt gerettet, sagt Pellegrini, damit sie geht. Er weiß, dass unten niemand mehr leben kann.

Hafen von Giglio, ca. 1.30 Uhr

Elvira und Wilhelm Gerg suchen auf Giglio unter den vielen Gestrandeten nach Freunden. Nicht weit vom Leuchtturm treffen die Russlanddeutschen auf eine junge Frau. Sie spricht ebenfalls Russisch. Er staunt über ihre kuschelweiche, trockene Decke. Sie kommt aus Moldawien, sie heißt Domnica, und sie hat von der Brücke aus immer wieder die Durchsagen auf Russisch gemacht. Wilhelm Gerg will der zarten Frau wenigstens die schwere Tasche abnehmen. Aber sie will nicht. "Merkwürdig", denkt er noch, "wie konnte sie die vom Schiff bringen?"

Jetzt erst sieht er den Kapitän. Schettino sitzt hinter ihr auf dem Kai. Er steht auf, wechselt einige Worte mit Domnica Cemortan und geht zum Leuchtturm, vor dem schon andere Offiziere stehen.

Leuchtturm von Giglio, 1.46 Uhr

Wieder klingelt Schettinos Mobiltelefon. Am Apparat ist Gregorio De Falco, Leiter des Hafenamts in Livorno. Es ist sein zweiter Anruf. Er ist wütend, denn sein erster erreichte den Kapitän eine Stunde vorher auf dem Rettungsboot. Jetzt sagt er: "Sie kehren jetzt sofort zurück an Bord und koordinieren die Aktion. Informieren Sie mich, wie viele Menschen an Bord sind. Ist das klar? Ich zeichne dieses Gespräch auf."

"Das Schiff hat sich gerade zur Seite gesenkt ..."

"Hören Sie: Leute sind dabei, die Leiter am Bug hinabzusteigen. Sie müssen diese Leiter in die umgekehrte Richtung hoch und mir sagen, wie viele Menschen da sind und was an Bord los ist. Ist das klar? Hören Sie, Schettino, Sie haben vielleicht geschafft, sich aus dem Meer zu retten, aber das da, das wird wirklich schlecht ausgehen ... Ich werde Ihnen

verdammt viele Scherereien machen."

Rumpf der "Concordia", 2 Uhr

Der Vizebürgermeister steht auf der Außenwand. Er hört verzweifelte Schreie. Sie kommen aus einem der Schächte. Dutzende Menschen schwimmen dort unten im Dunkeln. Er nimmt ein Seil und zieht mit anderen Helfern Passagier um Passagier nach oben.

Dort hat der Offizier Simone Canessa eine Strickleiter an der Bordwand heruntergelassen. Behutsam führt er einen nach dem anderen auf die Leiter. Alte Menschen erstarren, Eltern wollen ihre Kinder nicht auf die Strickleiter lassen. Schließlich hängen Dutzende gleichzeitig daran. Es ist glatt, einige, vor allem aus der Crew, sind völlig durchnässt und teilweise gefährlich unterkühlt.

Es wird fast die ganze Nacht dauern, bis alle, manche mit Kindern im Arm, auf dieser einen Leiter 30 Meter hinab auf ein Schlauchboot gestiegen sind. Es ist eines der größten Wunder dieser Nacht, wird der Schiffsarzt später sagen, dass wir alle heil herunterbekommen haben.

Dezember 2012

Fast ein Jahr nach dem Unglück liegt die "Costa Concordia" noch immer auf dem Felsen vor dem Hafen von Giglio. Der 70 Meter lange Riss ist verschweißt. Unter das Schiff wird eine Plattform gezogen, um es wieder aufzurichten.

Kapitän Schettino, mehrere Offiziere und drei Manager der Costa-Reederei werden sich ab Februar vor Gericht verantworten müssen. Nach dem Unglück von der Costa-Reederei entlassen, klagt Schettino inzwischen auf Wiedereinstellung. Der indonesische Steuermann ist nicht auffindbar, obwohl ihn die Aufzeichnungen der Black Box entlasten.

Der Offizier Simone Canessa, der als letzter Mann von Bord ging, weigert sich bis heute, in der Öffentlichkeit den Helden zu spielen. Mario Pellegrini, der Vizebürgermeister von Giglio, bedauert den Einbruch des Tourismus um 30 Prozent. Der alte Kapitän Palombo will erst wieder auf die Insel zurückkehren, wenn die "Concordia" geborgen ist.

Wilhelm Gerg, der vier Wochen nach seiner Rettung auf dem Fahrrad von einem Auto angefahren wurde, hat sich gerade von dem schweren Unfall erholt. Sandra und Niels Czajor haben im Mai eine Tochter bekommen.

Von den 32 seit damals Vermissten sind bisher 30 tot gefunden worden. Einer der Ersten war der ungarische Geiger Sándor Fehér, der so vielen in die Boote half. Angelika Blank hat ihre Freundin Gudrun in Bayern beerdigen lassen. Die Mutter der kleinen Dayana, die im Mai sechs Jahre alt geworden wäre, will mit einem finanziellen Anschub durch die Costa-Reederei eine Stiftung für Kinder ins Leben rufen. Die Costa-Reederei hat jedem Überlebenden eine Entschädigung von 11 000 Euro angeboten.

Das renommierte Schifffahrtsmagazin "Lloyd's List" hat die gesamte Mannschaft der "Costa Concordia" nach der Empfehlung einer internationalen Expertenrunde für ihr vorbildliches Verhalten als "Seefahrer des Jahres" geehrt. In dem Mediensturm nach dem Unfall sei unbeachtet geblieben, mit welcher Tapferkeit und nüchternen Professionalität die Mitglieder der Crew Tausenden das Leben retteten.

Der Seemann Mario Lisker und seine Frau Natalia haben in der Nacht als letzte Passagiere das Schiff verlassen. Lisker hat Anzeige gegen den Offizier erstattet, der die Menschen zur falschen Seite des Schiffs gelotst hat. "Er hat sie in den Tod geschickt."

## Müll

*Eine schmutzige Geschichte.*

Von Michael Martens, F.A.Z., 02. 02. 2013

Liegen bleiben. Einfach liegen bleiben und wieder einschlafen. Es ist bestimmt nur ein böser Traum, und wenn er das nächste Mal aufwacht, richtig aufwacht, dann ist er nicht mehr in dieser kalten Hütte im Wald, sondern endlich wieder in Herford. Aber wie soll man einschlafen bei dieser Kälte? Arben\* liegt auf dem Rücken und atmet lang aus, so wie nach einem tiefen Zug an einer Zigarette. Von der Vollmondnacht fällt Licht in die Hütte. Arben sieht seinen Atem als weißen Hauch in der kalten Luft.

In Afrika müsste man leben. Dort ist es nie kalt. Aber noch besser als Afrika ist Herford. Dort wird es von alleine warm. Man dreht die Heizung an und stellt sich die Temperatur ein, wie man es mag. Früher hat Arben nie darüber nachgedacht, was für eine wunderbare Erfindung so eine Zentralheizung ist. Sie war einfach da, so wie der Himmel oder McDonald's. Heute hat das Wort "Zentralheizung" einen zauberhaften Klang für Arben. Wie Afrika. In dieser verdammten Hütte gibt es nämlich keine Zentralheizung, sondern nur einen Ofen. Vor dem Schlafengehen legt Arben so viel Holz ins Feuer wie möglich, er füttert die Flammen mit den dicksten Scheiten, die sich durch die Ofenluke schieben lassen. Aber die Wärme hält nie die ganze Nacht. Schon gegen drei oder halb vier wird es wieder kälter und danach eiskalt.

Arben tastet nach dem Handy. Vier Uhr vierundvierzig. Ilir schläft noch. Ihm macht die Kälte nichts aus. Ilir war nämlich nie in Deutschland. Er weiß nicht, wie schön das Leben mit einer Zentralheizung ist. Ilir ist Mitte vierzig, und das bedeutet, dass er mehr als vierzig Winter durchgefroren hat in seinem Leben. Die Kälte kommt im Herbst und bleibt bis zum Frühling. Sie nistet sich im Körper ein, wohnt in den Knochen zur Untermiete, kriecht

jeden Tag etwas tiefer in einen hinein. Arben denkt daran, dass ihn früher seine Mutter geweckt hat. Jetzt weckt ihn die Kälte. Die Kälte ist seine Mutter. Sie ist immer für ihn da.

In Herford kommt auch Wasser aus der Wand. Man dreht den Hahn auf, und es fließt Wasser. Und zwar warmes Wasser, wenn man will. Auch so eine Sache, über die Arben früher nie nachgedacht hat. Wenn jemand in Herford nachts um vier Uhr vierundvierzig aufwacht und Lust hat, aus seinem warmen Bett zu steigen, in sein warmes Badezimmer zu gehen und sich die Hände mit warmem Wasser zu waschen, kann er das tun. Einfach so. Man kann sogar im Warmen kacken. Muss sich nur auf die Kloschüssel setzen und später spülen. Hier muss man dazu raus in den Wald, in die Kälte, mit einem Stock, falls Hunde kommen. Arben schließt die Augen und denkt an Herford, wie jeden Morgen. Zum Schutz vor der Kälte hat er die Arme über Kreuz auf seine Brust gelegt. Wie ein toter Pharao in seinem Sarkophag.

Ja, der Arben, sagt Herr Steinke. Ein guter Junge eigentlich. Übrigens heiße er eigentlich nicht Arben, sondern Andreas. Andreas Bataj, geboren am 3. Dezember 1991 in Zwenkau, so steht es in der Geburtsurkunde. Zwenkau liegt südlich von Leipzig, zwischen Großgörschen, Groitzsch, Lippendorf und Böhlen. Genau kennt Herr Steinke Arbens Familiengeschichte nicht, aber gut genug, um sagen zu können, dass der Junge aus sogenannten schwierigen Verhältnissen stammt. Die Eltern kommen um 1990 aus dem Kosovo nach Deutschland und beantragen Asyl, weil sie in ihrer Heimat politischer Verfolgung ausgesetzt seien. Die Familie lebt in verschiedenen Asylbewerberheimen, aber die Aussagen der Batajs über ihre Verfolgung sind widersprüchlich, und sie erhalten statt des ersehnten Asyls nur eine sogenannte Duldung. Das ist eine "vorübergehende Aussetzung der Abschiebung", über die es im Gesetz heißt: "Solange ein Ausländer . . . minderjährig ist, soll die Abschiebung seiner Eltern oder eines allein personensorgeberechtigten Elternteils sowie der minderjährigen Kinder, die mit den Eltern oder dem allein personensorgeberechtigten Elternteil in familiärer Lebensgemeinschaft leben, ausgesetzt werden . Die Ausreisepflicht eines Ausländers, dessen Abschiebung ausgesetzt ist, bleibt unberührt." Die Batajs zeugen fünf Kinder in Deutschland, einen Sohn haben sie schon aus dem Kosovo mitgebracht.

Ilir ist aufgewacht. "Komm, lass uns Kaffee machen", sagt er, und schon hat er sich aus seinen vielen Decken geschält und ist aufgestanden. Ilir nimmt den Kanister und geht

Wasser holen. Er hat fast immer gute Laune, selbst im Winter. Draußen wird es langsam hell. Arben rafft sich auf und geht Holz hacken. Das ist angenehmer als Wasserholen, denn die Wasserstelle ist am anderen Ende von Cukaricka Padina, und beim Holzhacken wird einem wenigstens warm. Cukaricka Padina heißt die Barackensiedlung, in der Ilirs Hütte steht. So wird sie jedenfalls von den Menschen genannt, die hier vor etwa zehn Jahren ihre Behausungen gebaut haben. Cukaricka Padina liegt in einem Waldstück neben einem Abwasserkanal, am Rand der serbischen Hauptstadt Belgrad, unterhalb eines gleichnamigen Hochhausstadtteils. "Padina" heißt Abhang, und die Zigeunersiedlung liegt am untersten Ende dieses Abhangs. Von der Welt der Weißen ist sie durch eine Schnellstraße getrennt.

Herr Steinke sagt, Arbens Eltern seien im alten Jugoslawien gut integriert gewesen. Die Mutter habe in einer Textilfabrik gearbeitet, der Vater im Straßenbau. Genauer weiß Herr Steinke nicht, aber man kann sich den Rest vorstellen: Jugoslawien zerfiel, die staatlichen Textilfabriken im Kosovo wurden geschlossen, die Straßenbaufirmen auch. Wo die Hälfte aller Arbeitsplätze wegfiel, traf es die Roma zu hundert Prozent. Das könnte der Grund gewesen sein, aus dem die Familie politisches Asyl in Deutschland beantragte. Auf ihrer Odyssee durch deutsche Asylbewerberheime kamen die Batajs am Ende jedenfalls nach Herford. Spätestens hier muss der Zerfall der Familie begonnen haben. Ein Sohn wurde rauschgiftsüchtig, die Mutter verließ den Vater. Sie zog zu einem Marokkaner nach Grimma. Der Vater holte sich eine neue Frau ins Haus, die hässlich war, aber einen deutschen Pass hatte. Das war wichtig, um eine Abschiebung zu vermeiden. Die drei ältesten Söhne seien beim Vater in Herford geblieben, zwei Töchter und der jüngste Sohn seien mit der Mutter gegangen, glaubt Herr Steinke sich zu erinnern. Arben jedenfalls sei in Herford geblieben. Er müsse damals etwa fünfzehn gewesen sein. Woher Arben und Herr Steinke sich kennen, wird aus den Erzählungen der beiden nicht recht deutlich. Arben erwähnt, Herr Steinke sei Trainer einer Fußballmannschaft gewesen, in der er gespielt habe. Herr Steinke sagt, er habe Arben "privat" kennengelernt.

Das Feuer ist entfacht, es wird langsam wieder warm. Ilir und Arben sitzen beim Morgenkaffee, da kommt Sarabanda in die Hütte, noch aufgetakelt von der Nacht. Die Wimpern lila, das rotbraun gefärbte Haar zu einem Zopf gebunden. Sarabandas knallrotes Kleid passt nicht recht zur Farbe des Fingernagellacks, das Rouge auf den Wangen ist zu stark, die Ohrringe sind zu groß. "Kann ich einen Kaffee haben?", fragt Sarabanda mit

krächzender Stimme. Er hat offensichtlich nicht gut geschlafen, denn so früh ist er sonst nie wach. Normalerweise kommt Sarabanda erst in den Morgenstunden von der Arbeit, und dann schläft er bis zum Nachmittag. Arben macht ihm Kaffee. Sarabanda geht es schlecht seit einiger Zeit, er hat keine Hütte mehr und schläft mal hier, mal dort. Dabei war er neulich noch reich. Tausend Euro hat ihm ein Investor für seine Hütte unter der Eisenbahnbrücke im Stadtzentrum bezahlt. Der ganze Slum dort wurde abgerissen, weil sie neben der Brücke jetzt ein Einkaufszentrum bauen. Jeder Hüttenbesitzer bekam tausend Euro. Von dem Geld haben sich die meisten neue Hütten in einem anderen Slum gebaut, manche sogar aus Stein. Viele leben jetzt in Cukaricka Padina. Aber Sarabanda hat sich Östrogen spritzen lassen. "Wegen der Titten", sagt Arben. Er sagt es auf Deutsch, das versteht Sarabanda nicht. Nun ist das Geld weg und der Winter da, die Brüste schrumpfen wieder, die Freier bleiben aus, und Sarabanda hat keine Hütte.

Als Arben volljährig wurde, schickte ihm der deutsche Staat einen Abschiebungsbescheid. Arben tauchte bei Herrn Steinke unter. Er habe den Jungen versteckt, um ihn vor einer Auslieferung in das Kosovo zu bewahren, sagt Herr Steinke. Seine Lehre als Maler und Lackierer musste Arben abbrechen. Stattdessen schloss er sich einer Bande an, die Waren bei Versandhäusern bestellte, nicht bezahlte und dann verkaufte. Arben habe unter anderem einen Laptop für 499 Euro und eine Stichsäge für 199 Euro an seine Adresse bestellt, sagt Herr Steinke. "Das war der schlechte Einfluss seiner Umgebung. Vorher hat er so etwas nicht gemacht." Herr Steinke ging zur Polizei. "Ich habe das getan, um Arben zu schützen. Damit er nicht noch tiefer in die Kriminalität abrutscht." Die Polizei wurde tätig und Arben ins Kosovo abgeschoben. Nachdem sie ihren Kaffee getrunken haben, sitzen Ilir und Arben noch eine Weile am Ofen und wärmen sich die Hände. Sarabanda spült in einem Plastikbottich mit dem restlichen Wasser aus dem Kanister die Kaffeetassen. Erstens als Dank für den Kaffee und zweitens weil er die einzige Frau in der Hütte ist. Gegen neun sagt Ilir, es sei an der Zeit, zur Arbeit zu gehen. Arben nickt, er freut sich, denn Arbeit lenkt ab. Außerdem hat er Hunger.

Der Frost hat auch etwas Gutes. Im Herbst versinkt man auf den schlammigen Wegen von Cukaricka Padina bis zu den Knöcheln im Schlamm und sieht völlig verdreckt aus, wenn man die Stadtviertel der Weißen betritt. "Da kommen die schmutzigen Zigeuner", sagen die Weißen dann. Dabei wären sie genauso schmutzig, wenn sie jeden Tag durch den

Schlamm waten müssten, um zur Arbeit zu kommen. Jetzt, wo der Schlamm gefroren ist, ist es leichter. Am Rande des Slums zieht Ilir seinen Karren aus dem Gebüsch. Es ist eine Art Drahtgestell auf Rädern. Fast jede Familie in Cukaricka Padina hat ein solches Gefährt.

Damit geht es zu den Mülltonnen der Weißen. Manche in Cukaricka Padina haben sich auf Plastik spezialisiert, andere auf Glas. Ilir sammelt Pappe und Papier. Er geht seit Jahren dieselbe Route. Raus aus dem Slum und die Schnellstraße entlang bis zur Valjevo-Straße, dann in die Devcic-Straße einbiegen und ein kurzes Stück die Gogol-Straße hoch, von dort der Pozeska-Straße etwa einen Kilometer bis zur Tankstelle folgen, dann links in die Kiewer Straße, am Restaurant "Djurdjevgrad" vorbei und wieder runter zum Slum. Knapp zwei Stunden dauert eine solche Runde, und am Ende ist der Karren bis oben hin voll mit Pappe und Papier. Im Slum hat Ilir seinen eigenen Container, da hortet er die Ausbeute des Tages. Drei Touren schaffen Ilir und Arben am Tag, außer bei starkem Schneefall. Nach einer Woche ist der Container voll, dann ruft Ilir den Altpapierhändler an. Der zahlt 25 Euro für eine Ladung.

Gleich im ersten Container in der Valjevo-Straße wartet ein großer Fund. Sehr viele Zeitungen. Außerdem findet Ilir ein Glas mit eingelegten Paprika. Er öffnet es und riecht daran. Sind noch gut. Nahrungsmittel kommen in einen Korb, der an der Vorderseite des Karrens baumelt. Natürlich koste es Überwindung, in den Müll zu gehen, wird Ilir später sagen. Er müsse immer noch an sich halten, um sich nicht zu übergeben. Im Winter sei es etwas besser, aber so kalt könne es gar nicht sein, dass Müll nicht stinke.

In der Devcic-Straße hat jemand Kleider weggeworfen. Frauenkleider, aber egal. Lassen sich verkaufen. Mit raschem Blick erkennt Ilir, was sich noch verwerten lässt. Als Ilir und Arben in einem Müllcontainer in der Gogol-Straße wühlen, ruft jemand vom Balkon: "Hey, braucht ihr Metall? Wenn ihr es runtertragt, gehört es euch." Der Mann wohnt im fünften Stock. "Geh mal hoch und guck", sagt Ilir, und Arben geht. Der Mann renoviert gerade die Küche. Seine Frau steht im Flur und behält Arben genau im Blick, denn Zigeuner klauen, das weiß doch jeder. Neben der Küchentür liegt eine alte Dunstabzugshaube. "Kannste haben", sagt der Mann. Arben dankt und schleppt sie mit nach unten, doch Ilir winkt ab - nicht brauchbar. Ilir ist der Chef, und Arben wirft die Dunstabzugshaube in den Müll. Ramiz, der sich auf Metall spezialisiert hat und dieselbe Route abläuft, wird später kommen und sie sich nehmen.

Man weiß nie vorher, was eine Tour bringt", sagt Arben. Manchmal werden sie gerufen, wenn ein Keller entrümpelt werden soll. Bei einer solchen Entrümpelung hat Arben im Sommer sein Handy gefunden. Ohne Karte natürlich, aber ansonsten topp. Samstage und Sonntage sind sehr gut, da sind die Leute zu Hause, und wenn sie zu Hause sind, werfen sie viel weg. In der Pozeska-Straße mit ihren vielen Geschäften ist es gegen acht Uhr abends am besten, weil dann die meisten Läden schließen und die Verkäufer noch rasch den Müll rausbringen. Besonders gut sind die Müllcontainer hinter dem Maxi-Supermarkt, obwohl sie eigentlich nicht auf Ilirs Stammroute liegen. Der Umweg lohnt sich aber, denn Ilir und Arben finden dort oft ungeöffnete Lebensmittel, bei denen nur das Verfallsdatum abgelaufen ist. Gestern hat Ilir einen Sechserpack Fruchtsaft aus dem Container gefischt. "Irgendetwas finden wir immer", sagt Arben. Hartnäckig hält sich unter den Roma von Cukaricka Padina das Gerücht, dass einer von ihnen vor vielen Jahren einmal einen Goldbarren im Müll gefunden habe. Heute lebe er in einer Villa mit sieben Fernsehern und Blick auf die Donau. Niemand kennt den Goldbarrenglückspilz persönlich, aber alle sind von seiner Existenz überzeugt. Solche Geschichten sind wichtig für Cukaricka Padina. Sie erleichtern das Überleben.

Im Mülleimer neben der Tramhaltestelle in der Pozeska-Straße findet Ilir ein Paar Winterschuhe. "Passen", sagt Ilir, als er sie anprobiert. Am nächsten Container hängt eine große Tüte mit Brot, das noch nicht schimmelt. Eingelegte Paprika, Frauenkleider, Schuhe, Brot - es wird ein guter Tag werden. Ilir legt eine Zigarettenpause ein, und Arben erzählt von seiner Abschiebung. Wie er am Stuttgarter Flughafen von der Polizei in den Flieger nach Prishtina gesetzt wurde und zwei Stunden später das erste Mal in seinem Leben im Kosovo war, in der Heimat seiner Eltern. "Geh nach Belgrad, da wohnt Ilir, das ist ein Freund", hatte ihm sein Vater noch sagen können, bevor sie den Sohn abschoben. Also machte Arben sich aus dem Kosovo auf den Weg nach Serbien. In Mitrovica ging er über die Brücke, die die albanische von der serbischen Welt trennt. Im serbischen Teil der Stadt wollte Arben einen Bus nach Belgrad nehmen, aber da er kein Wort Serbisch spricht, drohte seine Reise schon am Busbahnhof von Mitrovica zu scheitern. Nur durch die Hilfe eines Zigeuners aus Mitrovica gelang es ihm schließlich, nach Belgrad zu kommen, wo er nach drei Tagen Suche Ilir in Cukaricka Padina fand. Ilir war nach dem Ende des Kosovo-Krieges nach Belgrad geflohen, wie viele Zigeuner aus dem Kosovo. "Die Albaner wussten genau,

dass wir Zigeuner für Milosevic waren, und da gingen sie uns an den Kragen, als die serbische Armee abzog", sagt Ilir über seine Flucht. Er spricht fließend Serbisch, wenn auch mit deutlichem Akzent. Arben spricht nur Albanisch und Deutsch.

An der Ecke zur Kiewer Straße ist Ilirs Karren schon beinahe voll. Die Straße ist stark abschüssig, man muss die Ladung jetzt gut festhalten. Ilir und Arben haben mehrere Beutel mit Brot gefunden, und im letzten Container vor dem Slum liegt ein kleiner Sack mit Kartoffeln, von denen viele noch gut sind. Also wird es heute Abend Kartoffeln und Brot geben, dazu eingelegte Paprika. Auf dem Weg zurück zum Slum erzählt Arben von dem Marokkaner, mit dem seine Mutter lebt. Wenn er anrufe, behaupte der Marokkaner immer, seine Mutter sei nicht da, und lege auf. "Ich würde ihn abstechen, wenn er nicht Muslim wäre", sagt Arben.

Arben ist nämlich selbst Muslim und weiß deshalb: "Islam bedeutet, dass man keine Scheiße bauen darf und keinen Alkohol trinkt. Unten in Padina sagen alle, dass sie Muslime sind, dabei trinken sie. Ich trinke nie. Höchstens zu Silvester." Wenn er seine Mutter endlich sprechen könnte, würde Arben ihr sagen, dass sie ihm seine Geburtsurkunde schicken soll. Die Urkunde braucht er, um in Belgrad einen serbischen Pass zu beantragen. Den Pass braucht er, um damit nach Deutschland einzureisen. Deutschland braucht er, weil es seine Heimat ist.

Später in der Hütte müssen Ilir und Arben warten, bis es draußen dunkel wird, damit es drinnen hell werden kann. Die Leute von Cukaricka Padina haben zur Stromversorgung die Laternen der Schnellstraße angezapft, aber die führen nur ab Einbruch der Dämmerung Strom. Irgendwann ist es soweit, die Glühbirne leuchtet auf, der Fernseher geht an. Ilir hat im Ofen einen Kartoffel-Brot-Auflauf gebacken, dazu gibt es Multivitaminsaft aus dem Supermarktmüll. Nach dem Essen schaut sich Ilir einen Krimi an. Zwischendurch gibt es Werbeblöcke, in denen für Haarwaschmittel und andere Dinge geworben wird, die Ilir und Arben aus dem Müll kennen. Nach dem Krimi kommt eine Dokumentation über Pinguine. Seltsam, es gibt Eskimos am Nordpol, aber am Südpol nicht, sagt Ilir. Dann dreht er sich zur Wand und schläft ein. Arben legt ein letztes Mal für diese Nacht Holz nach und erzählt von dem Mädchen, das er in Herford hatte. Aus Aserbaidshon, aber mit deutschem Pass. Arben will dieses Mädchen heiraten und in Deutschland seine Lackiererlehre beenden, das ist sein Traum. Es ist der Traum davon, endlich wieder in Herford aufzuwachen.

\*Alle Namen wurden von der Redaktion geändert

## Mafioso außer Dienst

*Luigi Bonaventura ist Italiens Kronzeuge Nr. 1. Jetzt wartet der ehemalige Auftragsmörder auf den Prozess.*

Von Sandro Mattioli, Reportagen, 01.06.2013

Du musst wissen, welcher Knopf der richtige ist. Es ist eine typische italienische Klingelanlage: mattsilberne, runde Knöpfe, auf den Schildern daneben sind Namen eingraviert. «Bonaventura» brauchst du gar nicht erst zu suchen. Doch neben einem Knopf klebt ein handbeschriebener Zettel mit einem anderen Namen, seinem Tarnnamen. Es wirkt, als würde jemand hier nur für ein paar Wochen leben, vorübergehend. Der Zettel hängt jedoch seit Monaten. Diesen Knopf drückst du.

Ein Summen, ein kurzes Knattern, die Tür fällt hinter dir krachend ins Schloss, und du bist in einem Hauseingang: auf festem Marmor, die Wände sind ebenfalls marmorgefließt, bis ganz nach oben, die Decke ist freundlich gestrichen. Die Tür zum Aufzug stemmt sich wie jede Aufzugstür zunächst gegen das Aufziehen, dann kommt sie dir mit Schwung entgegen. Du drückst ein weiteres Mal auf einen Knopf, diesmal einen schwarzen, fährst einige Stockwerke nach oben und stehst vor einer Tür, einer normalen italienischen Wohnungstür in einem normalen italienischen Wohnhaus; sie scheint aus Holz zu sein, ist aber aus Metall. Diese hier ist sogar eines jener Modelle, die beim Schließen mehrere Riegel in den massiven Türrahmen treiben, weil in Italien doch so viel gestohlen wird. Vor Schüssen aber schützt sie nicht.

Luigi Bonaventura öffnet die Tür. Du könntest ihn jetzt töten, wenn du ein Killer wärst, jeder könnte es tun, keiner hat dich bisher aufgehalten, es wäre ein Leichtes. Du könntest den Schalldämpfer aufschrauben, wie er es früher auch getan hat, und niemand bekäme etwas mit, du hättest genug Zeit zu entkommen. So wie du eben ins Haus gekommen bist, so hat er es sich oft ausgemalt. Er will vorbereitet sein. Aber auf den Tod kann man nicht vorbereitet sein.

Du sagst Hallo, freust dich über das Wiedersehen und umarmst den Mann, der jetzt einen neuen Nachnamen trägt. Du umarmst nicht Luigi Bonaventura, den Mafiaboss, nicht den Killer, an dessen Händen Blut klebte, den Drogenhändler, den Mann hinter den Auftragsmorden. Du umarmst Luigi, den Freund. Nur, so einfach ist das nicht zu trennen, am wenigsten für deinen Freund selbst. Denn der Mann, der einmal Luigi Bonaventura hieß, ist immer noch Luigi Bonaventura, auch wenn er täglich dagegen ankämpft. Weil du ein Mafialeben nicht einfach vor der Tür abstellen kannst wie ein Paar schmutzige Schuhe. Es klebt an dir wie Pech.

Er stellt die Fragen, die man in solchen Situationen stellt. Wie die Reise war, zum Beispiel. Der Mann, der inmitten des Raumes stehen geblieben ist, ist nicht mehr so dürr, seine Haare sind länger. Ein verwegener anmutender Bart wächst nun um seinen Mund herum, wie ein Liedermacher sieht er aus. Die Nase ist immer noch etwas zu groß für dieses Gesicht, auch wenn es rundlicher geworden ist. Ansonsten ist Luigi eine unauffällige Erscheinung. Seine Stimme aber, ein kratziges Klanggemisch aus verraucht, hoch und scharf, ist prägnant. Luigi freut sich, dich zu sehen, er lächelt warm.

Du schaust dich um und blickst auf kahle Wände. Luigi und die Wohnung, sie haben sich noch immer nicht versöhnt. Andere Kronzeugen haben hier gewohnt, andere Polizisten sind durch die Tür gegangen, doch die Nachbarn hinter den Mauern, den Türspionen sind dieselben geblieben, und mit ihnen die Fragen, die sie sich stellen. Das Tischchen neben dem Durchgang zum Flur ist jetzt leergeräumt. Beim letzten Besuch türmten sich dort, wo einem nun ein glücklicher Salvatore nebst Papa, Mama und Schwester Syria entgegenlächelt, Aktenberge auf. Du denkst: ein gutes Zeichen. Luigi trägt auf dem Foto einen schicken beigen Anzug aus Merinowolle und legt vorsichtig den Arm um seinen Sohn. Er zwingt sich, unbeschwert auszusehen, sein Blick wirkt jedoch abwesend.

Auf Salvatores weißer Kutte prangt ein großes Kreuz. Es ist seine Erstkommunion, die Aufnahme in die katholische Kirche. Syria neben ihm hält schüchtern eine kleine Handtasche mit eingestickten Blümchen. Paola, hinter ihr, sieht man sogar auf dem Foto an, dass sie der Ruhepol der Familie ist. Sie lächelt. Elegant sind sie alle, vor allem Paola mit der violetten Stola, die sie sich um die blanke Schulter geworfen hat. Was Luigi und Paola auf dem Bild tragen, hat sehr viel Geld gekostet. In ihrem Kleiderschrank hängen Krawatten von Kenzo Homme, 150 Euro, stehen handgenähte Schuhe, das Paar zu 500 Euro. Doch die

Kleider sind von damals. Jetzt haben die vier genau 1540 Euro im Monat zur Verfügung. «Lass uns arbeiten», sagt Luigi, geht zum Esszimmertisch und klappt den Laptop auf.

Das Internet ist seine Nabelschnur zur Welt. Am Bildschirm liest er, was draußen passiert, kommuniziert über Facebook mit Freunden, streut Nachrichten über die 'Ndrangheta. Paola ist noch nicht zu Hause, sie holt die Kinder von der Schule ab. Luigi hat zwar keine Geheimnisse vor ihnen. Er lässt sie sogar entscheiden, welchen Journalisten er Interviews gibt. Aber inzwischen arbeitet er doch lieber, wenn die beiden nicht da sind.

Luigi will eigentlich nicht im Rampenlicht stehen. Erst recht nicht die Öffentlichkeit um Vergebung anflehen. Er will keine Vergebung. Er will nur, dass die 'Ndrangheta nicht weiterwuchert, will das Böse stoppen. Wer könnte das besser kennen als er, der in sie hineingeboren ist, Verbrechen mit ihr aufgewachsen ist, sie ewig in sich trägt, der Soldat in ihrem immerwährenden Krieg war, dann ihr Stratege, schließlich Herr über die mächtigste 'Ndrangheta-Gruppe in Crotone, einer ihrer drei Hochburgen in Italien. Der die Gewalt, das Schlachten der Gegner kennt, die Ideologie vom Blut am eigenen Körper spürte, die Hingabe zur *Mamma*, die Unterordnung: *la Famiglia*. Fünf Jahre lang war Luigi Bonaventura Kronzeuge, ohne je mit Journalisten gesprochen zu haben. Immer noch hat er auf Interviews keine Lust, geht Journalisten lieber aus dem Weg. Doch er hat verstanden, dass der Staat ihn nicht will. «Ich bin der Spiegel für seine Sünden», sagt er. Und darum kämpft er nun mit einer Waffe, deren Gebrauch er erst erlernen musste. «Ich wurde erzogen zu schweigen, immer nur zu schweigen», sagt er, «jetzt muss ich erst die Worte finden für das, worüber ich schweigen sollte.»

Luigi berichtet, wie die 'Ndrangheta Politikern Stimmen kauft und sie am Gängelband hält, berichtet über Verhandlungen zwischen der 'Ndrangheta und dem italienischen Staat nach dem Massaker 2007 in Duisburg, bei dem sechs Mafiosi umgebracht worden sind. Solche Bilder sollten nicht weiter zu sehen sein, nicht im Ausland, darauf habe man sich geeinigt, er weiß das aus erster Hand. Luigi berichtet über Fußballer, die mit Mafioclans verhandelt sind. Seine Familie zum Beispiel hat in Salvatore Aronica investiert, der dann für den SSC Neapel in der Champions League spielte. Stillsitzen kann er dabei nicht, er springt auf, gestikuliert, läuft hin und her, nervös, rastlos. Du fragst dich, woher er die Energie dafür nimmt, schläft er doch nur wenige Stunden pro Nacht. Aber es ist sein Anliegen, das ihn antreibt: Er muss seine Familie in Sicherheit bringen. Luigi berichtet über den

Drogenhandel, den Waffenhandel, die Kontakte zur Cosa Nostra. Für zehn Staatsanwaltschaften in ganz Italien und sogar in Stuttgart stand er Rede und Antwort. Solche Gespräche, auch Interviews, machen ihn müde, doch er peitscht sich durch. Luigi zählt nicht mit, wie viele Jahre Haft nach seinen Aussagen zusammenkamen. Andere tun es. «Ein Journalist kam einmal auf mehr als tausend», sagt er.

Wer mit seinen Aussagen so viele Leute beschuldigt, hat in Italien mehr Feinde als Freunde. Deshalb will Luigi, dass die Reflektoren, die ihn im Licht halten, sich nicht von ihm abwenden. Deswegen bezeichnet er sich selbst als Kronzeugen Nummer 1, den wichtigsten in Italien derzeit. Nicht weil er sich rühmen will. Sondern weil er sich sicherer fühlt, ein kleines bisschen wenigstens, solange er im Licht der Öffentlichkeit steht. Darum bist du da.

Bei deinem letzten Besuch hat Luigi dir die *Tirata* vorgeführt, ein antikes Initiationsritual der 'Ndrangheta. «Das hast du noch in keinem Buch gelesen», hat er stolz gesagt und Paola gebeten, ihm eine Jacke, ein Messer und etwas Klebeband zu bringen. Die Jacke hat er sich dann um den Ärmel gewickelt und mit dem Klebeband fixiert, das Messer in der Hand. Dann hat er angefangen, die Sprüche auszustoßen, rituellen Gesängen gleich, immer schneller, das Staccato, immer wieder *onorata società*, ehrenwerte Gesellschaft, und Blut, Blut, Blut, fast schon wie besessen, mit weiten Pupillen hat er die Luft zerschnitten, hat durch den Raum hindurch und in sein altes Leben geschaut. Es hat dich fürchten und schaudern lassen. Und du hast gespürt, dass diese seine Vergangenheit noch lange keine Vergangenheit ist, sondern von ihm mühsam mit einer dünnen Schicht neuen Lebens bedeckt worden ist.

Sein Opa habe nur mit Messern gekämpft, berichtet Luigi später, jetzt wieder am Esszimmertisch sitzend. Wenn jemand die Pistole auf ihn gerichtet habe, hätte er diesen aufgefordert, ehrenhaft zu kämpfen. Zu jener Zeit verkaufte die Mafia noch keine Drogen und tötete keine Kinder, es gab einen Ehrenkodex. Vielleicht war die Gesellschaft damals tatsächlich ein Stück weit ehrenwert.

Es ist eigenartig, wie ein simples Geräusch die Stimmung verändert. Nicht, weil der Ton die Luft scharf und laut durchschneidet. Sondern weil mit einem simplen Klingeln an der Wohnungstür die Illusion eines normalen Familienlebens in Sekundenbruchteilen

implodiert. Es ist inzwischen früher Abend; Carmine, Paolas Bruder, ist nach dem Mittagessen vorbeigekommen. Er geht zum Türspion. «Niemand zu sehen», sagt er wie zu sich selbst, fragend. Die Furcht springt sogleich hinter der dünnen Routine hervor. Du gehst zum Türspion, lugst durch das dunkle Loch und siehst, wie sich ein verzerrter Schatten von links ins Bild schiebt. Nur ungefähr ist das Etwas zu erkennen, am unteren Rand, es könnten blonde Haare sein. Luigi ergreift die Initiative, stellt sich vor die Tür, drückt die Klinke durch und steht ungeschützt im Flurlicht von draußen. «Hallo, ich bin Giulia, Syria wollte mir zwei Hefte geben», hörst du eine zarte Mädchenstimme. Carmine atmet tief durch. Luigi ist nichts anzumerken. «Giulia, Syria ist nicht zu Hause. Aber sie gibt dir die Hefte nachher sicher gerne, ja?», antwortet er freundlich. «Okay», flötet Giulia und verabschiedet sich wieder. Luigi schließt die Tür, dreht den Schlüssel zweimal um. Niemand sagt etwas.

Die Aufnahme ins Kronzeugenschutzprogramm ist ein Papier, sechs Seiten, ein Vertrag zwischen Luigi und dem italienischen Staat. Er hat ihn offen vor sich auf den Tisch gelegt. «Streng vertraulich, Weitergabe verboten», steht darauf. Luigi darf keinen Kontakt zu Kriminellen haben, sich nichts zuschulden kommen lassen und muss für Vernehmungen zur Verfügung stehen. Italien verpflichtet sich im Gegenzug, ihn an einen geheimen Ort zu bringen, ihm Schutz zu bieten und ihn ins Sozialleben wiedereinzugliedern. In Sizilien erwies sich das Programm als mächtiges Instrument im Kampf gegen die Mafia. Es hat die Cosa Nostra so geschwächt, dass die 'Ndrangheta sie inzwischen unter ihre Fittiche genommen hat.

Den Anfang machte im Frühling 1973 ein Mann, Leonardo Vitale, noch keine 32 Jahre alt. Er kam aufs Polizeipräsidium von Palermo und erklärte, er wolle ein neues Leben beginnen. Dann packte er aus. Zunächst beschuldigte er sich selbst zweier Morde, dann berichtete er über die Struktur der Clans, nannte die Namen der großen Bosse – Salvatore Riina, Vito Ciancimino, Bernardo Provenzano – und belastete viele Kumpane. Ein Mafioso, der die *Omertà* verletzte, das Schweigegelübde, das war unvorstellbar! 40 Festnahmen folgten. Aus Leonardo Vitales neuem Leben wurde jedoch nichts: Er wurde im Gefängnis für verrückt erklärt und in eine Irrenanstalt eingewiesen.

Die aufgrund seiner Aussagen angeklagten Männer kamen alle frei – außer sein Onkel und er selbst. Erst 1984 wurde Vitale aus der Psychiatrie entlassen; zwei Monate später erschoss ihn ein bis heute nicht ermittelter Mann – an der Seite seiner Mutter, an einem

Sonntag, sie kamen gerade aus der Kirche. Seine Anschuldigungen erwiesen sich später alle als zutreffend.

Ungefähr zur gleichen Zeit machte ein weiterer wichtiger Kronzeuge vor dem Richter Giovanni Falcone seine erste Aussage. Tommaso Buscetta, so sein Name, erhielt dafür weitgehend Straffreiheit, eine lebenslange Rente und eine neue Identität in den US A, wo er im Jahr 2000 verstarb. Diese zwei Männer gaben der Polizei erstmals Einblick in das Innerste der Mafia. Dennoch trat erst sieben Jahre später ein Gesetz in Kraft, welches das Kronzeugenschutzprogramm regelte. Motor dessen waren die Richter Giovanni Falcone und Paolo Borsellino, die beide 1992 von der Mafia unter Beteiligung italienischer Geheimdienstagenten in die Luft gesprengt wurden.

Im Jahr 2001 wurde das Gesetz neu aufgelegt. «Legge bavaglio », Maulkorbgesetz, nennt es Antonio Ingroia, der profilierteste Antimafia-Staatsanwalt Siziliens. Ingroia ermittelte wegen Verstrickungen zwischen Politikern aus dem Berlusconi-Lager und der Mafia, er führte den Prozess gegen die Hintermänner der Morde an Falcone und Borsellino und klagte in diesem Zusammenhang die beteiligten früheren Geheimdienstagenten an. Bald darauf bat er um seine Versetzung, er wolle in Guatemala im Auftrag der Uno gegen Drogenkartelle vorgehen. Inzwischen hat er sich von der Justiz verabschiedet.

Die 'Ndrangheta ist derweil zur mächtigsten kriminellen Organisation in Europa erstarkt. Anders als bei der Cosa Nostra sind ihre Mitglieder schwer als Kronzeugen zu gewinnen. Man sollte also meinen, der Staat bemühe sich um seine Kronzeugen, halte seine Verpflichtungen ein, schütze sie. Weit gefehlt. Das wichtigste Mittel im Kampf gegen die organisierte Kriminalität ist Italien gerade einmal 50 Millionen Euro pro Jahr wert. In der Praxis besteht das Programm für Luigi und seine Familie in der monatlichen Zahlung und einem wöchentlichen Besuch von zwei Männern der Polizeieinheit. Ob alles okay sei, fragen sie. Wenn Luigi zu einer Vernehmung irgendwo in Italien muss, reist er zwar mit einer Eskorte. Seine Familie aber beschützt niemand. Und die zugesagte Wiedereingliederung ins Arbeitsleben steht nur auf dem Papier.

An einem Morgen holt dich Carmine wie immer mit seinem kleinen Auto am Hotel ab. Es sind zwar nur fünf Minuten zu Fuß zur Wohnung, aber es ist dir lieber so, vor allem nachts, wenn du heimgehst. Schon während Carmine auf den Parkplatz einbiegt, winkt dir

jemand wild und lachend vom Beifahrersitz entgegen: Es ist Luigi, eine Überraschung. Seit ihn ein paar Mafiosi von anderen Clans mehrmals in der Stadt abgepasst haben, verlässt er das Haus so gut wie nie, und wenn, dann alleine. Damit sie nur ihn treffen. Immer bleibt jemand in der Wohnung, damit keiner Waffen oder Drogen hineinschmuggelt – der einfachste Weg, einen Kronzeugen zu erledigen: Luigis Glaubwürdigkeit wäre erschüttert.

Auch Paola geht nur aus dem Haus, wenn es wirklich nötig ist. Salvatore und Syria spielen nie draußen. Als in diesem Winter richtig viel Schnee fiel, haben sie doch einmal mit Onkel Carmine einen Schneemann gebaut, unten auf der Wiese vor dem Haus. Danach gingen sie gleich wieder rein. Draußen ist es gefährlich, auch anstrengend, weil du alles genau beobachtest. Die Wohnung dagegen kennst du. Also hocken sie Tag und Nacht in ihr.

Die Botschaft, die der Staat mit all dem unterschwellig aussendet, ist klar: Du musst trotzdem ins Gefängnis, du verlierst all deinen Besitz, und Sicherheit bekommst du von uns auch keine. Erst Leibeigener der 'Ndrangheta, bist du jetzt Leibeigener des Staates. «Der Staat will ein Exempel statuieren», sagt Luigi. «Dass sie mich hierher gebracht haben, ist auch ein Signal: Schaut her, es lohnt sich nicht, auszusagen. Haltet besser den Mund.»

Kurz vor dem Mittagessen, vom Herd duftet schon die Pastasauce. Alle sitzen vor ihrem Bildschirm, außer Paola, die in der Küche mit Geschirr klappert: Syria tauscht auf Facebook Neuigkeiten mit ihren Freundinnen aus, Luigi arbeitet am Laptop und schaut sich zugleich das Horoskop des Tages im Esszimmer an. Astrologie ist ein neues Hobby von ihm, oft vergleicht er seine Ergebnisse mit denen des Star-Astrologen Paolo Fox im TV. Salvatore steht vor dem Fernseher im Wohnzimmer und spielt mit der Playstation. Hitman heißt das Spiel, aus den Boxen dröhnt eine Schießerei, dazu Ächzen und Stöhnen. Das Besondere an dem Spiel ist, dass derjenige Spieler am meisten Punkte bekommt, der die wenigsten Schüsse abgibt. Ein im Genlabor erschaffener Auftragskiller versucht darin, sich die Bösen mit Pistolen und Maschinengewehren oder auch mit der Kraft seiner Hände vom Leib zu halten. Salvatore sagt, er töte niemanden, er bringe die Leute nur dazu, einzuschlafen. Dann siehst du, wie Hitman seine Hände um den Hals eines Gegners legt und zudrückt, und hörst ein dumpfes Gurgeln. «Ich brauchte seine Kleidung, um mich zu tarnen», erklärt Salvatore.

Luigi ruft vom Esszimmer herüber. Paola und er hätten überlegt, ihm solche Spiele zu verbieten. Aber der Junge müsse eh schon die ganze Zeit in der Wohnung bleiben, und zudem seien sie überzeugt, dass Salvatore Spiel und Realität gut trennen könne. Die Frage ist, was hier die Realität ist, aber ansonsten hast du daran keine Zweifel, schließlich sind Syria und Salvatore beide aufgeweckte Kinder, munter, intelligent, eloquent, interessiert, höflich und wohlherzogen, so wie man sich seine eigenen Kinder wünschen würde. Wären es deine Kinder, wärst du vermutlich kaum irritiert, dass sie diese Spiele spielten.

Das kleine Städtchen nördlich vom Sporn des italienischen Stiefels, wo die Bonaventuras leben, galt eigentlich nicht als mafiös durchsetztes Gebiet. Luigi ist dennoch überzeugt, dass sie ihn absichtlich hierher gebracht haben. Er ruft dich ans Wohnzimmerfenster, geht auf den Balkon und zeigt dir, welche Clans in der Nachbarschaft vertreten sind. «Hier, dieses Lokal da hinten, das gehört einem Verbündeten der Ferrazzo.» Er zeigt über eine freie Fläche. Hinter den Bäumen, die die Fläche säumen, siehst du eine Leuchtanzeige. «Hier unten, dieses Geschäft, da sind die Pesce.» Luigi deutet jetzt auf die Straße vor dem Haus. «Und hier drüben» – Luigi zeigt auf den Wohnblock gegenüber, etwa zehn Meter entfernt, – «da wohnte ein Kolumbianer, der mich beobachten sollte.» Inzwischen sei der Vorfall polizeibekannt, der Mann ausgezogen. «Ich kann nicht sicher sein, ob nicht jetzt, in diesem Moment, ein Präzisionsgewehr da hinten auf mich gerichtet ist.» Luigi zeigt in ein Wohngebiet, etwa einen Kilometer entfernt. «Der Plan, mich umzubringen, ist mit Sicherheit da. Aber vielleicht ist es gerade nicht opportun, weil es einen größeren Deal blockieren würde, wer weiß.» Es sei keine Frage, ob sie ihn töten, sagt Luigi, sondern nur wann. Er lässt die Schultern fallen und geht wieder hinein, zum Laptop im Esszimmer.

Luigi sucht ein Interview im Netz, das Felice Ferrazzo, ein Kronzeuge wie er, 2010 einem Schweizer Fernsehsender gegeben hat. Er spricht darin vom Waffenhandel und von seiner Reue. Luigi kennt Ferrazzo von früher. Am Tag, als Paola und er geheiratet haben, lockten Mitglieder seiner Familie ohne sein Wissen drei aus dem Ferrazzo-Clan in eine Falle. Sie wurden nie wieder gesehen. In Termoli, sagt Luigi, sollte diese Sache nun geregelt werden, Blut gegen Blut, wie in der 'Ndrangheta üblich. Die Ferrazzo machten dafür mit ein paar Leuten von Luigis Personenschützern gemeinsame Sache.

Salvatore kommt dazu und will wissen, was die Farben deines Fußballvereins sind. Im Video sind jetzt unzählige Fotos von Mafia-Toten zu sehen, offensichtlich in chronologischer Ordnung: zuerst in Schwarz-Weiß, dann in Farbe. Salvatore guckt ein bisschen mit, dann zieht es ihn zurück in sein Zimmer. Luigi geht auf und ab, bleibt stehen, wippt auf den Füßen, schaut ernst. «Während er dieses Interview gegeben hat als Kronzeuge, als falscher Kronzeuge, hat er weiterhin mit Waffen gehandelt. Und mehrmals versucht, mich umzubringen.»

In deinen Ohren klingt das befremdlich, verschwörungstheoretisch, fanatisch und fantastisch, geradewegs wie ein überzogener Film. Aber in Italien gibt es dieses Schmutzgewürm, das selten ans Licht kommt, das zwischen baumstammdicken Verflechtungen von Mafiosi aller Couleur, Geheimdienstagenten, kriminellen Unternehmern, irgendwelchen Geheimbünden und bestechlichen Politikern herumkriecht.

Und es gibt die Tatsachen: Felice Ferrazzo musste raus aus dem Kronzeugenprogramm und wieder in Haft. In Luigis Briefkasten hat jemand ein Projektil geworfen, zusammen mit einem Heiligenbildchen. Jetzt hilft nur noch beten, sagt es, und dass Luigis Adresse keineswegs so geheim ist, wie sie sein sollte. In einer Garage unweit von Luigis Wohnung wurde ein Waffenarsenal der 'Ndrangheta gefunden. Es war die Garage der Schwiegermutter des Chefs der Männer, die Luigi zu Gerichtsterminen eskortieren.

Im Film erzählt Ferrazzo von seiner Taufe, also der Aufnahme in die 'Ndrangheta. Luigi hat dir bei deinem ersten Besuch dieses Ritual ebenfalls gezeigt, die Sprüche, den Blutstropfen, das Anzünden des Heiligenbildchens. Jetzt steht er da, presst die Lippen zusammen, atmet schwer. Dann berichtet er von einem Brief, den man gefunden hat. Man wolle ihn tief unter der Erde, stand darin. Und dann noch die Sache mit dem Tattoo. Luigi wollte sich eines stechen lassen in einem bestimmten Studio. Niemand wusste von seinem Plan, außer Paola – und seine Polizeieinheit, die er um Erlaubnis fragte. Als er in das Studio kam, erwartete ihn dort schon ein anderer Angehöriger der 'Ndrangheta, den er aus einem früheren Gefängnisaufenthalt kannte, und grinste ihn an.

Natürlich sind nicht alle von der Polizei korrupt, sagt Luigi und nennt die Namen zweier Polizisten, die sicher auf der falschen Seite stehen. Woher weiß er das? Es gibt eben

auch Gute, antwortet er. Leute, die auf sein Wohl achten, ihn schützen. Polizisten, Staatsanwälte, Männer, die ihn eskortieren. Männer, die wissen, was gespielt wird. Und die nicht wollen, dass es ihm ergeht wie Lea Garofalo, einer weiteren Kronzeugin in Luigis Region, die gegen ihre eigene Familie und die ihres früheren Gefährten und Vaters ihrer Tochter ausgesagt hatte. Sie wurde von ihrem Exmann aufgespürt, gefoltert, gewürgt, erschossen, zerteilt, verbrannt und verscharrt.

Du kannst nicht verstehen, wie Menschen so gewalttätig sein können. Du traust dich kaum, Luigi Bonaventura zu fragen, ob er auch so brutal war. Es könnte schwer sein, mit der Antwort umzugehen. Er habe einmal den Auftrag gehabt, einen Mann zu erschießen, ihm den Arm abzuschneiden, diesen in ein Paket zu packen und dessen Mutter zu schicken. Zum Glück, sagt Luigi, sei es seinen Männern nicht gelungen, den Mann aufzuspüren.

«Quer oder längs?», fragt Salvatore, der inzwischen aus dem Kinderzimmer gekommen ist und brav gewartet hat, bis sein Vater fertig erzählt hat. Salvatore zeigt dir ein Fußball-Trikot mit rot-weißen Längsstreifen, das er für dich gemalt hat. «Quer», sagst du, nachdem du wieder in der Gegenwart angekommen bist. «Mensch!», schimpft Salvatore und ärgert sich. Du aber freust dich trotzdem.

Im Esszimmer versteckt sich ein Schrank, eine Eckvitrine aus dunklem Holz, zwei Schubladen im unteren Teil, eine große Glasfläche. Es ist eines der wenigen Möbel, das beim Einzug schon da war; im Wohnzimmer nicht einmal ein Sofa, im Esszimmer drei verschlissene Stühle für vier Personen und im Kinderzimmer eine verpisste Matratze. Der Schrank wäre dir nicht im Gedächtnis geblieben, hätte Luigi nicht erklärt, dass es ein Gewehrschrank sei. Irgendjemand hielt es also für nötig, die Wohnung für Kronzeugen mit einem Waffenschrank auszustatten. Luigi und Paola haben eine Vase mit ein paar Plastikblumen hineingestellt, alles aus dem 50-Cent-Laden unweit ihrer Wohnung. Der Schrank könnte ein Symbol sein, ein Symbol dafür, dass die Gewalt mit Luigi und seiner Familie lebt. Luigi muss nur den Ärmel seines T-Shirts hochziehen. «Spuren des Kampfs», sagt er ungerührt. Mehr musst du auch nicht wissen. Das Leben, es hat Luigi viele Wunden zugefügt. Die meisten sind so tief, dass man die Narben nicht sieht, tief in seinem Inneren.

Sein Vater hatte den kleinen Jungen extra zusehen lassen, wie er den *nervo* herstellte: Er schnitt einen Ochsenpenis in Streifen, verdrillte ihn mit einer Schnur, hängte ihn auf und

trocknete ihn, von einem Gewicht gestreckt. Das Ding wird hart und bleibt doch biegsam. Die Rute sei so beschaffen, dass nicht nur der Schlag an sich weh tue, sondern auch der Schmerz auf deiner Haut lange anhalte, sagt Luigi. Er hat sich oft unter dem Bett verkrochen, sein Vater zog ihn hervor. Sein Vater hat auch seinen Deutschen Schäferhund erzogen. Er stülpte dem Tier einen Sack über, dann schlug er es mit einer Holzlatte blutig. «Anschließend warf er ihm ein Stück Fleisch hin», erzählt Luigi, «der Hund sollte sich an den Geschmack von Blut gewöhnen.»

Es war eine Liebesheirat gewesen, die sein Vater mit seiner Mutter verband, keine Blutsbande mit einem anderen Clan. Doch des Vaters Gewalttätigkeit war dennoch ungebremst. Luigi warf sich oft vor seine Mutter, versuchte, sie zu schützen. Als er alt genug war, kündigte er seinem Vater an, ihn umzubringen, wenn er seine Mutter noch einmal anrühre. Da hörte es auf.

Paola sagt, es falle Luigi schwer, über seine Kindheit zu sprechen. Du erinnerst dich, wie er vor dir saß, glasige Augen, die Hand nach oben gereckt. «Ich habe mir immer gewünscht, dass da eine Hand ist, die mich unterstützt, dass mir jemand die Hand reicht. Aber da war keine», klagte er. Dann sank die Hand, und du hast das Interview unterbrochen. Jetzt sucht er wieder nach einer schützenden Hand, dieses Mal die schützende Hand des Staates. Und wieder ist da nichts.

All das, sagt Luigi, sollte ihn zu einem Mafioso erziehen. Es hat auch funktioniert, Luigi hat funktioniert, auf dem Schlachtfeld: Er drückte den Abzug, als er ihn drücken sollte. Und er plante Morde, die geplant werden mussten. Er organisierte Waffengeschäfte und lenkte zuerst den militärischen Flügel seiner Familie, dann den ganzen Clan. Er machte schnell Karriere, war bald Ansprechpartner für andere Bosse, wurde wichtig. Vielleicht würde er in ein paar Jahren sogar Kontakte zu Politikern unterhalten? Seine Aussichten waren bestens. Und immer stellte er sich in den Dienst der *famiglia*. Aber da war auch der gute Teil in ihm, der sich nicht unterdrücken ließ, den ihm seine Mutter mitgab, die nicht aus einer Mafiefamilie stammte.

Sie selbst wusste lange nichts von allem, sagt Paola. Luigi führte eine Eventagentur und ein Restaurant, er kochte gerne, traf sich mit Freunden, sie hatte keinen Verdacht. In ihm aber arbeitete es. Nachts, wenn die anderen schliefen, ging er im Flur des damaligen

Hauses auf und ab. Einmal blieb er stehen und sah seine Kinder und seine Frau in ihren Zimmern friedlich schlafen. Plötzlich war ihm klar, dass er ihnen die Freiheit nahm, das zu tun, was sie tun wollten, so zu sein, wie sie sein wollten. Dass er ihnen die Zukunft nahm. Und dass er kein Recht dazu hatte. Dass sein Sohn vielleicht einmal sterben müsse wie so viele Mafiosi, die er sterben sah, oder wie die Rivalen, die er selber tötete. Da wusste er, dass es richtig war. «Ich wollte verhindern, dass andere Ichs geboren werden», sagt Luigi, «ich will diese Kette durchbrechen.» Nach seiner Selbstanklage blickt Luigi nun einer Gesamt-Haftstrafe von rund 30 Jahren entgegen, bald wird er in einem ersten Prozess letztinstanzlich verurteilt sein. Die Staatsanwaltschaft hatte zuvor nichts gegen ihn in der Hand gehabt.

Erst mit dem Entschluss, Kronzeuge zu werden, hat Paola ihren Mann wirklich kennengelernt. Luigi schreibt sein Leben seither in Spiralblöcke. Neue Erinnerungsfetzen, in grünem Stift und krakeliger Handschrift, großen Buchstaben. Gedankenskizzen. Manchmal möchte ich mir wie einem Computer mehr Speicher ins Hirn einbauen, sagt er, zu viel kommt hoch, zu viel muss er ordnen. Die Gedanken rasen in seinem Kopf. Manchmal wacht er morgens auf, und das Gehirn ist schon am Bersten. «Sandro inzwischen mein Freund», steht in seinem Block.

Paola macht eine Pause. Wie war das, als du erfahren hast, dass du einen Mörder liebst, fragst du sie, draußen auf dem Balkon, bei einer Zigarette. Paola weint nur.

Das Abendessen ist fertig. «Wer eröffnet heute?», fragt Luigi in die Tischrunde. Zu jedem Essen wird ein Gebet gesprochen. Um Gott zu danken, aber nicht allzu sehr, denn Luigi ist nicht sonderlich gläubig. Eher um die Gemeinschaft zu ehren, zu feiern. Syria meldet sich. «Danke für das leckere Essen, das du uns gegeben hast und für den Besuch, mit dem wir unsere Zeit verbringen dürfen.» Dann bekreuzigen sich alle, und es wird auf die Teller geschöpft.

Am Nachmittag hat dir Luigi noch gezeigt, wie man schießt. Vieles ist zu beachten: ein stabiler Stand, die Füße so auf dem Boden, dass dich der Rückschlag nicht umwirft. Der vordere Fuß längs, der hintere quer zur Schussrichtung, die eine Hand am Abzug, die andere wölbt sich um die Schusshand. Damit es dir nicht vom ersten Schuss die Hand verzieht und auch der zweite Schuss sitzt. Wenige Millimeter sind entscheidend, sagt Luigi, so hat er es

schon als kleiner Junge gelernt. Mit dem Auto fuhren sie ans Meer, alle möglichen Waffen auf dem Rücksitz, Pistolen, Maschinengewehre, die Kalaschnikow, später auch schwereres Kaliber. Flaschen und Öltonnen waren die Ziele. Als Luigi von seinem ersten Mord nach Hause kam, lobte ihn der Vater, «Bravo!», sagte er, der gleiche Vater, der ihn beschimpft hatte, wenn er als kleiner Junge sich das Knie aufgeschürft und vor Schmerz geweint hatte.

Luigi hat dir auch eingeschärft, nie alle Schüsse auf einmal abzugeben. Hast du nur noch einen im Magazin, schießt du auf den Brustkorb, um deinen Verfolger zu stoppen. Bleiben dir zwei Schüsse oder mehr, kannst du dir den Luxus erlauben, ihm ins Knie zu schießen. So wie damals, als er seinen Vater zu Boden schoss, vor seinem Haus in Crotone war das. Luigi hatte ihm von seinem Entschluss berichtet gehabt. Sein Herr war gekommen, ihn zu töten, seinen Sohn, den Abtrünnigen. Luigi hatte es geahnt. Sein Vater feuerte mit seiner Pistole auf ihn, bis der Hahn blockierte. Luigi war in Deckung geblieben, zielte genau, traf das Bein. Notwehr, ein astreiner Freispruch.

Eigentlich wäre es jetzt nach dem Essen Zeit für die Kinder, ins Bett zu gehen. Doch plötzlich sind da die Gewehre. Spielzeugwaffen, martialisch aussehend, aber kindgerecht aus buntem Plastik zusammenmontiert: eine gelb-schwarze mit rundem Magazin, zwölf Schuss, und eine blau-orangene mit einem Einsteckmagazin wie ein Maschinengewehr. Sie stoßen Schaumstoffröllchen aus. Normalerweise liegen sie in Salvatores Zimmer neben der Insektensammlung und den Comicheften. Luigi nimmt die blau-orangene hoch und doziert wieder: «Wenn dein Gewehr leer ist, taugt es immer noch als Waffe», sagt er und hebt es an wie eine Axt zum Schlag.

Bei der anschließenden Spaß-Schießerei tauchst du nur einen Sekundenbruchteil lang hinter der kleinen Mauer auf, die sonst die Essecke abgrenzt. Noch ehe du zielen kannst, spürst du den Treffer. Luigi hat dich auf die Stirn genau zwischen den Augen getroffen. Dann ist es zehn Uhr, Nachtruhe.

Später am Abend, dem Abend vor deiner Abreise, sitzt du im Esszimmer, du hast noch am PC zu tun. Luigi ist müde, redet aber trotzdem mit dir. Es bleibt nicht mehr viel Zeit. So viele Sachen, die ihn umtreiben. Du chattest mit deiner Freundin, die gerade nach Afrika gereist ist, und dir wird bewusst, was Freiheit bedeutet. Luigi und Paola hatten gemeinsam beschlossen, den Kampf für ihre Freiheit bis zum Ende auszufechten. Nie wieder Mafia!

Eine mafiafreie Welt! Syria solle einen Polizisten lieben können und Salvatore schwul werden, wenn er mag. Noch bei deinem letzten Besuch hat Luigi dir tapfer geschworen, nie aufzugeben, mit Trotz in der Stimme und Kraft. Jetzt hast du ihn manchmal wie ein Häuflein Elend erlebt.

Du rauchst eine Zigarette mit ihm unter dem Fenster in der Küche. Flüchten komme nicht infrage, antwortet er, während der Rauch sich über ihm aus dem Haus schleicht. «Glaub mir, ich habe absolut keine Lust zu sterben», sagt er, mit dem Rücken zur Wand. «Aber wenn es hilft.» Luigi wird immer kleiner. Du sagst ihm, dass Salvatore und Syria ihn brauchen, dass Paola ihn braucht. «Ich weiß», entgegnet er dir, und du weißt, dass du nun nichts mehr sagen kannst.

Du sitzt an deinem Rechner, suchst andere Bilder zu finden und chattest mit einer Welt von flirrender Hitze, staubigen Straßen und Moskitonetzen über dem Bett. Luigi steht neben dir. Er würde gerne ins Bett gehen, doch schlafen kann er ohnehin nur schwer, und ein kleiner Restzweifel bleibt. Ihr habt euch nur dreimal gesehen. Du hast ihm Fotos von deinen Eltern gezeigt, er kennt deine Freundin, er kennt dich, aber er weiß nicht, ob er glauben kann, dass du wirklich der bist, der du bist. Oder ob du nicht doch Böses im Schilde führst. Er kann das nie wissen, von niemandem. «Ich bin müde», sagt er und wünscht eine gute Nacht.

Am nächsten Morgen umarmst du Luigi, deinen Freund, sagst ihm Auf Wiedersehen, bevor du die Tür hinter dir schließt. Und während du die Treppen hinabsteigst, um nach draußen zu gehen, hallt das Wort Wiedersehen in deinem Kopf nach. Wie oft und wie leicht hast du es doch so schnell dahingesagt. Wiedersehen.

## Ein Mensch, ein Wunder

*Wer schwer verletzt einen Anschlag übersteht, muss ein neues Leben beginnen. Feuer machte die Irakerin Raghad al-Shammari zu einem Wesen ohne Gesicht. Berliner Ärzte geben ihr wieder ein menschliches Antlitz.*

Von Dialika Neufeld, DER SPIEGEL, 07.01.2013

Sie guckt in den Spiegel und sieht sich nicht an. Der Spiegel hängt in einem Friseursalon am Potsdamer Platz, ein schicker Laden, in dem sich Blondinen blonder machen und dabei Kaffee mit dicker Crema trinken. Raghad al-Shammari sitzt auf ihrem Lederstuhl, frische Außenwelle im Haar, offener Rücken von der letzten OP und ein Gesicht, das wie ein Quilt zusammengenäht worden ist. Sie sagt mit leiser Stimme: "Danke, René."

René, der Friseur, hat ihr gerade helle Strähnen in ihr dunkles Haar gefärbt, mit neun Prozent Cremeoxyd und einer anderen Farbe drüber, "damit es nicht so goldig wirkt", und jetzt steht er hinter ihr und sagt: "So, nun wollen wir noch mal in den Spiegel schauen." Aber Raghad will nicht in den Spiegel schauen. Raghad betrachtet die weiße Wand.

Raghad hat sich langsam herangetastet an diesen Tag, fast zwei Jahre dauerte es, 22 Operationen waren nötig, in denen ihr die Ärzte den Bauch an den Hals nähten und eine Haut aus Haifischknorpel auf die Wunden, in denen sie ihr die Hornhaut eines Verstorbenen ins Auge setzten und die Haut ihres Fußrückens auf das Augenlid. Sie hat sich gehäutet, sie war ein Wesen ohne Ohren, Augen, Nase, Mund, und jetzt soll sie in den Spiegel schauen. René pumpt den Friseurstuhl mit dem Fuß nach unten.

Die neue Raghad ist an diesem Tag, ihrem 34. Geburtstag, zum ersten Mal in Deutschland hinausgegangen, ohne auf dem Weg in eine Klinik zu sein. Sie tastete sich von ihrer Zweizimmerwohnung in Reinickendorf an der Hand ihrer Schwester Inaam bis zum Taxistand, vorbei am Internet-Callshop, am Dönerladen, am Italiener "Latium" mit den Grünpflanzen hinter der Scheibe.

Der türkische Taxifahrer sprach auf der Fahrt über Istanbul und darüber, dass Türken und Iraker ja die gleiche Kultur hätten, "allet gleich", sagte er, und Raghad liefen Tränen aus den Augen. Vielleicht, weil der Taxifahrer so nett war, nicht in den Rückspiegel zu starren. Vielleicht, weil sie noch am Leben ist, so genau kann man das zurzeit nicht sagen.

Ihr erstes Leben endete am 3. November 2010, einem Mittwoch. Es war früh am Abend in Bagdad. Raghad bereitete sich auf das Opferfest vor. Sie putzte das Haus in der Palästinastraße, sie nahm die langen Vorhänge von den Fenstern und wusch sie. Raghad lebte in einem Hinterhaus mit Garten, zusammen mit ihrem Mann, einem Elektrohändler, ihrem kleinen Sohn Abdallah, damals drei Jahre alt, und ihrer Adoptivtochter Maryam, deren Mutter bei einem Anschlag gestorben war.

Wie so oft kamen an diesem Abend die christlichen Nachbarn herüber. In Raghads Viertel leben Muslime und Christen auf engem Raum zusammen. Sie stammt aus einer liberalen Familie, früher hat sie in einer Bank am Schalter gearbeitet, sie trägt kein Kopftuch, sie mag Make-up und lackierte Nägel. Die Nachbarn wollten ihr helfen, die Gardinen wieder aufzuhängen.

Raghad lud sie noch zum Essen ein, zu Hamburgern und Salat. Gegen 22 Uhr fiel der Strom aus. Nichts Besonderes in Bagdad. Im Garten, neben dem Planschbecken ihres Sohnes, steht ein dieselbetriebener Generator. Raghad lief hinaus. Sie drehte den Zündschlüssel, als sie in den Augenwinkeln jemanden kommen sah.

Eine Sekunde später stand sie in Flammen.

Ein Attentäter hatte einen Molotowcocktail über den Zaun auf sie geworfen. Es war eine Woche, in der in Bagdad mehrere Kirchen gebrannt hatten, Raghad hatte das zuvor in den Nachrichten gesehen. Er muss sie für eine Christin gehalten haben, das vermutet sie. Sie hatte unverschleiert im Garten gestanden.

Es geschieht täglich. Irgendwo auf der Welt zündet eine Autobombe, sprengt sich ein Selbstmordattentäter in die Luft, werden Menschen getroffen. In den Zeitungen stehen dann Zahlen: "Selbstmordattentäter richtet Blutbad auf Basar an, mindestens 20 Menschen tot" oder "240 Tote bei Autobombenanschlägen in Aleppo" oder "Elf Tote bei Anschlag in Kabul wegen Mohammed-Video". Aber neben den Toten gibt es viel mehr Menschen, die

einen Anschlag überleben, ohne je wieder richtig leben zu können. Die von Splintern durchsiebt sind. Die in den Flammen ihre Haare verlieren, ihre Haut, ihre Identität.

Die Nachbarn erstickten die Flammen auf Raghads Körper und riefen den Krankenwagen. Sie wurde eingeliefert, die Arme und Beine von ihrem Körper gestreckt, als wäre sie gekreuzigt worden.

Ihre Augenlider waren auf die Wangen gerutscht, als ob sie geschmolzen wären, ihre Augen trübten ein, weil das Gewebe zusammengebacken wurde, die Netzhäute lösten sich, die Glaskörper liefen aus. Ihre Nasenflügel, die Lippen, die Ohren, die Haare und die Haut auf ihrem Oberkörper - weg.

Schon bei einer Verbrennungsfläche von 15 Prozent an kann ein erwachsener Mensch in Lebensgefahr schweben. Bei Raghad verbrannten 53 Prozent ihrer Körperoberfläche. Im Krankenhaus schob man sie in einen Raum zum Sterben.

Ihre Familie akzeptierte das nicht und brachte sie in ein anderes Krankenhaus. Dort schabte ein Arzt einen Teil der verbrannten Haut von ihrem Körper und rieb sie mit Apfelessig ein. Raghad sagt, "das war, als würde ich ein zweites Mal brennen".

"Ich war ein toter Mensch", sagt Raghad al-Shammari heute.

Sie blieb 56 Tage lang in einem Krankenhaus, das sie eigentlich nicht versorgte.

Bei schwer Brandverletzten müssen die abgestorbenen Gewebeschichten möglichst schnell abgetragen und durch Hauttransplantate ersetzt werden. Doch im Irak gab es kein Verbrennungszentrum, das Raghad richtig hätte behandeln können. Der Großteil ihrer Körperoberfläche war offen. Sie war anfällig für Infektionen. Aber nicht einmal ihr Zimmer war ausreichend desinfiziert. Es gab auch nicht genügend Medikamente, die Familie musste alles selbst besorgen.

Raghad brauchte eine Blutkonserve am Tag, aber im Krankenhaus gab es kein AB negativ. Raghads kleiner Bruder war der Einzige mit ihrer Blutgruppe. Er spendete und spendete, bis er nicht mehr konnte. Dann liefen ihre Schwestern durch die Stadt und verteilten Zettel mit Raghads Blutgruppe darauf. Ihre Schwester Mays wärmte die gekühlten Spendenbeutel in ihrer Achselhöhle auf, bevor sie das Blut ihrer Schwester injizierten.

Die Haut ist das größte Organ des menschlichen Körpers. Sie besteht aus mehreren Schichten, der Oberhaut, der darunterliegenden Lederhaut und der Unterhaut. Ab 40 Grad Hitze verändert das Eiweiß in den Hautzellen seine molekulare Struktur. Ab 45 Grad Hitze werden die Zellstrukturen vollständig zerstört und verlieren ihre Funktion. Eine Stichflamme entwickelt eine Hitze von über 1000 Grad.

In der Unterhaut sitzen Blut- und Lymphgefäße, Hautdrüsen, Haarwurzeln und Nerven. Bei einer drittgradigen Verbrennung werden sie unwiderruflich vernichtet. Der Kreislauf wird instabil, die Barrierefunktion der Haut existiert nicht mehr, der Körper verliert Eiweiße und Wasser.

Raghad entwickelte eine tiefe Thrombose im linken Oberschenkel. Sie infizierte sich mit mehreren multiresistenten Keimen, "MRSA, Pseudomonas aeruginosa multiresistent, Acinetobacter baumannii", das steht in ihrem Krankenbericht. Ein Arzt sagte zu Raghads Familie: "Ich gebe ihr keine vier Tage."

Inaam, Raghads jüngere Schwester, die in Frankfurt am Main lebt und dort im irakischen Konsulat arbeitet, wusste nicht, was mit Raghad passiert war. Die Familie hatte Inaam nichts erzählt, aus Sorge, sie könne das psychisch nicht verkraften: 2009 wurde Inaam selbst bei einem Anschlag schwer verletzt, als Terroristen mehrere Autobomben zündeten. Noch immer steckt ein Splitter in ihrem Kopf. Sie bewahrt die Röntgenbilder in einer Plastiktüte auf.

Inaam ist 31 Jahre alt, sie ist wie Raghads andere Schwester Mays eine bildhübsche Frau, sie hat Samthaut und lange, volle Haare, wer sie ansieht, kann sich vorstellen, wie Raghad einmal ausgesehen hat.

Bald spürte Inaam, dass etwas mit Raghad nicht in Ordnung war, an der Stimme ihrer Mutter, an den Ausflüchten ihres Vaters. Sie setzte sich in ein Flugzeug nach Bagdad und wurde ohnmächtig, als sie Raghad das erste Mal sah.

Sie rief ihre Diplomatenkollegen an, und irgendwie schaffte sie es, ein Visum für Raghad zu besorgen. Sie rief am Frankfurter Flughafen an und fragte, was es kosten würde, ein Flugzeug mit medizinischer Versorgung zu schicken: 46 000 Euro. Sie bat im Berliner Unfallkrankenhaus (UKB) um einen Kostenvoranschlag für Raghads Behandlung: 166 100 Euro.

Die Eltern verkauften ihr Haus, in dem sie zusammen mit Mays und Raghads kleinem Bruder lebten. Der Vater verkaufte sein Auto, einen schwarzen Daewoo. Sie versuchten, ihre Möbel zu Geld zu machen. Die Nachbarn verkauften ihr Geschirr, eine Nachbarin gab ihren Ehering. Und wenige Wochen später hielten Raghad und ihre Schwester Inaam in einem Krankenwagen vor dem Unfallkrankenhaus Berlin. Ohne Geld. Es hatte nur für das Flugzeug gereicht.

Raghad war am 29. Dezember 2010 mit einem Learjet 35, Flugnummer MAD 139, in Berlin-Tegel gelandet.

Für ein Krankenhaus ist diese Situation wie Erpressung. Die Ärzte können die Patientin nicht abweisen, das würde bedeuten, sie sterben zu lassen. Sie können sie aber auch nicht aufnehmen, weil sie wissen, dass niemand die teure Behandlung bezahlt. Bei einer Schwerstverletzten wie Raghad kostet sie leicht mehrere tausend Euro am Tag. Und dann ist sie nicht einmal deutsche Staatsbürgerin.

Raghad erinnert sich, wie sie eine quälende Ewigkeit im medizinischen Transportwagen vor dem Krankenhaus wartete, während Inaam um ihre Aufnahme bettelte. Sie zahlte 5000 Euro Vorkasse in bar und am nächsten Tag noch einmal 10 000 Dollar. Mehr bekam sie nicht zusammen.

Die Ärzte versetzten Raghad in ein künstliches Koma. "Befund: Superinfizierte Verbrennungswunden der oberen Körperhälfte, zu 43% offen. Nicht mehr frische tiefe Thrombose des linken Oberschenkels. Behandlung: Maschinelle Beatmung, Katecholamingabe. Antibiose. Intensivtherapie auf der Verbrennungseinheit", das steht am Anfang ihres Verlaufsberichts.

Bald folgen die ersten Operationen:

"4.1.2011: Débridement, MEEK - Transplantation 1:4 Thorax, Arm und Hand rechts."

"7.1.2011: Débridement, MEEK - Transplantation 1:3 Rücken, Arm und Hand links."

"11.1.2011: Débridement, Spalthaut - Transplantation Schulter rechts und Unterarm li."

Raghad wurde zu ihrem eigenen Ersatzteillager. Die intakte Haut auf ihren Beinen wurde ihr nach und nach auf die verbrannten Stellen gepflanzt. Auf ihren Augen steckten

Uhrglasverbände, durch Heftpflaster eingefasste durchsichtige Kunststoffkappen, die gegen Austrocknung schützen sollen. Raghad hatte ja keine Augenlider. Ihre Haut war ein rosarot schimmernder Flickenteppich aus Narben, Wunden und Transplantaten. Ihre Oberlippe fehlte, die Unterlippe bestand aus Schleimhaut, die durch den Narbenzug nach außen gestülpt wurde. Sie sah aus wie ein böser Traum.

Trotzdem wurde sie Mitte Februar aus dem UKB entlassen. Sie war jetzt kein Notfall mehr, das Krankenhaus musste sie nicht weiter behandeln. Inaam bekam eine Rechnung: 94 676,21 Euro. Sie konnte sie bis heute nicht bezahlen. "Wir haben nichts mehr, kein Haus, kein Geld", sagt Inaam, "nur Schulden."

Sie mietete für einen Monat eine Wohnung in Moabit, City-Apartment, 60 Quadratmeter groß in der Lehrter Straße, 55 Euro die Nacht. Sie wusch Raghad jeden Tag, sie wechselte die Verbände, gab ihr Schmerzmittel. Raghad war nicht tot, aber auch nicht wirklich lebensfähig.

Bis ihre zweite Rettung begann. Sie begegnete Dr. Frank Peter. Raghads behandelnder Arzt aus dem Unfallkrankenhaus hatte ihn gebeten, sich Raghad anzusehen.

Peter steht im grünen Kittel in einem Behandlungsraum seiner Schönheitsklinik am Wittenbergplatz in Berlin. Normalerweise saugt er hier Fett aus Schenkeln und versenkt Silikonkissen in zu klein geratenen Brüsten. Jetzt betrachtet er Raghads offenen Rücken. Dort, wo vor kurzem noch ein intakter Musculus trapezius war, klafft ein rechteckiges Loch, rote Muskelfasern. "Da sieht man die tieferen Muskelschichten", sagt Peter.

Raghad sitzt aufrecht vor ihm auf der Liege und schließt die Augen. Aufrecht, weil sie kaum anders kann, das Narbengewebe, das ihren Körper überwuchert wie eine tropische Schlingpflanze, hat sie in eine komische Form gepresst. Hat den Kopf auf die Brust gedrückt und die Wirbelsäule verzogen, hat ihre Oberarme an den Oberkörper geklebt. Und ihre linke Hand zu einer Kralle werden lassen.

"Are you well? Geht es dir gut, Raghad?", fragt er.

Raghad nickt.

Peter war bei den meisten von Raghads Operationen beteiligt. Vor zehn Jahren hat er einen Verein gegründet, der sich um Opfer von Krieg und Terror kümmert. Er holt

Menschen nach Deutschland, die so schwer verletzt sind, dass sie in ihrem Land keine Chance mehr haben zu überleben. Peter nannte den Verein "Placet", er soll aus Spenden neues Leben schaffen.

Die Idee sei ihm nach einer erfolgreichen OP gekommen, damals, als er noch in Bochum als Chirurg arbeitete. Er hatte einen Unfallpatienten und dachte: "Mensch, der hat einfach nur Glück gehabt, hier in Deutschland zu sein. Aber was ist mit den anderen?" Er dachte darüber nach, ins Ausland zu gehen und dort vor Ort zu helfen. In Afghanistan, im Kongo, in Liberia sind viele Chirurgen im Einsatz. Aber da seien die Möglichkeiten begrenzt, sagt Peter. "Außerdem werde ich krank in diesen Ländern", sagt er, "da kann ich nicht richtig arbeiten."

Er sprach mit anderen Ärzten, und die meisten waren begeistert. Er sammelte Spender, die die Operationen finanzieren wollten. Und bald war die erste Patientin da, eine Jurastudentin aus Odessa, die mit Benzin überschüttet und angezündet worden war. Heute behandeln die Ärzte und Pfleger von Placet drei bis fünf Menschen im Jahr mit je bis zu 20 Operationen.

Als Raghad aus dem Unfallkrankenhaus entlassen wurde, fingen die Placet-Ärzte an, eine Zukunft für sie zu entwerfen. Eine, in der sie wieder sehen und auf die Straße gehen kann. Eine, in der sie ihren Sohn Abdallah in die Arme nimmt.

Sie brachten Raghad in eine Wohnung in Reinickendorf, die dem Verein gehört, Küche, Bad, Balkon. Sie holten ihren Vater und ihre Schwester Mays mit einer Sonderaufenthaltsgenehmigung aus dem Irak, damit sie sich um sie kümmern können. Und bald begannen sie zu operieren.

Sie entfernten die tote Haut in ihrem Gesicht und ersetzten sie durch Haut vom Unter- und Oberschenkel, 0,3 Millimeter dick. Raghads Stirn ist jetzt glatt.

Sie rekonstruierten ihre Augenlider mit Haut von ihrem Fuß. Heute wachsen Raghad wieder lange Wimpern.

Sie nähten Integra, eine aus Haifischknorpel gezüchtete Haut, auf ihre offenen Wunden, weil deren Eiweißstruktur der menschlichen Eiweißstruktur am nächsten ist.

Sie entnahmen ein großes Stück von ihrem Unterbauch, ließen es auf der Vorderseite ihres Halses wieder anwachsen.

Sie saugten Fett ab, aus dem Stück Bauch, das jetzt an ihrem Hals war.

Mehr als 20 Operationen machten sie in weniger als zwei Jahren. Raghads Verlaufsbericht liest sich wie eine Anleitung zur Menschwerdung.

Bei der letzten großen OP schnitten die Ärzte die Narben aus der Seite ihres Halses, auch, damit sie ihren Kopf wieder nach links und rechts drehen kann. Zwei Wochen ist das jetzt her, die OP dauerte fünf Stunden. Die Ärzte lösten einen Teil des Trapezius aus Raghads Rücken, weil sie etwas brauchten, womit sie den Hals wieder schließen konnten. Sie taten das, ohne die Stelle, an der das Blutgefäß in den Muskel eintritt, zu durchtrennen. So konnten sie die Blutversorgung erhalten und den Muskel nach vorn drehen. "Der Muskel ist entbehrlich", sagt Peter und zeigt auf das neue Loch am Rücken. "Da haben wir Unterschenkelhaut drübergemacht. Das wächst dann wieder zu."

Das mit den Hauttransplantaten müsse man sich vorstellen wie einen vibrierenden Käsehobel, der die oberste Hautschicht abträgt, erzählt Frank Peter. Bei Raghad wird von den Beinen abgetragen, weil es der einzige Teil ihres Körpers ist, an dem die Haut intakt ist und nachwachsen kann. Mehrere Wochen lag Raghad im Berliner Westend-Klinikum, das Placet einen OP-Raum und ein Zimmer für die Behandlung stellt, Station 4b, Zimmer 16. Mays schlief wie immer auf einem Bett neben ihrer Schwester.

"Der Hals ist jetzt besser als vorher? Verstehst du, Raghad? Ist besser, oder?", fragt Dr. Peter jetzt. "Ich habe Schmerzen", sagt Raghad mit den wenigen deutschen Worten, die sie kennt. "Aber die hören auf", sagt Peter.

Raghad fragt, ob er als Nächstes ihre Nase und ihren Mund operieren kann. "Vielleicht in einem Monat", sagt Peter.

"Was ist mit den Ohren?", fragt Raghad. Peter sagt: "Ohren sind Luxus. Die Ohren machen wir nicht." Er lacht. Er umarmt Raghad und ihren Vater zum Abschied.

Darum geht es stets wieder: Die Frage, was überlebenswichtig ist. Braucht man ein ästhetisches Ohr, wenn man auch ohne hören kann? Braucht man eine Nase mit Flügeln, wenn man auch ohne riechen kann? Was bedeutet ein Mund für die Identität?

Wer über Monate immer wieder mit Raghad spricht, der vergisst, dass etwas anders ist an ihr. Nur manchmal gehorcht ihre Mimik nicht. Dann wirkt es, als bewegte sich ihr neues Gesicht zeitverzögert zu ihren Gefühlen. Sie lächelt dann ohne Lippen, sie weint, ohne dass sich das Gesicht verzieht.

Raghad hat auf RTL einen Bericht gesehen. Sie hat nicht viel verstanden, aber es ging um Schönheits-OPs und darum, dass eigentlich alles möglich ist. Sie hatte das Gefühl, dass die deutschen Ärzte Menschen wie Schöpfer entwerfen können. "Stimmt das", fragt sie, "werde ich wieder normal?"

Wenn sie über sich nachdenke, dann sehe sie immer die alte Raghad. Sie kennt noch kein Bild zu ihrem neuen Ich, zu der Frau, die einen Terrorbrandanschlag überlebte. In der Zweizimmerwohnung in Berlin-Reinickendorf, in der sie zusammen mit ihrem Vater und ihrer jüngeren Schwester wohnt, hat Raghad ein Baumwolltuch vor den Spiegelschrank im Bad gehängt.

Drei-, viermal in der Woche ruft sie ihren Mann und ihren Sohn Abdallah in Bagdad an, meist skype sie mit einem Computer ohne Kamera. Beim Laptop könnte ihr Sohn sie live über die Videokamera sehen. Raghad erzählt ihm, ihr Laptop sei kaputt.

Abdallah, fünf Jahre alt, stellt jetzt Fragen. "Mama muss nach Berlin, weil sie ein Kind auf die Welt bringt", das haben sie ihm gesagt. Eine "weiße Lüge", so nennen sie das. Aber Abdallah fing an, nach dem Kind zu fragen. Um ihrer Schwester zu helfen, fing Mays an, Babygeräusche im Hintergrund zu machen, Babywimmern, Babylachen.

An schlimmen Tagen wird das Leben für Raghad schöner mit zwei Lyrica. "Raghad love Lyrica", sagt Mays, ihre Schwester. "Yes, I love", sagt Raghad. Die beiden lachen, wenn sie darüber sprechen. Lyrica ist ein Antidepressivum, das außerdem die Wirkung der Schmerzmittel verstärkt.

Raghad mag den Kartoffelbrei von Kentucky Fried Chicken, den ihr Mays manchmal nach dem Deutschkurs mitbringt. Sie mag auch dieses Lied von Helene Fischer, der Schlagersängerin. Es geht um Liebe. Sie mag den Regen; wenn es regnet, öffnet Raghad die Balkontür.

Sie mag auch ihre neue Brille. Die ist von Prada und hat Bänder, wo normalerweise die Bügel sind. Der Optiker hat sie gespendet. Früher, wenn sie mit Abdallah fernsah, haben sie in der Werbepause die Marken aufgesagt: Prada, Dolce & Gabbana, Gucci, das erzählt sie. Sie machten daraus ein Spiel. Die neue Brille verstärkt Raghads Sehkraft auf 15 Prozent. Damit kann sie Details in Gesichtern sehen.

Ihr Augenarzt Christoph Wiemer sagt, er sei sehr skeptisch gewesen, ob eine Brille für Raghad schon das Richtige sei. "Es gibt blinde Menschen, die sehr glücklich sind", sagt er. "Am Anfang mussten wir ja aufpassen, dass die Taxifahrer nicht ohnmächtig wurden, wenn Raghad zu ihnen ins Auto stieg", sagt Wiemer. "Wie soll das erst werden, wenn sie sich selber sieht?"

Die Angst vor dem Spiegel begleitet Raghad auch am Tag ihres 34. Geburtstages, beim Friseurbesuch, und vorher beim Weg ins Einkaufszentrum. Dort soll sie neue Blusen und Kleider bekommen, die Leute von Placet schenken ihr die.

Raghad soll wieder aussehen wie eine junge Frau, das ist der Plan. Es könnte der erste Tag von so etwas wie Zukunft werden, 689 Tage nachdem ein Fanatiker versuchte, ihr Leben in Flammen aufgehen zu lassen, ein Leben, das er nicht kannte, aber das ihm nicht gefiel.

Der Taxifahrer hält vor den Potsdamer- Platz-Arkaden. Raghad läuft mit kleinen Schritten an der Hand ihrer Schwester durch das grelle Einkaufslicht. Sie sieht die Geschäfte links und rechts, sieht, wie die Menschen an ihr vorbeiströmen, ohne sie komisch anzusehen.

Als sie schließlich in der Umkleidekabine von H & M steht, mit einem Berg bunter Blusen, dreht sie sich mit dem Rücken zum Spiegel. Ihre Schwestern ziehen ihr nacheinander die Kleider an. Raghad hebt den Ärmel vor ihr Gesicht, um zu erkennen, ob sie die Farben mag. Sie könnte sich umdrehen und in den Spiegel schauen. Aber sie tut es nicht. Was sie dort sehen würde: ein Wunder, einen neuen Menschen.

## Im Reich des Todes

*Die ganze Welt schaut nach Kairo - zugleich foltern Beduinen auf der ägyptischen Sinai-Halbinsel Tausende afrikanische Migranten, um Lösegeld zu erpressen. Und gleich nebenan machen ahnungslose deutsche Touristen Urlaub. Unterwegs durch eine Region, in der kriminelle Gewalt, Tourismus und Weltpolitik nahe beieinanderliegen.*

Von Michael Obert, SZ-Magazin, 19.07.2013

Seine Handgelenke sind seltsam nach innen gekrümmt, die Ärmel seines weißen Wollpullis viel zu lang. Erst als Selomon sich auf den Tisch aufstützt, tauchen die schmutzigen Verbände um seine Hände auf. Mit den Zähnen wickelt er den linken ab, zum Vorschein kommt eine Klaue. Der Großteil seiner Handfläche ist weggerissen. Nur der Daumen und ein halber Zeigefinger sind noch übrig, eine Zange aus Knochen und Haut. »Sie haben mich an Eisenketten an der Decke aufgehängt«, sagt Selomon leise. »Vier Tage lang, an einem Haken wie ein geschlachtetes Tier.«

Wir sitzen in einem kleinen Café am Levinsky-Park, einem verwahrlosten Grünstreifen im Süden von Tel Aviv. Die Szenen vor dem Fenster lassen kaum vermuten, dass wir uns in der israelischen Stadt am Mittelmeer befinden. Die Hautfarbe der meisten Passanten ist schwarz. Die Schriftzüge an den Scheiben der Friseursalons und Restaurants sind nicht in Hebräisch, sondern in der ostafrikanischen Sprache Tigrinya verfasst. Viele Geschäfte hier werden von Eritreern geführt. Ha'ir Hakvusha – »besetzte Stadt« – nennen die Tel Aviver diese Gegend, in der überwiegend afrikanische Einwanderer leben.

»Ich wollte nie nach Israel«, sagt Selomon und legt seinen Handstummel auf den Tisch. »Nicht einmal wenn sie mir einen Privatjet geschickt hätten.« Im Dezember 2011 floh der 28-jährige Informatiker vor der Diktatur in seinem Heimatland Eritrea in den benachbarten Sudan. »Mit meiner Ausbildung hätte ich in Angola, Uganda oder Südafrika gelebt wie ein König.« Doch dann wird er im Ostsudan von lokalen Räuberbanden gekidnappt, die ihn an ein international operierendes Netzwerk von Menschenhändlern verkaufen. Diese verschleppen Selomon über die Grenze nach Ägypten und weiter auf die Sinai-Halbinsel – in ein Foltercamp der hier lebenden Beduinen, arabische Viehzüchter mit

nomadischen Wurzeln. »Das sind keine Menschen«, sagt Selomon; sein verstümmelter Zeigefinger zittert. »Das sind blutrünstige Bestien.«

Im Schatten der Schlagzeilen über den Putsch in Kairo, bei dem das Militär kürzlich Ägyptens Präsident Mohammed Mursi stürzte, halten Beduinen in der Wüste des Sinai afrikanische Migranten als Geiseln gefangen. Tausende wurden in den vergangenen Jahren gefoltert. Die ägyptische Halbinsel am Roten Meer, beliebtes Ferienparadies der Deutschen, grenzt im Westen an den Suez-Kanal und im Osten an Israel und den Gaza-Streifen. Rund 300 000 Beduinen bewohnen das dünn besiedelte Wüstengebiet; einzelne Gruppen haben sich auf den Menschenhandel spezialisiert.

Die Migranten kommen vor allem aus Eritrea, aber auch aus dem Sudan, aus Äthiopien und Somalia. Ihre Kidnapper schlagen sie mit Stöcken, Ketten und Eisenstangen, bis sie ihnen die Telefonnummern ihrer Familien verraten. Sobald die Verbindung steht, beginnt die Folter. Die Kidnapper drücken ihren Opfern Zigaretten in den Gesichtern aus, brandmarken sie mit glühendem Metall, überschütten sie mit kochendem Wasser. Sie umwickeln ihre Finger mit Kabeln und drücken sie in die Steckdose, bis das Fleisch schwarz wird, oder sie gießen ihnen Diesel über den Kopf und zünden sie an, während die Angehörigen der Gefolterten daheim ihre Schreie über Handy mit anhören müssen.

»30 000 Dollar«, sagt Selomon und starrt ins Leere. »30 000 Dollar wollten sie von meiner Schwester in Eritrea haben.« Gelingt es den Kidnappern mit ihren Foltermethoden nicht, das Lösegeld zu erpressen, dann töteten sie ihre Geiseln. »Oder sie schneiden dir Nieren, Leber, Herz und Augen heraus und verkaufen sie an Organhändler.«

Von den rund 60 000 afrikanischen Migranten, die es nach Schätzungen der Tel Aviver Organisation Ärzte für Menschenrechte in den vergangenen Jahren illegal über die ägyptische Grenze nach Israel geschafft haben, sind bis zu 7000 in den Folterkammern der Beduinen misshandelt worden. Mehr als 4000 haben die Torturen nicht überlebt; ihre Leichen verrotten in der Wüste. Rund tausend Menschen sollen sich derzeit in den Fängen der Kidnapper befinden.

Auf der Sinai-Halbinsel ist die ägyptische Militärpräsenz seit dem Camp-David-Friedensabkommen mit Israel von 1978 erheblich eingeschränkt. Die UN-Blauhelmsoldaten, die den Frieden in der strategisch wichtigen Wüstenregion überwachen sollen, halten sich

vor allem an ihren Stützpunkten auf. Das so entstandene Machtvakuum haben die Beduinenstämme in den vergangenen Jahrzehnten genutzt, um Milizen zu gründen und eigene Machtstrukturen zu etablieren.

Besonders seit dem Sturz von Hosni Mubarak im Februar 2011 hat sich der Sinai, der fast so groß wie Bayern ist, zu einem Territorium ohne Recht und Gesetz entwickelt. Während Urlauber im Süden der Halbinsel an Hotelstränden in der Sonne baden, versetzen bewaffnete kriminelle Banden und militante Islamisten den Norden in Angst und Schrecken. Sie verüben Bombenanschläge auf Gasleitungen und feuern mit Maschinengewehren und Raketen auf Polizeistationen und Checkpoints. Immer wieder gibt es Tote und Verletzte. Experten fürchten, auf dem Sinai könnte eine neue Operationsbasis für das Terrornetzwerk al-Qaida entstehen. Direkt an der Grenze zu Israel.

In diesem Chaos, das nach dem Putsch in Kairo noch zugenommen hat, gehen die Kidnapper und Folterer, die laut den Vereinten Nationen einem der weltweit grausamsten Netzwerke des Menschenhandels angehören, unbehelligt ihren blutigen Geschäften nach. »Wenn ihr in den Sinai fahrt, werden sie euch abknallen«, sagt Selomon; dann streckt er uns seinen Handstummel hin. Zwischen Zeigefinger und Daumen klemmt ein kleiner Zettel. »Meine Schwester hat sie aufgehoben, vielleicht funktioniert sie noch.« Es ist die Telefonnummer seines Foltercamps.

Die Spur der Menschenhändler führt nach Al-Arish, in die Hauptstadt der ägyptischen Provinz Nordsinai. Vier Autostunden nordöstlich von Kairo und keine siebzig Kilometer von der Grenze zum Gaza-Streifen und zu Israel entfernt drängen sich Tausende unverputzter Backsteinhäuser in der Wüste. Hinter einem langen Strand am türkisfarbenen Mittelmeer steht die ägyptische Staatsmacht fast täglich unter Beschuss. Die Fassade der Polizeistation ist von Kugeln durchsiebt. Militante Islamisten haben sie aus vorbeifahrenden Geländewagen mit Schnellfeuergewehren angegriffen. In Stellungen aus Sandsäcken und Stacheldraht verschanzt sollen Soldaten hinter aufgebockten Maschinengewehren die Polizisten beschützen, die an den zahlreichen Checkpoints der Stadt rund um die Uhr Straßenkontrollen vornehmen.

Seit dem Putsch in Kairo hat sich die ohnehin brisante Sicherheitslage noch verschärft: Islamisten griffen den Flughafen von Al-Arish an, feuerten in simultanen Attacken mit

schweren Waffen auf Militär- und Regierungseinrichtungen in der Stadt und stürmten den Sitz des Gouverneurs, um ihre schwarze Fahne zu hissen.

Kurz nach unserer Ankunft liefern sich verfeindete Beduinengangs aus ihren Autos heraus eine Schießerei. Gewehrsalven, quietschende Reifen; Scheiben klirren. Auf der Kreuzung zuckt ein Hund in einer Blutlache. Worum geht es? »Auf dem Sinai sprechen wir nicht mehr miteinander«, sagt Hamdi Al-Azazi wenig später in seinem kleinen Büro in einer Nebenstraße von Al-Arish. »Wir lösen Probleme mit der Waffe.«

In der »Kommandozentrale« des Menschenrechtlers – grauer Schnauzbart, blaues Hemd, Bundfaltenhose – sind die Rollläden Tag und Nacht heruntergelassen. Die Tür ist mit Stahlriegeln gesichert. Eine Neonröhre spendet Licht, ein Ventilator surrt. »In den letzten zwei Jahren haben wir in der Wüste Hunderte verstümmelter Afrikaner gefunden«, erzählt Al-Azazi und zeigt uns auf seinem Computer die Fotos der Leichen: tot geprügelt, verhungert, verbrannt, selbst im Tod noch aneinandergelockt. Körper ohne Köpfe. Ein Baby mit aufgeschlagener Schädeldecke. Eine junge Frau, mit Petroleum übergossen und angezündet. »Bevor sie starb«, präzisiert Al-Azazi.

An der Wand hängt ein Plakat seiner Organisation New Generation Foundation for Human Rights. Die einheimischen Aktivisten versorgen Afrikaner, die den Foltercamps entkommen oder nach Zahlung des Lösegeldes freigelassen werden, mit Essen, Kleidung und Medizin. Auf seinem Computer zeigt uns Al-Azazi noch grausamere Fotos: Körper von Verstorbenen mit aufgesägten, leeren Brustkörben; andere sind in der Mitte oder an den Seiten mit großen Stichen zugenäht. »Nieren, Leber, Herz, Augenlinsen«, zählt Al-Azazi auf – Organräuber sollen sie herausgeschnitten haben.

Al-Azazi hat die Fotos dem früheren Chef der Rechtsmedizin in Kairo vorgelegt, der die Nähte als »professionelle Arbeit« einstuft. Ein umfangreicher Bericht der Europäischen Union zeichnet das Bild einer regelrechten Industrie des Organhandels auf dem Sinai. Ein Beduine teilte kürzlich anonym dem amerikanischen TV-Sender CNN mit: »Ärzte aus Kairo rufen mich an und sagen mir, wir haben hier einen Privatpatienten und brauchen dieses oder jenes Organ. Es ist wie bei Ersatzteilen für ein Auto.«

Die Ärzte sollen mit schweren Geländewagen aus Kairo in die Wüste des Sinai reisen, um afrikanischen Flüchtlingen in Operationszelten ihre Organe zu rauben, diese in

Kühlschränken nach Kairo zu bringen und sie dort zu implantieren. Allerdings ist Hamdi Al-Azazi der einzige unserer Gesprächspartner, der diese mobilen Kliniken gesehen haben will.

Fast täglich bekommt er Morddrohungen. Zweimal ist auf ihn geschossen worden. Als sein elfjähriger Sohn Abdul gegenüber im Laden kürzlich einen Schokoriegel kaufen wollte, wurde er von einem Geländewagen angefahren. Al-Azazi ist überzeugt: »Ein Anschlag der Menschenhändler.« Sein Sohn überlebte, aber seine Hände und Beine sind gebrochen, sein Gesicht wird für immer von Narben entstellt sein.

»Ihre Drohungen machen mich nur noch entschlossener«, sagt Al-Azazi auf dem Weg zum Friedhof. Während wir an Bauruinen und hoch gesicherten Checkpoints vorbeifahren, spricht er in einem fort von seiner Religion, dem Islam. Der verbiete es ihm, wegzusehen, wenn andere Menschen leiden. »Egal ob sie Muslime sind oder nicht.«

Aus der ganzen Gegend rufen ihn die Leute an, wenn sie Leichen gefolterter Afrikaner in der Wüste finden. Al-Azazi holt sie ab, wäscht sie, salbt sie mit wohlriechenden Essenzen und hüllt sie in weißes Tuch ein; dann begräbt er sie mit eigenen Händen. »Über 500«, sagt er, als wir vor dem Friedhofstor am Rand von Al-Arish aus dem Auto steigen. Das Massengrab sieht aus wie eine Müllhalde. »Hier sieben«, sagt Al-Azazi und stapft über zerrissene Sandalen, Kleiderfetzen, Plastikflaschen hinweg, während er die Markierungen abliest, die er in die Friedhofsmauer geritzt hat. »Hier vier, hier neun, hier ein Baby.«

Die letzten Folteropfer hat er vor zwei Tagen begraben. Zwei Männer und eine junge Frau mit weit aufgerissenen Augen, die sich nicht mehr schließen ließen und ihn seither in seinen Träumen heimsuchen.

Am Abend rufen wir die Telefonnummer an, die uns Selomon, der Mann ohne Hände, in Tel Aviv gegeben hat. Aber die Nummer seines Foltercamps ist stundenlang besetzt. Selomons Geschichte beginnt an einem kühlen Morgen im Dezember 2011 an der Universität von Asmara, der Hauptstadt von Eritrea, wo er im letzten Semester Computertechnik studiert. Mitten in die Vorlesung stürmen plötzlich Polizisten und verhaften mehrere seiner Freunde, weil diese in einem Blog das Fehlen des Rechts auf Meinungsfreiheit in ihrem Land kritisiert hatten.

Eritrea liegt an der Küste des Roten Meeres, oberhalb des Horns von Afrika. Vor zwanzig Jahren erkämpfte das Land seine Unabhängigkeit vom benachbarten Äthiopien.

Seither herrscht in Eritrea eine brutale Diktatur. Im Einparteienstaat mit strikter Planwirtschaft werden Oppositionelle gefoltert und Journalisten eingesperrt. Amnesty International prangert das Regime wegen systematischer Unterdrückung seiner Bürger an: erzwungener und zeitlich unbegrenzter Militärdienst für Männer und Frauen, religiöse Verfolgung, Todesurteile. 250 000 Menschen sind in den vergangenen Jahren aus Eritrea geflohen.

Als sich Selomon nach der Verhaftung seiner Freunde für ihre Freilassung einsetzt, wird er selbst verhört – und flüchtet über die Grenze in den benachbarten Sudan, bevor die Schergen des Regimes ihn festnehmen können. Er schlägt sich bis ins Flüchtlingscamp Shagarab durch und wähnt sich dort in Sicherheit. Doch als er auf dem Weg zur Essensausgabe ist, springen – unter den Augen sudanesischer Soldaten, die von den Vereinten Nationen für den Schutz der Flüchtlinge bezahlt werden – sechs mit Kalaschnikows bewaffnete Männer von einem Landcruiser.

Es sind Menschenjäger vom Stamm der Rashaida, eines losen Verbunds nomadischer Clans. Mit Gewehrkolben schlagen sie Selomon nieder und werfen ihn auf die Ladefläche ihres Pick-ups. Eine monatelange Odyssee nach Norden beginnt.

Von einer kriminellen Bande an die nächste weiterverkauft, wird er von einem gut organisierten Netzwerk über die Grenze nach Ägypten geschafft, mit rund 150 anderen entführten Eritreern in einen als Geflügeltransporter getarnten Lastwagen gepfercht und über die Suez-Kanal-Brücke auf den Sinai gekarrt. Die einzige Frischluft kommt durch die Schlitz hinter dem Motor. »Ich wollte einfach nur ein neues Leben beginnen«, erzählte uns Selomon im Café am Levinsky-Park. Doch die Wüste des Sinai erfüllt keine Wünsche. Als schwer bewaffnete Beduinen die Heckklappe des Lastwagens aufreißen, sind sieben Afrikaner erstickt, darunter zwei Kinder und ein Baby.

Seit Tagen suchen wir in Al-Arish nach jenen tausend afrikanischen Geiseln, die in den Foltercamps der Beduinen Selomons Schicksal teilen. Doch wo immer wir nach ihnen fragen – beim Gouverneur des Nordsinai, bei der lokalen Militärführung, bei den Generälen der Grenzpatrouillen –, schließen sich die Türen, werden Telefongespräche unterbrochen, eben noch freundliche Gesichter zu steinernen Masken. Es ist, als suchten wir nach Gespenstern.

Im Krankenhaus finden wir nur noch die Handschellen, mit denen entkommene oder freigekaufte und oft schwer verletzte Folteropfer an die Betten gekettet wurden. »Verlegt ins Gefängnis«, sagt uns ein Arzt in einem fleckigen weißen Kittel, als wir nach dem Verbleib der Afrikaner fragen. »Oder abtransportiert nach Kairo.« Aber sicherheitshalber sollen wir doch mal in der Leichenhalle nachsehen.

Wenn die Geiseln die Torturen in den Foltercamps überleben und tatsächlich freikommen, ist ihr Leidensweg noch lange nicht beendet: Viele irren tagelang in der Wüste umher. Die israelische Regierung hat einen Großteil des 240 Kilometer langen und fast fünf Meter hohen Stahlzauns fertiggestellt, der sich entlang der Grenze zu Ägypten von Eilat an der Nordspitze des Roten Meeres bis nach Gaza zieht und afrikanische Flüchtlinge aus dem Sinai fernhalten soll.

Im offiziellen israelischen Wortlaut werden sie *mistanenim* genannt, »Eindringlinge«, eine Bezeichnung, die lange für unerwünschte Palästinenser verwendet wurde und afrikanische Migranten in die Nähe von Terroristen rückt. Politiker vom rechten Flügel bezeichnen sie als »Krebsgeschwür in unserem Körper«, und Premierminister Benjamin Netanjahu sieht durch sie den jüdischen Charakter Israels bedroht. Das kürzlich verschärfte »Gesetz zur Bekämpfung der Infiltration« sieht vor, dass afrikanische Flüchtlinge bis zu drei Jahren festgehalten werden können. Ohne Gerichtsverfahren. Und mitsamt ihrer Kinder.

Derzeit lässt die israelische Regierung Gefängnisse bauen, in denen mehr als 10 000 Migranten inhaftiert werden können. »Israel, eine Nation, die selbst von Flüchtlingen gegründet wurde, verstößt gegen das internationale Flüchtlingsrecht«, sagt Sigal Rozen von der Menschenrechtsorganisation Hotline for Migrant Workers in Tel Aviv.

Auf ägyptischer Seite ergeht es denen, die die Torturen in den Foltercamps der Beduinen überleben, nicht besser. Denn statt gegen die Täter gehen Ägyptens Behörden gegen die Opfer vor. Am Grenzzaun riskieren sie, von Patrouillen erschossen zu werden. Schwerverletzte werden im Krankenhaus von Al-Arish zwar notdürftig versorgt, aber mit Handschellen an die Betten gekettet. »Damit sie nicht abhauen«, sagt der Arzt im fleckigen Kittel. »Diese Leute sind Kriminelle.«

Wer keine äußeren Anzeichen von Folter aufweist, wandert direkt ins Polizeigefängnis, wo Afrikaner oft monatelang ohne ausreichend Wasser und Nahrung in

winzigen Zellen zusammengepfercht werden. Selbst dem Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) wird der Zutritt verwehrt. Mit der Begründung, die ehemaligen Geiseln der Beduinen seien Wirtschaftsflüchtlinge, damit illegal im Land und ohne Anspruch auf politisches Asyl.

Und so werden Eritreer in ihr Land zurückgeschickt, obwohl sie dort Gefahr laufen, erneut eingesperrt und gefoltert oder gar als »Verräter« hingerichtet zu werden, weil sie ihre Heimat illegal verlassen haben. »Damit verstößt Ägypten gegen die Genfer Flüchtlingskonvention«, sagt Mohammed Dairi vom UNHCR-Büro in Kairo.

Wir haben die Hoffnung, in Al-Arish einige der Afrikaner zu finden, schon fast aufgegeben, da bestätigt uns ein Informant, dass in den Polizeigefängnissen der Stadt 122 ehemalige Geiseln festgehalten werden. Der einzige Weg zu ihnen führt über den Polizeichef der Provinz Nordsinai. Den wollen wir auch fragen, warum die Staatsgewalt nichts gegen die Kidnapper und Folterer unternimmt.

General Sameh Beshadi lässt uns in sein Büro bitten. Kaffee wird serviert. Mit Kardamon. Er stehe uns in fünf Minuten zur Verfügung, lässt er ausrichten. Nach zwei Stunden will er uns dann plötzlich doch nicht mehr treffen. Auf einmal brauchen wir eine spezielle Genehmigung, um ihm ein paar Fragen zu stellen. Zu beantragen in Kairo.

»Zugang zu afrikanischen Häftlingen verboten«, sagt der junge Offizier, der uns aus dem hoch gesicherten Präsidium hinausbegleitet. »Vorsichtsmaßnahme gegen schlechte Presse.« Dann senkt er die Stimme und verrät uns, dass die Stammesgebiete in der Wüste, wo die Foltercamps liegen, für Fremde der reine Selbstmord seien. Auch für Polizisten. »Die Beduinen knallen uns dort draußen einfach ab«, flüstert er. »Nicht für eine Million würde ich freiwillig einen Fuß in diese Wüste setzen.«

Es dauert Tage, bis wir jemanden finden, der bereit ist, uns in die Stammesgebiete zu begleiten. »Die Banden sehen ein fremdes Auto mit zwei Weißen auf dem Rücksitz«, erklärt uns Abdel, ein Beduine mit spitz zulaufendem Wieselgesicht. »Sie handeln schnell: Erst nehmen sie euren Wagen, dann seid ihr dran.« Zwei Optionen hätten wir in einem solchen Fall: »Entführung oder eine Kugel in den Kopf.«

Der Kontakt zu Abdel kommt über die Aktivisten um Hamdi Al-Azazi zustande. Der drahtige kleine Beduine mit den weit auseinanderstehenden gelben Zähnen will uns zu

Scheich Ibrahim Al-Manei bringen. In der Gegend, in der die Foltercamps liegen, besitzt der Beduinenführer eine Reihe von Schmugglertunnels in den Gaza-Streifen. Sein Sawarka-Stamm soll über eine schwer bewaffnete, mehrere tausend Mann starke Miliz verfügen.

In einem Beduinentaxi umfahren wir die Checkpoints am Ortsausgang von Al-Arish und folgen den Wüstenpisten in Richtung israelische Grenze. Ziegenherden, dorniges Buschwerk, Geröll. Viele der einfachen Kastenhäuser sind halb verfallen. Frauen schleppen Wasserkanister von Brunnen nach Hause. Im Schatten einer Akazie polieren Jugendliche ihre Pistolen. »Keine Arbeit, kein Geld, keine Zukunft«, sagt Abdel auf dem Beifahrersitz. »Kein Wunder, dass viele von uns zu Kriminellen werden.«

Die Diktatur von Hosni Mubarak war bei den muslimisch-konservativen Beduinen besonders verhasst. Er ging pauschal und rücksichtslos gegen die Stämme vor, verteilte ihr Land an sein Gefolge und schloss Beduinen kollektiv aus dem Staatswesen aus. Im Süden der Halbinsel – in den Touristenhochburgen um Sharm-El-Sheikh – häufte die Regierungsqlique märchenhafte Reichtümer an. Der Norden hingegen blieb unentwickelt. Die Arbeitslosigkeit ist hoch, die Kindersterblichkeit ebenfalls. Auf einen Arzt kommen mehrere Tausend Einwohner. Über die Hälfte der Beduinen kann nicht lesen und schreiben. Die desolade wirtschaftliche Lage, sagt Abdel, sei der Nährboden für die grausamen Auswüchse des Menschenhandels.

Eine gute Stunde östlich von Al-Arish erreichen wir die in der Wüste verstreuten Backsteinhäuser von Al-Mehdia. Wenige Kilometer von der israelischen Grenze entfernt stehen sich hier bis an die Zähne bewaffnete Beduinenbanden, Schmugglerclans und Islamisten gegenüber. Schon nach den ersten Häusern tauchen Pick-ups mit aufgebockten Maschinengewehren auf; dahinter junge Beduinen, die Gesichter mit rotweißen Tüchern ver mummt, die Finger am Abzug. Abdel streckt den Kopf aus dem Fenster – sie kennen ihn und winken uns durch. »Wenn du hier nicht dazugehörst«, sagt er, »bist du tot.« Al-Mehdia gilt als gefährlichster Ort auf dem Sinai.

Scheich Ibrahim Al-Manei empfängt uns im Schneidersitz in einem Rohbau mit nackten Betonsäulen und getönten Fenstern. Der kräftige kleine Mann ist um die sechzig Jahre alt, er trägt ein weißes Gewand und ein weißes Kopftuch mit schwarzer Kordel. Al-Manei gehört zu den Beduinenführern, die den Menschenhandel ablehnen. Er nimmt

entflohene Afrikaner bei sich auf, gibt ihnen Kleidung und zu essen und lässt sie medizinisch versorgen. Die letzten habe er vor einer Woche sicher nach Kairo bringen lassen und dort einer Hilfsorganisation übergeben.

Um die Menschenhändler zu isolieren, trifft er sich mit den Oberhäuptern der Beduinenfamilien. Die sollen die Folterer nicht mehr in ihren Supermärkten, Apotheken, Werkstätten bedienen und ihnen ihre Töchter nicht zur Heirat geben. »Die ersten Frauen haben sich von Menschenhändlern scheiden lassen«, freut er sich; das Teeglas wirkt zerbrechlich in seinen gewaltigen Händen. »Kommen Sie in einem Jahr wieder, dann haben wir den Menschenhandel von innen ausgetrocknet.«

Experten schätzen, dass insgesamt mehr als 10 000 Afrikaner aus den Foltercamps freigekauft wurden. Bei einem Lösegeld von durchschnittlich 30 000 Dollar würden sich die Einnahmen auf 300 Millionen Dollar belaufen. Wer gerade nicht flüssig ist, tauscht drei Geiseln gegen einen Toyota Landcruiser. Für sieben Afrikaner gibt es bereits einen Lastwagen. Werden die Menschenhändler wegen ein wenig sozialem Druck auf solche Profite verzichten?

»Schmutziges Geld fließt in schmutzige Dinge«, sagt Al-Manei. »Villen, Waffen, Partys, Prostitution.« In der Gegend kursieren zahlreiche Geschichten, in denen Folterer mit tödlichen Autounfällen, mysteriösen Krankheiten und plötzlichem Ruin bestraft wurden. »Sie machen Millionen«, sagt Al-Manei. »Aber Allah holt sich ihr Leben.«

Ob der Stammesführer den Menschenhandel wirklich beenden oder eher das beschädigte Image der Beduinen flicken will, bleibt unklar. Fest steht, dass er sehr genau weiß, wer die Afrikaner gefangen hält. Warum trommelt er nicht einfach seine Miliz zusammen, um die Foltercamps zu stürmen und Schluss zu machen mit den Verstümmelungen, den Vergewaltigungen, den Morden? »Kein Beduine darf sich in die Angelegenheiten anderer Familien einmischen«, sagt Al-Manei. »Das gäbe Blutfehden mit unzähligen Toten.«

Und der Organhandel? »Bullshit!«, braust er auf. »Staub, Hitze, die große Entfernung nach Kairo – wie soll das funktionieren?« An mobile Kliniken, die selbst für die Beduinen unsichtbar in der Wüste operierten, glaubt er nicht. Überlebende der Foltercamps berichten zwar von einem Mann mit weißem Kittel und Arztkoffer, den die Kidnapper ihren Geiseln

vorführen, um ihnen dann zu drohen: »Wenn eure Familie nicht zahlt, schneidet der Doktor eure Nieren raus.« Aber selbst gesehen hat einen Organraub niemand. Vielleicht ist die Drohung eine perfide Psycho-Folter, um die Zahlung der Lösegelder zu beschleunigen. Allerdings muss man sich dann fragen, was es mit den Fotos von professionell zugenähten Leichen auf sich hat. Der organisierte Organhandel auf dem Sinai bleibt nebulös.

Scheich Ibrahim Al-Manei lässt uns noch einmal Tee eingießen. Wer sind die Köpfe des Netzwerks der Menschenhändler? In fast allen Familien der Gegend seien einzelne Leute beteiligt, windet sich Al-Manei; dann nennt er uns doch einen Namen: Ouda Abu Saad vom Stamm der Jalouf. Bis vor wenigen Jahren hütete Saad noch Ziegen. Doch dann baute er in kürzester Zeit mehrere millionenteure Märchenpaläste mit fernöstlich anmutenden Pagodendächern in die Wüste.

Ihn treffen? Scheich Ibrahim verschluckt sich fast an seinem Tee. Unter keinen Umständen will er uns zeigen, wo Ouda Abu Saad wohnt. »Zuerst foltert er Sie, um herauszufinden, wer Sie geschickt hat«, sagt unser Gastgeber. »Dann vergräbt er Sie lebendig in der Wüste.« Nicht einmal der mächtige Scheich Ibrahim Al-Manei würde es wagen, an seine Tür zu klopfen.

Die Bosse des Netzwerks haben Tausende auf dem Gewissen. Und jedes Schicksal hat seine eigene Geschichte. Selomon, der junge Eritreer aus dem Café in Tel Aviv, wird nach seiner Ankunft auf dem Sinai aus dem Geflügellaster gezerrt und mit 25 anderen afrikanischen Geiseln in einen Keller gesperrt. Kein Licht, keine Toilette. Tagelang bekommt er nichts zu essen und zu trinken. Seine neuen Besitzer schlagen ihn, bis er die Telefonnummer seiner Schwester in Asmara verrät. Als sie abnimmt, muss sie mit anhören, wie ihr Bruder um Hilfe schreit. Dann ein lautes Krachen. Wie von morschem Holz. Mit schweren Eisenstangen brechen die Beduinen Selomons Handgelenke; seine Schwester lassen sie wissen: »30 000 Dollar – oder wir bringen ihn um!«

Eritrea ist eines der ärmsten Länder der Welt. Selomons Familie, einfache Bauern, verkauft ihr Haus und ihr Vieh, um das Lösegeld per Western Union an einen Mittelsmann der Erpresser in Israel zu überweisen. Doch der Erlös reicht bei Weitem nicht, um den Sohn freizukaufen. Und während seine Schwester bei Verwandten und Bekannten sammelt, auch

in der Exilgemeinschaft in Europa und den USA, reißen die Anrufe der Kidnapper nicht ab. Jedes Mal wenn sie das Telefon abnimmt, hört sie Selomons Schreie.

Seine Peiniger fesseln ihm die Füße mit schweren Ketten, die seine Haut bis auf die Knochen aufreiben. Vor einer benachbarten Kellerzelle stehen täglich Beduinen an, um Frauen zu vergewaltigen. Mit dem heißen Gummi geschmolzener Kühlerschläuche verbrennen sie ihre Brustwarzen und stoßen Eisenstangen in ihre Vaginen. Selbst wenn eine der Frauen ihren Verletzungen erliegt, lösen sie ihre Fesseln nicht. Tagelang bleiben die Überlebenden an die Toten gekettet.

Selomon hängen sie schließlich an den Händen an der Decke auf, »an einem Haken wie ein geschlachtetes Tier«. Als er vier Tage später heruntergelassen wird, sind seine Gliedmaßen abgestorben. Er wird seine Finger nie mehr spüren.

Wir fahren aus Al-Mehdia hinaus in die Wüste, in Richtung des israelischen Grenzzauns. »Die Camps sind schwer zu finden«, sagt Abdel, der Beduine, der uns seit Tagen durch die Stammesgebiete führt. »Sie werden ständig verlegt.« In jedem der einstöckigen Backsteinhäuser, die wir passieren, könnte sich genau in diesem Moment Selomons Geschichte wiederholen. »Wird irgendwo im Nahen Osten auch nur ein einziger Europäer entführt«, sagt Abdel auf dem Beifahrersitz, »dann geht ein Aufschrei durch die Medien und alle Hebel werden in Bewegung gesetzt, um die Geisel zu befreien – aber bei Tausenden von Afrikanern sieht die Welt weg und lässt sie krepieren.«

Tatsächlich sehen die Europäische Union und auch Deutschland, der drittgrößte Handelspartner Ägyptens, dem Foltern und Morden auf dem Sinai bisher weitgehend tatenlos zu. Die Bundesregierung ist laut eigener Auskunft auf eine Kleine Anfrage im Bundestag im Oktober 2012 bestens über die grausamen Verbrechen der Beduinen informiert, dennoch sprachen deutsche Politiker beim Staatsbesuch des mittlerweile gestürzten ägyptischen Präsidenten Mohammed Mursi in Berlin kürzlich lieber über Wirtschaftsabkommen, Schuldenerlass, Entwicklungshilfe und Tourismus. In Angela Merkels abschließender Presseerklärung zu Mursis Besuch erwähnte die Bundeskanzlerin den grausamen Menschenhandel auf dem Sinai mit keinem Wort.

»Die Bundesregierung muss endlich Druck auf Kairo ausüben«, fordert Annette Groth, menschenrechtspolitische Sprecherin der Fraktion Die Linke im Bundestag, die sich seit

längerer Zeit mit dem Thema befasst. »Die ägyptische Regierung muss entschieden gegen die begangenen Verbrechen vorgehen und die Schuldigen vor Gericht stellen und bestrafen.«

Darüber hinaus müsse Ägypten die internationalen Konventionen befolgen, afrikanische Flüchtlinge menschenwürdig behandeln und ihnen die Möglichkeit geben, Asyl zu beantragen. Ein Druckmittel hat die Europäische Union in der Hand: das Assoziierungsabkommen mit Ägypten. »Artikel 2 aller EU-Abkommen mit den Mittelmeeranrainerstaaten«, so Groth, »verpflichtet unsere Partner, die Menschenrechte einzuhalten.« Dies gelte auch für die Übergangsregierung, die seit dem Putsch in Kairo vom Militär eingesetzt ist.

Es ist eine bittere Ironie, dass ausgerechnet diejenigen am entschlossensten gegen die Kidnapper und Folterer vorgehen, die weltweit als Terroristen gefürchtet sind: die radikalen Islamisten. Auf dem Sinai operieren mehrere solcher militanter Gruppierungen, darunter die Tawhid wal-Jihad, die »Armee des Monotheismus und des Heiligen Krieges«, die zum Terrornetzwerk al-Qaida gehört. Für die Islamisten ist die Folter wehrloser Menschen *haram* – Sünde. Und während Europa wegsieht, halten sie sich nicht mit langen Reden auf.

»Eine Woche lang warnten sie Abu Sania per SMS, er solle die Misshandlungen beenden und auf den Pfad Gottes zurückkehren«, erzählt Abdel über einen für seine Grausamkeit berühmten Folterer vom Stamm der Ermilad. Als dieser nicht hören wollte, feuerten maskierte Männer auf den Landcruiser seines Bruders; er war sofort tot. »Die Botschaft ist klar«, sagt Abdel. »Wenn du nicht aussteigst, bist du der Nächste.« Aus Angst vor der Rage der Religionskrieger, heißt es, liefen den Bossen die Handlanger reihenweise davon.

Paradoxe geht es kaum: Die militanten Islamisten retten afrikanische Migranten vor der Folter. Weil Gott ihnen verbietet, wegzusehen, wenn wehrlose Menschen leiden. Und dann befiehlt derselbe Gott ihren radikalen Gesinnungsgenossen, sich an einem viel besuchten Ort in Tel Aviv, New York, London oder Kabul in die Luft zu sprengen.

Die Sonne nähert sich bereits dem Horizont, als wir uns auf einer Matte in der Wüste niederlassen – um Tee zu trinken mit einem Mörder. Es hat unzählige Telefonate und Abdels ganze Überredungskunst gebraucht, bis sich einer der Folterer bereit erklärte, mit

uns zu sprechen. Der massige Beduine ist um die vierzig Jahre alt, trägt eine Pumphose und pult mit den Fingern zwischen seinen nackten Zehen. Er sei vor Kurzem ausgestiegen, sagt er. Aus Angst vor den Islamisten. Ob das stimmt, ist jetzt nicht wichtig. Wir wollen wissen, was in einem Beduinen vorgeht, wenn er Afrikaner zu Tode quält.

»Nichts«, sagt er und lächelt. »Ich bekam regelmäßig mein Geld.« Der Lohn des Folterknechts: knapp 120 Euro im Monat. Der Mann lässt keinerlei Anzeichen von Mitgefühl erkennen. Stattdessen erzählt er gelassen, als spräche er über die Pfirsichernte, wie sie Frauen in Strohzäune einrollten und anzündeten; wie sie ein Baby von der Brust der Mutter rissen, es erwürgten und damit Fußball spielten; wie sie ein Erdloch mit Glut füllten, einen Metallrost darüber legten und ihre Opfer auf die glühenden Stäbe warfen.

»Afrikanisches Barbecue«, sagt der Mann und nippt an seinem Tee. »Schwarzes Fleisch.«

Wie kann ein Mensch einem anderen solche Grausamkeiten zufügen? »Unser Handwerk haben wir im Gefängnis gelernt«, sagt der Beduine, »in den Folterkammern von Mubarak.« Viele seiner Kollegen seien in den Verliesen des Regimes jahrelang selbst gefoltert worden. Mit den Methoden, die sie jetzt an ihren Geiseln erprobten. Die bestialischen Auswüchse des Menschenhandels auf dem Sinai: ein Erbe der ägyptischen Diktatur.

Selomons Martyrium dauert acht Monate. Dann hat seine Schwester das Lösegeld von 30 000 Dollar tatsächlich beisammen und kann es an den Mittelsmann der Beduinen in Israel überweisen. Inzwischen hat Selomon die Hälfte seines Körpergewichts verloren und wiegt nur noch wenig mehr als vierzig Kilo. Er kann nicht mehr stehen, kaum mehr sprechen. Am 26. Juni 2012 werfen ihn die Beduinen in der Nähe der Grenze bewusstlos in die Wüste. Andere Eritreer, die mit ihm freigelassen werden, schleppen ihn hinüber nach Israel.

»Lasst mich sterben«, fleht er im Krankenhaus in Tel Aviv die Chirurgen an. Von den gebrochenen Gelenken ab sind seine Hände tot. Die Ärzte amputieren einen Großteil. Sieben Operationen, drei Monate im Krankenhaus. Seit seiner Entlassung lebt Selomon in einem Flüchtlingsheim in Tel Aviv, nicht weit vom Levinsky-Park.

Seine Zukunft? Der junge Eritreer hofft auf eine Handtransplantation. »200 000 Dollar«, hatte Selomon bei unserem Treffen im Café leise gesagt und dabei auf seine

Stummel gestarrt; dann zählte er die Länder auf, die in dieser hoch komplizierten Chirurgie führend sind: »USA, Kanada, Dänemark, Deutschland.«

Bis zuletzt bleiben die afrikanischen Geiseln auf dem Sinai für uns unsichtbar, und während wir uns schon wieder auf dem Rückweg aus den Stammesgebieten nach Al-Arish befinden, scheint uns dies plötzlich wie eine Metapher: Weil die Welt diese Menschen nicht zu Gesicht bekommt und kaum jemand ihre Geschichte kennt, können ihre Kidnapper sie ungehindert weiter foltern.

In einem Gehöft legen wir eine letzte Rast ein. Abu, ein 15-jähriger Junge mit Milchbart und Strohalm zwischen den Zähnen, führt uns durch die Pfirsichbäumchen, die hinter einem Kastenhaus in der Wüste wachsen. Die Früchte schmecken süß, ihre Haare kitzeln an den Zähnen. Eine Schar kleiner Kinder kommt angelaufen und setzt sich zu uns in den Sand. Abu erzählt, dass er zwei Jahre vor dem Abschluss der Sekundarschule steht. Was will er einmal werden? Lehrer? Arzt? Er kenne einen, antwortet er, der seinen Abschluss als Jahrgangsbester machte: »Und trotzdem fand er nirgendwo Arbeit.«

Was also will Abu machen, wenn er mit der Schule fertig ist? »Afrikaner foltern«, sagt der Junge plötzlich. Wir steigen nicht darauf ein. Vielleicht hat er gehört, dass wir an dem Thema interessiert sind, und will uns imponieren. Aber Abu geht mit leuchtenden Augen ins Detail: »Ihnen glühende Nägel durch die Hände schlagen, sie mit kochendem Wasser übergießen« – die Kleinen kreischen vor Vergnügen – »30 000 Dollar Lösegeld kassieren und sie dann für 5000 Dollar weiterverkaufen.«

Vielleicht nur eine grausame Kinderfantasie. Doch in diesem Moment sagt sie uns mehr über die Zukunft des Nordsinai als die rosigen Versprechen von Scheich Al-Manei. Was hatte uns der Folterer auf der Matte in der Wüste noch prophezeit? »Wenn wir eines Tages keine Schwarzen mehr bekommen, holen wir unsere Geiseln eben in Kairo.«

Wir sind schon in der ägyptischen Hauptstadt angekommen – da klingelt das Handy. Auf dem Display leuchtet die Nummer auf, die uns Selomon gegeben hat, die Nummer aus dem Foltercamp auf dem Sinai. Wir holen tief Luft und nehmen das Gespräch an. Ihr Name sei Tzega, sagt die verzweifelte Stimme einer Frau auf Englisch. Sie sei 21 Jahre alt und stamme aus Eritrea. Ihr Lösegeld betrage 40 000 Dollar.

Im Hintergrund meinen wir, ein metallisches Geräusch zu hören. Plötzlich stößt Tzega einen markerschütternden Schrei aus. »Ich blute! Ich blute!«, ruft sie immerzu ins Telefon. »Helft mir! Mein Gott, sie schneiden mir die Finger ab!« Dann wird die Verbindung gekappt.

## Der Mörder als Pfleger

*Was passiert mit dementen Häftlingen? Ein amerikanisches Gefängnis geht neue Wege.*

Von Claas Relotius, Reportagen, Nr. 9, März 2013

Es begann schleichend. Die anderen merkten es erst gar nicht, er selbst vielleicht am allerwenigsten, und eines Tages schien er ein anderer Mensch zu sein. Zuerst legte er beim Pokern ab und an so seltsame Blätter oder machte beim Schachspiel so anfängerhafte Fehler, als folge er seinen ganz eigenen Regeln. Dann stellte er immer häufiger dieselben Fragen, nur um die Antworten darauf manchmal schon Augenblicke später wieder zu vergessen. Eines Abends kippte er im Speisesaal die Milch über sein Essen und bemerkte lächelnd, es sei allerhöchste Zeit, die Blumen nun endlich zu giessen. Und irgendwann wollten ihn die anderen Häftlinge sogar dabei beobachtet haben, wie er im Duschaum auf einem Stück Seife kaute, anstatt sich damit zu waschen.

Mittlerweile glaubt Ronald Montgomery, den alle nur siezen und Mr. Montgomery nennen, weil er selbst seinen eigenen Vornamen vergessen hat, in einem riesigen Vergnügungspark zu leben. Und nicht in der berühmten California Men's Colony, diesem von nichts als Bergen und Brachland umgebenen Hochsicherheitsknast nahe der kalifornischen Kleinstadt San Luis Obispo, in dem er, 74 Jahre alt, seit vier Jahrzehnten als einer der schlimmsten Gewaltverbrecher der Vereinigten Staaten von Amerika einsitzt.

Die kargen, schmalen Zellen hier sind für ihn bloss Warteräume, die finsternen, nach Linoleum riechenden Gefängnisflure erscheinen ihm wie ein unterirdisches Tunnellabyrinth, und Wärtern begegnet er meistens wie strengen Sicherheitsleuten, denen man ab und an ein Ticket vorzeigen muss. All das ergibt Sinn in seiner Welt. Nur die Karussells und Achterbahnen findet Montgomery nie. Dann wird er unruhig und weint und schreit so lange, bis die Männer in den dunkelgelben Hemden kommen, ihn wie einen kleinen Jungen in den Arm nehmen, ihm behutsam über den Rücken streichen und ihn beruhigen. Montgomery ist verrückt, sagen die anderen Häftlinge, und die meisten schütteln den Kopf oder lachen

hämisch, wenn sie auf dem Weg in den Gefängnishof der Reihe nach in Handschellen an seiner Zelle vorbeimarschieren und dabei einen kurzen Blick auf den dürren Mann mit den schlohweissen Haaren werfen, der mit leerem Blick auf seiner Pritsche sitzt und wie besessen auf den ausgeschalteten Fernseher starrt.

Aber er ist nicht verrückt, er ist krank. Montgomery hat Alzheimer. Er ist einer von rund 160 000 Schwerverbrechern, die in US-amerikanischen Gefängnissen eine lebenslange Freiheitsstrafe verbüssen. Und er ist einer der jährlich mehr werdenden Langzeithäftlinge, die hinter Gittern an Formen der Altersdemenz leiden.

Etwa 5000 dieser Fälle sind mittlerweile bekannt. Vor zehn Jahren noch waren es nicht einmal halb so viele. Doch die Überalterung der Gesellschaft macht auch vor meterhohen Gefängnismauern nicht halt. Seit 1998 hat sich die Zahl der über 60-Jährigen in US-amerikanischen Haftanstalten mehr als verdoppelt, und so häufen sich längst auch die Demenzerkrankungen. Nur wie man mit so vielen Pflegebedürftigen hinter Gittern umgehen soll, das weiss man in den meisten Gefängnissen bis heute nicht.

Unter den Wärtern der California Men's Colony gibt es nicht wenige, die glauben, Montgomery wäre schon längst tot, wenn sich nicht ausgerechnet der verurteilte Doppelmörder Lazard Pretorius um ihn kümmerte. Die einen sagen, er wäre verdurstet, weil er vergessen hätte zu trinken. Die anderen behaupten, er hätte sich wundgelegen, weil er vergessen hätte aufzustehen. Die meisten sind der Meinung, er wäre «einfach irgendwann unter die Räder gekommen».

Ein kranker Mann wie Montgomery, der morgens nicht mehr weiss, welcher Schuh an welchen seiner Füsse gehört, ist im harten Knastalltag ein leichtes Opfer. Schon oft hatten ihn andere Häftlinge um sein Essen betrogen, indem sie ihm einen Tausch vorschlugen und ihm im Gegenzug für eine Mahlzeit ein Bündel Geldscheine in die Hand drückten. Geldscheine, die nichts weiter waren als gebrauchte Papiertaschentücher. An anderen Tagen sorgte Montgomery selbst für Ärger, weil er manchmal, während des Hofgangs, einfach in die Zellen anderer Insassen wanderte und seine Hose herunterzog, um sich dort zu erleichtern. Es gab Häftlinge, die ihm dann an die Gurgel gingen oder ihn verprügelten, und es gab auch solche, denen das nicht ungelegen kam, die ihn in solchen Momenten gewaltsam vornüberbeugten und sich dann an ihm vergingen. Nur selten bekamen die

Wärter etwas von alldem mit. Die Ärzte aber bemerkten es an Montgomerys Verletzungen. Und daran, wie er körperlich immer weniger wurde.

Lazard Pretorius, ein Hüne an Kraft und Gewicht, weiss, wie gefährlich Schwäche im Knast sein kann. Der 51-Jährige verbringt bereits die längste Zeit seines Lebens in diesem Gefängnis, und es wäre nicht falsch, zu sagen, dass jene kühle Welt hinter kalkweissen Mauern mittlerweile so etwas wie sein Zuhause ist. Jeder in der California Men's Colony kennt ihn, den bulligen, dunkelhäutigen Kerl, der eine tätowierte Träne unter seinem linken Augen trägt, der kaum einmal lacht und der immer ein wenig ernster guckt als all die anderen.

Als Pretorius mit gerade einmal 20 Jahren ins Gefängnis kam, dem elektrischen Stuhl nur aufgrund seines Alters entkommen, nannten sie ihn schnell Ali, angelehnt an Mohammed Ali, die berühmte, ebenso kräftige und oft genauso grimmig dreinblickende Boxlegende. Heute sagen die meisten Gold Coat zu ihm. Gold Coat, Goldjacke, Pretorius hat diesen Namen dem dunkelgelben Hemd zu verdanken, das er trägt, um sich von den anderen Insassen in den hellblauen Sträflingsuniformen zu unterscheiden. Weil er mehr ist als nur ein Häftling, nämlich auch das: Betreuer, Beschützer, Windelwechsler und Zuhörer.

Seit zwei Jahren setzt die California Men's Colony verurteilte Schwerverbrecher wie ihn zur Pflege dementer Insassen ein. Pretorius ist Teil eines weltweit einzigartigen Experiments. Eines Experiments, das Befürworter für revolutionär und Kritiker für mindestens genauso gefährlich halten. Doch es ist eines, auf das heute sämtliche Justizanstalten der USA schauen, weil es den Weg aus ihrem grössten Dilemma ebnen könnte.

Denn Demenzkranke im Knast zu betreuen, ist nicht nur personalaufwändig, es ist auch teuer. Jeder gesunde Häftling kostet den Staat rund 8000 Dollar im Jahr, jeder pflegebedürftige bis zu zehnmal so viel. Aber während ständig neue Patienten hinzukommen, sind die Kassen der meisten Haftanstalten bereits heute leer. Und die Männer in normale Pflegeeinrichtungen zu überweisen, ist auch keine Lösung. Zu gefährlich, heisst es. Die wenigsten Heime der USA sind bereit, verurteilte Schwerverbrecher oder gar Killer bei sich aufzunehmen, selbst dann nicht, wenn diese dement sind und sich nun so hilflos wie Kleinkinder gebärden.

Als der California Men's Colony die Gelder ausgingen, verfielen die Ärzte der Anstalt aus der Not heraus auf eine Idee, die vielleicht genauso einzigartig wie eigentlich doch naheliegend war: Um demente Insassen nicht komplett sich selbst zu überlassen, bildeten sie mit deren Häftlingsgenossen einfach jene Männer zu Pflegern aus, die sowieso rund um die Uhr bei den Erkrankten waren.

Männer wie Lewis Craston, der vor 26 Jahren in San Diego drei Kinder entführt hatte und diese monatelang in einer Waldhütte gefangen hielt, um eine Bankiersfamilie zu erpressen. Männer wie Ricardo Estevez, der als Drogenboss für seine Geschäfte entlang der mexikanischen Grenze über mindestens fünf Leichen gegangen war. Und auch Männer wie Lazard Pretorius, der eines Tages zwei Menschen erschossen hatte und zum Mörder geworden war.

Sie, die Gold Coats, elf sind es insgesamt, kümmern sich seither nur um die schwersten Fälle wie etwa den alten Mr. Montgomery, den die Anstaltsleitung aus einem anderen Flügel direkt neben Pretorius verlegt hat, damit dieser so oft wie möglich ein Auge auf ihn hat. Pretorius verfügt dafür sogar über den Schlüssel zu seiner eigenen Zelle, aus der er jederzeit herauskann, wenn Montgomery nebenan wieder einmal um Hilfe schreit oder, viel alarmierender, wenn er es wieder einmal viel zu lange nicht tut.

«Wer sich nicht mehr an seinen eigenen Namen erinnert, der vergisst irgendwann auch, zu scheissen oder zu atmen», so drückt Pretorius die leise Ahnung aus, die ihn in jenen Momenten beschleicht, da von nebenan plötzlich kein Gelächter und kein Geschrei und kein wirres Gerede mehr zu hören ist. Erst vor kurzem war es, da schloss er die Zelle auf, um nach dem Rechten zu sehen, und sah, wie der Alte dabei war, das Wasser aus dem Klo zu trinken.

An manchen Tagen sieht Montgomery im Spiegelbild des gleichen Wassers seinen eigenen Bruder, greift mit beiden Armen nach ihm und schreit um Hilfe, weil er ihn einfach nicht aus diesem Ding herausziehen kann. An anderen wartet er in seiner Zelle von frühmorgens bis spätabends auf seine längst verstorbene Mutter, verweigert gar das Essen aus Angst, sie zu verpassen. Pretorius ist dann derjenige, der zu ihm geht

und sagt, seine Mutter werde sich sicher freuen, wenn er schon gegessen habe, bevor sie komme. «Glaubst du wirklich?», fragt Montgomery

dann immer.

Pretorius, der nie zuvor mit einem Alzheimerkranken zu tun hatte und der in seinen 29 Jahren hinter Gittern allenfalls Verantwortung für sich selbst übernahm, hat es sich zur Regel gemacht, den Alten wie ein Kleinkind zu betrachten. Ein Kleinkind, das man vor sich selbst schützen muss, vor anderen Insassen und auch vor den strammen Gefängnisregeln, die genauso für demente Häftlinge gelten: sechs Uhr dreissig Morgenzählung, sechzehn Uhr Abendzählung, antreten zum Hofgang, Schlange stehen vor Sicherheitsschleusen, in der Reihe stehen, in der Reihe marschieren. Das Wichtigste dabei: ja niemals auffällig werden, ja niemals die Nerven verlieren. Es ist eine mechanistische Ordnung, in der individuelle Befindlichkeiten genauso wenig wie Krankheiten ihren Platz haben, und doch: Wie soll sich einer an Regeln und Grenzen halten, dessen Verstand schon lange keine Regeln und Grenzen mehr kennt?

«Die Ärzte meinten: Um Mr. Montgomery irgendwie hier durchzubekommen, muss ich ab jetzt sein Verstand sein», erklärte Pretorius, als er vor ein paar Tagen dessen Zelle aufschloss, um den verwirrten alten Mann zum Duschen abzuholen. Es war ein Mittwochvormittag, Reinigungstag im Knast, die Häftlinge aus dem Zellentrakt G4, allesamt Vergewaltiger und Mörder, waren an der Reihe. Auch Pretorius und Montgomery gehörten dazu. Gemeinsam mit dreissig anderen nur mit Handtüchern bekleideten Männern, jungen und alten, schwarzen und weissen, kräftigen und dünnen, marschierten sie schweigend zum Waschraum. Ein eingespieltes Ritual, jede Woche das Gleiche, für die meisten von ihnen schon seit Jahrzehnten: Links neben dem Eingang standen zwei metallene Schiebewagen. Auf dem einem legten sie nacheinander ihre Handtücher ab, sodass sie diese später in der selben Reihenfolge wiederfinden konnten. Von dem anderen griff sich jeder ein fingerbreites Stück Seife. Dann ging es zu den Duschen.

Die Waschräume im Knast haben keine Fenster, der Wasserdampf sammelte sich unter der Decke, stand wie dichter Nebel in der Luft, man sah kaum die Hand vor den Augen. Das Reinigen musste trotzdem schnell gehen, fünf Minuten hatte jeder Zeit, mehr nicht. In der Tür standen drei Wärter und achteten wie immer darauf, dass es keine Sekunde länger dauerte.

Jeder wusste das, nur Montgomery nicht. So hilflos, wie er urplötzlich umherblickte, schien er nicht einmal zu wissen, was er in dem grossen, feuchten Raum mit den schimmlichen Kacheln eigentlich sollte. Er musste es auf dem Weg dahin vergessen haben. Pretorius nahm ihn an die Hand und zog ihn mit der Vorsicht eines Vaters, der seinem kleinen Jungen das Wasserbaden beibringen will, zu sich unter den Duschstrahl. «Jetzt machen wir uns hier sauber, Mr. Montgomery, Sie kennen das doch.» Montgomery kannte es, aber er erinnerte sich nicht mehr. Das Wasser machte dem alten Mann Angst. Er wich zurück, jammerte, schlug um sich, schrie um Hilfe. Die Wärter reagierten nicht, dumpfe Kommandos wären zwecklos gewesen, der Alte hätte sie doch nicht verstanden. Der Einzige, der reagierte, war Pretorius. Er fing einfach an zu singen, erst ganz leise, dann immer lauter:

Bye bye love, bye bye happiness

Hello loneliness I think I'm gonna cry

Bye bye love bye bye sweet caress

hello emptiness I feel like I could die

Pretorius, der verurteilte Killer, schien jetzt für einen Augenblick beides zu sein: der Vater, der seinen Jungen mit dem Wasser vertraut macht, und gleichzeitig die Mutter, die ihrem Kleinkind vorsingt, damit es aufhört zu weinen. Die anderen Häftlinge drehten sich um und einige lachten, es lag eine Mischung aus Verwunderung und Verachtung in ihrem Blick, aber Pretorius liess sich nicht davon beirren.

There goes my baby with someone new

She sure looks happy I sure am blue

She was my baby till he sepped in

Goodbye to romance that might have been

Sein tiefe, raue, manchmal krächzende Stimme war nicht gerade engelsgleich, aber sie erfüllte ihren Zweck: Der Alte beruhigte sich und summte nun selbst unbeholfen mit, während ihm das heisse Wasser über den Kopf plätscherte und Pretorius, der immer weitersang, ihm jetzt ohne jegliche Gegenwehr mit einem Schwamm den hageren Rücken schrubben konnte. Schon zwei Strophen genügten, damit Montgomery sich ganz in der

Melodie verlor und Pretorius so begeistert auf den Mund schaute, als freute er sich über jedes einzelne Wort, das daraus hervorkam.

Bye bye my love goodbye

Bye bye my love goodbye

Es gehe um Schlüssel, sagte Pretorius später, nachdem er Montgomery wieder in seine Zelle begleitet, ihn angezogen, ins Bett gebracht und ein weiteres Mal für ihn gesungen hatte. Biografische Schlüssel. Es könne ein Geruch, eine Foto oder eben eine Melodie sein. «Etwas, das er sein Leben lang geliebt hat und das eine positive Erinnerung in ihm auslöst, damit er in solchen Momenten runterkommt.» Ein kurzes, fast unscheinbares Lächeln zog über Pretorius' sonst so ernstes, meist in tiefe Falten gelegtes Gesicht, als er das sagte, und wie immer schaute er einem dabei kaum in die Augen, sondern unsicher zu Boden. Die Tatsache aber, dass er um Montgomerys Lieblingssong wusste und dass er noch dazu erklären konnte, welche Wirkung dieser Song haben könne, schien ihn für einen Moment mit so etwas wie Stolz zu erfüllen.

Bis Montgomery krank wurde, hatten die beiden beinahe 30 Jahre in demselben Gefängnis verbracht, ohne je ein Wort miteinander zu sprechen. Mittlerweile, nach 16 Monaten als sein Pfleger und Betreuer, als sein engster und einziger Bezugsmensch, weiss Pretorius so ziemlich alles über den Mann, den ein kalifornisches Gericht vor fast vierzig Jahren zu lebenslanger Haft verurteilte, weil er seine eigene Ehefrau erwürgt und anschliessend mit einer baumarktüblichen Holzsäge in sieben Teile zerlegt hatte.

Pretorius weiss, wie Montgomery am besten einschlafen kann; nicht auf dem Bauch, sondern mit dem Rücken zur Wand. Er weiss, in welcher Reihenfolge Montgomery gerne sein Essen zu sich nimmt; immer nur einen Bissen, dann wieder einen Schluck Milch. Er weiss, dass es Montgomery beruhigt, wenn er einen Fernseher anschauen kann, ganz egal, ob dieser eingeschaltet ist oder nicht. Er weiss, dass es ihn verrückt macht, wenn jemand ihn unangekündigt am Kopf oder an den Füßen berührt. Und er weiss, dass Montgomery über alles den Song «Bye bye Love» der Everly Brothers liebt, weil sich immer ein breites Grinsen über sein Gesicht legt, wenn dieser im Radio läuft.

Dass biografische Schlüssel, ein Begriff aus der Pflegewissenschaft, hilfreiche Mittel sein können, um zu Demenzkranken durchzudringen, das ist etwas, was Pretorius gelernt

hat, noch bevor er den Job als Gold Coat antrat. Es stand in den 140-seitigen Unterlagen, welche die Ärzte ihm gegeben hatten, um ihn für seine neue Aufgabe zu schulen. Pretorius musste sich durch diese durcharbeiten, vier Monate lang lesen, üben, auswendig lernen. Am Ende standen die gleichen theoretischen und praktischen Prüfungen auf dem Programm, welche auch normale Krankenpfleger während ihrer Ausbildung zu bestehen haben. Andere Insassen, die keine Sexualstraftaten begangen hatten, sich im Gefängnisalltag als zuverlässig bewährt hatten und seit mindestens zehn Jahren eine blütenweisse Vollzugsakte vorweisen konnten, durften ebenfalls daran teilnehmen.

Doch die wenigsten, nur etwa ein Dutzend, erreichten in den Tests genügend Punkte, um als Pflegekräfte in Betracht zu kommen. Pretorius aber schloss alle Prüfungen als Bester ab. An seiner Lernbereitschaft und an seinem Intellekt hatten die Ärzte ohnehin keinen Zweifel. Nur ob sie ausgerechnet ihm, der schon zwei Menschenleben auf dem Gewissen hatte, noch ein weiteres anvertrauen sollten, da waren sie sich nicht so sicher.

Pretorius war gerade volljährig geworden, als er einen Jungen und ein Mädchen, ein gleichaltriges Liebespaar, brutal erschoss. Zweiundzwanzig Mal feuerte er auf sie, in Brust, Beine, Arme, allein zehn Mal in die Köpfe der Opfer, so lange, bis nichts mehr von ihren Gesichtern übrig blieb. Eine Motiv hatte er nicht, er soll das Paar nicht einmal gekannt haben. Vielleicht war es Wut, vielleicht war es einfach nur die eigene Leere.

Pretorius wuchs in Compton südlich von Los Angeles auf. Damals wie heute ein ebenso berüchtigter wie verlorener Ort. Wer in Compton lebt, wird im Schnitt nur gerade 25 Jahre alt, nirgendwo sonst in den USA wird so viel gemordet. In den achtziger Jahren war es nicht anders, schon damals hatten dort vor allem Dealer und Drogenbanden das Sagen. Pretorius war einer der wenigen schwarzen Jungs der Stadt, die nicht in einer Gang waren. Er wollte etwas aus sich machen, ging regelmässig zur Schule, machte schon mit 17 seinen Highschool-Abschluss. Der Bruch in seinem Leben kam eines Tages beim Besuch eines Supermarktes, als seine beiden Eltern, der Busfahrer Sidney und die einfache Büroangestellte Gloria, während eines Raubüberfalls von zwei maskierten Jugendlichen vor seinen Augen mit einer Pistole hingerichtet wurden.

Man muss all dies nachlesen, es steht in seiner Akte. Pretorius würde nicht von sich aus davon erzählen. Er will es nicht als Erklärung nehmen. Nicht dafür, dass er vom College

flog und sein Leben ausser Kontrolle geriet. Und erst recht nicht dafür, dass er drei Jahre später selbst zum Mörder wurde.

«Viele Menschen verlieren ihre Eltern», sagt Pretorius. «Aber wie viele von ihnen würden deshalb selbst andere Menschen töten?» Pretorius wurde am 24. April 1983 des doppelten Mordes schuldig gesprochen. Zweimal lebenslänglich, lautete das Urteil. Die Geschworenen des Bezirksgerichts von Los Angeles-Inglewood bezeichneten seine Tat als kaltblütig. So kaltblütig, dass er nie wieder ein freier Mann sein sollte. 29 Jahre und zwei Wochen später, es war ein Samstag, drei Tage vor seinem 50. Geburtstag, Pretorius hat es sich in einem kleinen Buch genau notiert, öffneten zwei Wärter seine Zellentür, und Gefängnisleiter Lieutenant Jack Spears, ein grossgewachsener Mann in breitschultriger Militäruniform, sowie Dr. Cheryl Steed, die zierliche, auffallend rothaarige Chefspsychologin der Anstalt, traten ein. Sie waren gekommen, um Pretorius, der nie wieder eine Gefahr für andere Menschen werden sollte, um Hilfe für einen anderen Menschen zu bitten. Es ging um Montgomery. Dr. Steed, an deren überraschend kräftigen Händedruck sich Pretorius noch heute erinnert – es war das erste und einzige Mal, dass ihm jemand vom Anstaltspersonal die Hand gab – sprach viel von Vertrauen, und sie sprach auch von einer Chance. Von der Chance, sich zu bewähren. Nicht für die Akten, nicht als Gefangener, der eines Tages freikommen könnte. Nur vor sich selbst. In der Gefängnis-Therapie hatte Pretorius einen reflektierten und aufgeräumten Eindruck hinterlassen, immer wieder von Reue gesprochen. Vielleicht haben Steed und der Gefängnisleiter ihm geglaubt. Vielleicht hatten sie aber auch einfach keine andere Wahl, wollten sie einen Häftling wie Montgomery nicht dem gleichen Elend überlassen, das Demenzkranke ihrer sicheren Vermutung nach in anderen Haftanstalten ereilt.

Ein Sprecher der Justizverwaltung von Wisconsin verstieg sich vor einigen Monaten im amerikanischen Fernsehen zu der Aussage, in seinem Gliedstaat gebe es keine dementen und somit pflegebedürftigen Häftlinge. Als sei die Krankheit ein regionales Phänomen. Auch in Colorada, Arizona, New Mexico und einem Dutzend weiteren Gliedstaaten ist die Zahl dementer Insassen im Vergleich zur Gesamtbevölkerung auffallend gering. Und das, obwohl die meisten Straftäter mit Vorerkrankungen wie Schädeltraumata, Depressionen oder HIV zur absoluten Risikogruppe gehören.

Für Steed, die Psychologin, ist die Sache klar: Weil demente Häftlinge trotz überfüllten Gefängnissen bis heute nur in den seltensten Fällen begnadigt würden, seien jene Haftanstalten, die sich keine Pflege mehr leisten könnten, gezwungen, ihre Erkrankten zu ignorieren, sie totzuschweigen. Und zwar buchstäblich. Steeds Büro ist ein karger Raum im zweiten Stock des Verwaltungstrakts der California Men's Colony, nur hundert Meter Luftlinie von den Zellenflügeln entfernt. Durch das doppelt verglaste Fenster fällt der Blick auf den mit Gras bewachsenen Innenhof des Gefängnisses, wo gegen Mittag Hunderte Häftlinge in der Sonne liegen, in kleinen Gruppen spazieren gehen oder Gewichte stemmen. In den gesamten USA leiden heute 5,5 Millionen Menschen an Demenz, bis 2040 werden es laut Experten doppelt so viele sein, und in Gefängnissen wie der California Men's Colony, wo Häftlinge über Jahrzehnte kaum geistig beansprucht werden, dürfte sich die Zahl der Erkrankten gar verdreifachen. Steed kennt diese Zahlen, sie schaut nach draussen und scheint für einen Moment innezuhalten. Dann sagt sie: «Die meisten Männer sollten eigentlich gar nicht mehr hier sein.» Dass es mittlerweile unmöglich sei, alle Häftlinge zu versorgen, habe vor allem damit zu tun, dass die obersten Gerichte in den siebziger und achtziger Jahren auch lebenslange Freiheitsstrafen für nichtgewaltsame Verbrechen vergeben hätten. «Straftäter sollten in der Zelle darben, bis sie starben, Hauptsache, die Gesellschaft schien geschützt.» Nur dass sich das Justizsystem damit eines Tages auch die Betreuung zahlloser alterskranker Menschen aufhalsen würde, das habe damals keiner bedacht. Auch die elf Gold Coats der California Men's Colony erscheinen dagegen bis jetzt wie ein Tropfen auf den heissen Stein, das weiss Steed, aber sie nennt es einen Anfang. Gemeinsam mit den Ärzten hat sie das Programm entwickelt. Häftlinge, die andere Häftlinge versorgen, die Ausbildung zu professionellen Pflegern, sogar die gelben Sträflingsjacken, all das war einmal ihre Idee. Eine Idee, derentwegen schon zwei Dutzend Justizvertreter anderer Gliedstaaten die Anstalt besuchten, um sich selbst ein Bild zu machen, und jedes Mal ging es dabei vor allem um eine Frage. Die Frage, ob man so kaltblütigen Gewaltverbrechern wie Pretorius wirklich vertrauen könne.

Bisher, antwortet Steed darauf dann immer, habe sie keiner der Männer enttäuscht. Aber man dürfe sich nichts vormachen, nicht ein Häftling sei ohne Grund hier eingesperrt, und doch: Das Programm hilft nicht nur den Kranken, es soll auch den Pflegenden helfen.

Zehn Tage zuvor hatte Pretorius wieder einmal Montgomerys vollgepisste Zelle geputzt. Der beissende Gestank schlug einem bereits auf dem Gefängnisflur entgegen. Als Pretorius die Tür öffnete, um nach dem Rechten zu sehen, stand Montgomery mit beiden Beinen in seinem eigenen Urin und starrte auf den Fernseher, der wie immer ausgeschaltet war.

«Scheisse, Mr. Montgomery, was für eine Sauerei!»

Der Alte drehte sich um und fragte, ob es schon Essen gebe.

«Essen? Nein, jetzt müssen wir erst mal hier sauber machen», sagte Pretorius, schob Montgomery beiseite, hob ihn mit der nassen Hose auf die Pritsche und versuchte, seinen Ärger irgendwie hinunterzuschlucken.

«Das war nicht gut, Mr. Montgomery. Jetzt müssen wir hier alles wieder ausräumen.»

Montgomery schien nichts davon zu verstehen. Er kratzte sich nur an der Stirn, beugte seinen Kopf leicht zur Seite, starrte ihn mit grossen Augen an. Unmöglich zu sagen, ob Angst oder Begeisterung in seinem Blick lag, während Pretorius längst dabei war, mit Papiertüchern den Boden zu wischen.

Nachdem er die gesamte Zelle ausgeräumt, den Boden zweimal mit heissem Wasser und reichlich Kernseife geschrubbt und anschliessend wieder alles so sorgsam eingeräumt hatte, dass Montgomery seine geliebten Zinnfiguren problemlos auf dem kleinen Beistelltisch neben seinem Bett wiederfinden konnte, atmete er tief durch, beugte sich zu Montgomery hinunter und deutete mit dem Finger auf den roten Pfeil, den er eines Tages für den Alten an die Wand gemalt hatte.

«Sehen Sie diesen Pfeil, der genau auf die Toilette darunter zeigt? Das bedeutet, dass das die Toilette ist, okay? Wenn Sie scheissen oder pissen müssen, dann versuchen Sie bitte, das auf der Toilette zu machen und nicht hier irgendwo im Raum. Nicht hier im Raum, okay? Das wissen Sie doch.» Montgomery nickte.

Vor zwei Jahren noch hätte Pretorius sich nicht vorstellen können, einem anderen Mann die Fussnägel zu schneiden oder die Zähne zu putzen. Im Leben hätte er nicht daran gedacht, fremden Urin vom Boden aufzuwischen. Wer als Gold Coat arbeitet, verdient 50 Dollar im Monat, 10 Dollar mehr als in der Wäscherei oder in der Küche, aber das war, so

sagt er, nie der Grund für ihn, diesen Job zu machen. An seiner eigenen kahlen Zellenwand steht ein zweizeiliges Zitat von Hermann Hesse. Wir verlangen, das Leben müsse einen Sinn haben – aber es hat nur ganz genau so viel Sinn, als wir selber ihm zu geben imstande sind. Pretorius hat diesen Satz vor etwa zwei Jahren mit orangefarbener Kreide und in grossen Buchstaben an die Wand geschrieben. Er schaut heute jeden Morgen darauf, wenn er das gelbe, verwaschene Hemd mit dem blaubestickten Kürzel GC von den Wärtern entgegennimmt, es wie eine kostbare Gabe auseinanderfaltet und dann vorsichtig erst über den Kopf und dann über die Arme streift.

Sinn, das ist ein grosses Wort hier im Knast. Die meisten reden darüber, aber die wenigsten finden ihn. Pretorius weiss, dass es für ihn keine Chance auf Begnadigung gibt, keine Hoffnung mehr, eines Tages ausserhalb der kalkweissen, mit meterhohem Stacheldraht überzogenen Gefängnismauern, welche seit einer Ewigkeit seinen Horizont bedeuten, zu sterben. Welchen Sinn also hat ein Leben in einer eingemauerten Welt, in der ein Tag dem anderen gleicht und in der einem nichts anderes übrig bleibt, als auf sein eigenes Ende hin zu funktionieren?

Vor einigen Wochen liess Psychologin Steed Papierblätter in den Zellen verteilen, auf welche die Gold Coats schreiben sollten, warum sie als Pfleger arbeiten. Craston, jener Mann, der wegen Kindesentführung und Erpressung im Knast sitzt, teilte der Ärztin mit, es sei gut, eine echte Aufgabe zu haben, und dass er hoffe, die gleiche Hilfe zu bekommen, falls er selbst eines Tages erkranken sollte. Estevez, der frühere Drogenhändler, notierte, er könne durch die Arbeit manchmal die eigene Schuld vergessen und habe zum ersten Mal in seinem Leben das Gefühl, wirklich gebraucht zu werden.

Pretorius schrieb nur das: «Danke, dass ich mich wieder als Mensch fühlen darf.»

## Verdammt, wo bin ich?

*Peter Neururer, ein Mitglied im Heer arbeitsloser Fußballtrainer, will mit aller Gewalt auf den Platz zurück. Er führt den Kampf seines Lebens: um Anerkennung, Aufmerksamkeit und einen Rest von Macht.*

Von Stefan Willeke, DER SPIEGEL, 25.02.2013

An einem Donnerstagnachmittag um kurz nach vier sitzt Peter Neururer im Vereinsheim seines Golfclubs in Gelsenkirchen-Resser Mark und beschimpft sein Handy. Er sagt: "Du verfluchtes Ding." Das Ding hat sich gerade etwas Ungeheuerliches erlaubt und die Datei mit den Kontakten verschluckt, alle 1119 Namen, und wenn es aus dem Leben eines arbeitslosen Fußballtrainers einen Fluchtweg gibt, dann sind es dessen Kontakte.

Aus weitaufgerissenen Augen starrt Neururer auf sein Handy und droht, es zu zerschmettern, als die Kellnerin mit einem vollen Tablett den Raum betritt. Während sie die anderen Golfspieler bedient, die sich an diesem frostigen Tag im November vergangenen Jahres im Clubhaus aufwärmen, ruft Neururer ihr zu: "Scheiße, Uschi! Es ist alles scheiße hier." Das Handy sei ganz neu, sagt Neururer, er habe es ein paar Tage zuvor als Dank für seinen Auftritt in einer Buchhandlung bekommen.

Eine eigenwillige Veranstaltung muss das gewesen sein. Rief man ihn auf seinem Handy an, das in der Buchhandlung noch sein altes war, ging er nach zwei Sekunden ran und sagte: "Ich kann jetzt nicht. Ich bin in einer Lesung." In welcher Lesung, Herr Neururer? "In meiner eigenen. Wenn die zu Ende ist, rufe ich zurück." Wenige Minuten später rief er an und fragte gehetzt: "Was gibt's?" Er klang wie ein Mann, der noch viel zu erledigen hat.

Peter Neururer hat in der Buchhandlung seine Biografie vorgestellt. Mit dem Buch hat er den Kampf seines Lebens begonnen, um Anerkennung, Aufmerksamkeit, einen Rest von Macht. Peter Neururer ist 57 Jahre alt, im April wird er 58. Das ist nicht alt, nicht einmal für einen Fußballtrainer, aber ein passendes Alter, um darüber nachzudenken, was noch kommen kann. Er trainierte Rot-Weiß Essen, Schalke 04, Hertha BSC, Hannover 96, den

VfL Bochum. 13 Bundesliga-Vereine in 22 Jahren, 560 Pflichtspiele, eine eindrucksvolle Bilanz. Er hat viel Geld verdient, darum geht es nicht mehr.

Im Oktober 2009 wurde er zuletzt entlassen, seitdem hofft er auf einen Job. Mehr als drei Jahre geht das schon so, in den Kategorien des Fußballgeschäfts eine Unendlichkeit. Deswegen hat er sich selbst ein Ultimatum gesetzt und es in Interviews angekündigt: Sollte er bis zum Ende dieser Fußballsaison keinen Job als Cheftrainer oder Sportdirektor bekommen, wird er aufhören. Er hat sich ein Verfallsdatum verpasst. Die Wette, die er der Welt angeboten hat, lautet: Wetten, dass mich noch jemand braucht.

Trainer verschwinden oft leise. Friedhelm Funkel, Frank Pagelsdorf, Christoph Daum, Michael Skibbe, Bernd Schuster, die Liste lässt sich endlos verlängern. Manche der Ehemaligen setzen sich ins Ausland ab, kehren fast unbemerkt zurück, werden stumm. Peter Neururer erträgt die Lautlosigkeit nicht, weil sich in ihr die Wehrlosigkeit ausdrückt, die Schicksalsergebenheit. "Schweigen ist feige", das ist sein Satz.

Einige seiner Kollegen halten ihn für ein Großmaul, seit er vor Jahren sagte: "Wenn wir ein Quiz machen würden unter allen Trainern in Deutschland, wer am meisten Ahnung hat von Trainingslehre, Psychologie, und der Trainer mit den besten Ergebnissen kriegt den besten Club - dann bin ich bald bei Real Madrid." Über seine Zeit als Fußballspieler, der es nur in die Oberliga brachte, sagte er: "Ich habe mich warmgemacht wie Diego Maradona - und gespielt habe ich nachher wie Katsche Schwarzenbeck."

Man könnte die Geschichte des Peter Neururer als eine Abfolge von Anekdoten erzählen, weil er in seinem Leben so viele Pointen geliefert hat. Aber die Zeit der Pointen ist abgelaufen. Es geht jetzt darum, ob er sich retten kann, weil man ihn noch für einen Retter hält.

Peter Neururer ist der Trainer, den man holte, wenn es brannte. Deswegen nennt man ihn einen Feuerwehrmann. Er löschte die Flammen und fuhr davon. Manchmal wurde er fortgejagt, meist, wenn sich der Brandherd neu entzündete. Fragt man ihn, was er von der Bezeichnung "Feuerwehrmann" hält, dann antwortet er: Nach dem 11. September seien die Feuerwehrleute in New York die Helden gewesen. Er sitzt da sehr ernst an seinem Holztisch im Clubhaus, tippt auf seinem Handy herum, ein paar Dateien kehren zurück. Neururer geht

seine Kontakte durch. Franz Beckenbauer, Felix Magath, Rudi Völler. Dann schaut sich Neururer die Liste der entgangenen Anrufe an, fragt: "Was wollte denn Udo Lattek?"

Früher musste Neururer zu Hause sitzen, sobald die Zeit des Wartens begann, jetzt hat er sein Handy. Es ist ein wertvoller Begleiter, weil es die Fessel ans Wohnzimmer löst. Es verrät dem Anrufer nichts darüber, wie beschäftigt der Angerufene ist. Aber es ist auch ein brutales Instrument. Früher konnte Neururer sich einreden, dass er bestimmt einen Anruf verpasst habe, nachdem er das Haus verlassen hatte. Jetzt ist der Selbstbetrug unterbunden.

Peter Neururer bezeichnet sich selbst als einen "Trainer außer Dienst", einen "Trainer, der im Moment ohne Anstellung ist", oder: "noch nicht wieder im Amt". Er hat so viele Umschreibungen für Arbeitslosigkeit gefunden wie andere Menschen für Arbeit. Können Sie sich überhaupt bewerben, geht das, Herr Neururer? Er lacht laut auf. "Ich? Mich bewerben?" Unmöglich, sagt er und denkt nach. "Ich muss gefunden werden."

Dann ruft einer mit einer spanischen Vorwahl bei ihm an, das könnte etwas bedeuten. Aber es ist nur jemand aus dem Robinson-Club Mallorca, der Neururer daran erinnert, dass er am Abend den Hotelgästen telefonisch zugeschaltet wird, weil er ein Fußballspiel kommentieren soll.

Acht Tage später schließt Peter Neururer die Tür seines Bungalows in Gelsenkirchen hinter sich und schaut sich verwundert um. 7.15 Uhr, es ist noch dunkel, in manchen Häusern der Eigenheimsiedlung brennt Licht. Er sagt: "Mann, Wahnsinn, was ist denn hier schon los?" Normalerweise steht er erst um neun Uhr auf, schaut vom Bett aus die Fernsehserie "Rote Rosen". Anschließend setzt er sich im Bademantel an den Frühstückstisch. Seine 53-jährige Frau Antje hat ihm einen Orangensaft gepresst, 0,3 Liter. Danach geht er ins Badezimmer, duscht, stellt sich auf die Waage. 86,85 Kilo. Bis zu dreimal täglich wiegt er sich. Er muss sich eine ordnende Struktur geben, seit sich der alte Tagesablauf aufgelöst hat. Um elf ist er meist mit allem fertig, dann tut sich das Sieben-Stunden-Loch auf. Gegen 18 Uhr schließt Antje das Loch, indem sie das Abendessen vorbereitet.

In der ZDF-Sendung "Volle Kanne" soll Neururer an diesem Morgen über sich und sein Buch sprechen. Er setzt sich in seinen Porsche Panamera und fährt in Richtung

Autobahn. Neururer hört die Mailbox seines Handys ab. "Ah", sagt er. Roger Wittmann habe sich gemeldet, ein Spielervermittler, ein Mann mit tausend Verbindungen.

Als Neururer in Düsseldorf eintrifft, ist er drei Minuten zu spät. Er hasst Unpünktlichkeit. Er ist sehr konservativ erzogen worden, katholisch, streng. Sein Vater, ein Industriekaufmann, brachte ihm bei, dass ein Handschlag bindend sei und man sich höflich zu benehmen habe. Peter Neururer kann es nicht ausstehen, wenn ihn fremde Menschen anrufen und sofort auf ihn einreden, ohne gefragt zu haben, ob er beschäftigt sei. Als ob einer wie er niemals Termine habe. Einer von Neururers Freunden ruft an, die Melodie des neuen Handys ertönt, Filmmusik, "Spiel mir das Lied vom Tod".

Neururer hält vor dem Fernsehstudio, stürzt heraus, sagt zu einer Assistentin des Senders: "Sind Sie Frau Volle Kanne?" Die Assistentin lacht und bringt ihn in einen Pausenraum. Sie sagt: "Warten Sie mal, was nach der Sendung mit Ihrem Buch passiert. Vergleichen Sie den Verkaufsrang bei Amazon." Er liegt gerade bei 4542.

Peter Neururer hat nie einen Titel geholt, aber er verschaffte dem unscheinbaren VfL Bochum im Jahr 2004 den größten Triumph der Vereinsgeschichte: Bochum überflügelte die großen Rivalen aus Dortmund und Schalke, nahm am Europapokal teil. Ein Märchen führte er auf, eine Parabel auf den Siegeswillen der Unterschätzten.

Peter Neururer ist gar kein Feuerwehrmann, er ist ein Brandstifter. Das Feuer, das er entfachte, griff auf die Spieler über. Sie lasen über sich in der Zeitung, wie sehr der Trainer an sie glaubte. Manchmal verkantete er sich in geschraubten Wortgebilden, sprach von "externalen Faktoren", was manche Spieler als überheblich empfanden, andere als Ritterschlag. Gewann die Mannschaft, tanzte Neururer an der Seitenlinie. Den einen war das peinlich, die anderen wurden mitgerissen von seiner kindlichen Freude. Am Ende jedoch stieg der VfL Bochum in die zweite Liga ab. Es hatte ein Papierfeuer gebrannt.

Nach der Sendung ist Neururers Buch bei Amazon auf Rang 5471 gefallen. Er sagt: "Die Fußballfunktionäre gucken nicht ‚Volle Kanne‘, die haben mich gar nicht mitgekriegt." Er rechnet fest damit, dass seine Chance bald kommt.

Im Autoradio läuft ein Lied von Supertramp, als Neururer unterwegs ist nach Köln. Er singt ausgelassen mit, "I'm a loser, what a joker", dann stutzt er und sagt: "Das hat aber nichts mit mir zu tun, ne?"

Seine Frau ist im Geiste immer dabei, wenn er verreist. Im Register seines Smartphones heißt sie "Schatz-Handy". Bei öffentlichen Auftritten fehlt sie meist. Neururer schützt sie vor der Welt, nach der er sich sehnt.

Am liebsten hätte er Antje sofort geheiratet, als er sie 1984 kennenlernte, damals studierte sie Sozialpädagogik. Sie bekam mit ihm zwei Kinder, die heute erwachsen sind, blieb Hausfrau und kümmerte sich um ihn. Die Vereine wechselten, nur Antje entließ ihn nie.

Er hat sich oft die Antje-Frage gestellt, zum Beispiel in Ägypten, wo er vor vielen Jahren als Nationaltrainer im Gespräch war. In Kairo, erzählt er, habe er nachts aus dem Hotelfenster geschaut, den Nil gesehen, die Lichter der Stadt. Aber wäre das auch ein guter Ort für Antje? Am nächsten Morgen fiel ein Sandsturm über Kairo her, vor dem Hotel drückten sich Bettler an die Mauern. Neururer brach alle Gespräche ab, flog zurück. "Ich hatte Heimweh", sagte er später. Das ist ein mutiger Satz für einen Mann, von dem erwartet wird, dass er sich den Bedingungen des Fußballgeschäfts fügt.

Die Regeln haben sich verändert. Es ist jetzt wichtig, welches Image ein Trainer mitbringt. Männer in schmalgeschnittenen Anzügen stehen am Rand der Spielfelder, Männer, die auf Pressekonferenzen ihre Gefühle herunterdimmen. Das viele Geld, das in den Fußball geflossen ist, hat das Denken der Wirtschaftsführer etabliert. Man spricht oft über Systeme. Auch der Politik ist der Fußball ähnlicher geworden, öffentliche Worte werden gewichtet. Der Politisierung des Fußballs folgte die Zähmung seiner leitenden Angestellten. Wer etwas werden will, sollte erkennen, wann er vielsagend zu schweigen hat.

Neururer fährt zum Kölner Fußballstadion, wo er als Experte im Fernsehen auftreten soll. Eine Parkplatzwächterin hält ihn auf, sie fragt: "Wer sind Sie?" "Neururer." Der Name sagt ihr nichts. Sie fragt: "Für wen arbeiten Sie?" "Für Sport1. Das ist doch wohl 'ne Nummer, was?" Sie schaut ihn prüfend an und lässt ihn durch. Neururer knurrt: "Es gibt hier zu viele Leute, die nicht fußballaffin sind."

Dann parkt er den Wagen und sucht seinen Sender. Er irrt an einem Absperrzaun entlang, steht schließlich vor einem Stadioneingang und fragt sich: "Verdammt, wo bin ich hier?"

Wer Peter Neururer beobachtet, stößt auf eine komplizierte Gleichung, das Verhältnis von Würde, Alter, Geld und Glück. Fragt man ihn, ob seine Fernsehauftritte ihm Spaß machen, fragt er entgeistert zurück: "Spaß?" Fußball sei, so sagt er das, seine "Erfüllung". Er studierte Sport und Germanistik, auf dem Fußballplatz nannte man ihn deshalb "den Theoretiker". Auf 123 Seiten ging er in seiner Diplomarbeit der Frage nach, wie sich Emotionen von Zuschauern auf Fußballspieler auswirken. Er zitierte Aristoteles, stellte Diagramme auf, wie sich Leistung durch Zuspruch von außen erhöht. Er überlegte damals, ob er aus dem Thema noch eine Doktorarbeit macht, aber dann hätten Menschen wie Horst Hrubesch vielleicht über ihn gelacht.

Zum Lehrer wurde Neururer ausgebildet, aber wenn ihn heute ein Schulleiter fragt, ob er wieder unterrichten wolle, schlägt Neururer das Angebot aus. Er kann wählerisch sein, er hat Geld. Er sagte ab, als ihn ein Erstliga-Verein aus Estland im Dezember fragte, ob er dort Trainer werden wolle. Im Schnitt nur 500 Zuschauer? Nichts für ihn. Das Geld ermöglicht seinen Lebensstandard, den Zweit-Porsche für Antje, die Harley Davidson in der Garage. Das Geld stabilisiert vorerst auch die Würde, weil es ihn vor Zumutungen schützt. Aber es gaukelt ihm eine Bedeutung vor, die er nicht mehr besitzt. Es versperrt ihm den kürzesten Weg zum Glück, und es kann ihm auch die Würde rauben, falls der Wohlstand ihn dazu verleiten sollte, in der Starre des kompetenten Frührentners zu verdorren.

Vom Jahr 2012 verabschiedet sich Neururer beim Skiurlaub in Hinterglemm. Er nennt es ein "Scheißjahr". Mit seinem Sohn schrieb er in großen Buchstaben "Prosit 2013" in einen verschneiten Hang, steckte Holzspäne hinein, goss Petroleum darüber und zündete es an. Das neue Jahr leuchtete. Er hielt die Szene mit der Handykamera fest. Ursprünglich wollte Paul Breitner nach Hinterglemm kommen, aber Breitner taucht nicht auf, er sagt auch nicht ab, seltsam. Eigentlich wollte Neururer bald auch zu einem interessanten Golfturnier in Spanien aufbrechen, das der Moderator Jörg Wontorra organisiert. Aber Wontorra hat ihn bloß auf die Warteliste gesetzt.

Es sind null Grad, auf dem Golfplatz in Gelsenkirchen-Resser Mark hat sich Peter Neururer mit einem Schiedsrichter verabredet, der muss gleich eintreffen. Das Clubhaus ist geschlossen, zu wenig Betrieb, manchmal kommen an einem eisigen Januartag nur drei Spieler. Einer von ihnen ist Peter Neururer. Er hat sein Handicap auf 11 verbessert. Auf seinem Smartphone trifft das Foto eines Trauerkranzes ein, an dem sich Neururer beteiligt

hat. Auf der Schleife steht: "Danke, Präses". Ein ehemaliger Präsident des VfL Bochum wird bald beerdigt, Neururers Freund. Noch einer, an den sich Neururer nicht mehr wenden kann.

Vom Abschlag des 9. Lochs, sagt er, habe man einen wunderbaren Blick. Er kündigt diesen Ort so verheißungsvoll an, als wäre es eine Aussichtsplattform auf der Zugspitze. Am 9. Loch zeigt er in die Ferne. "Da, das Dach der Arena!" Sie schmissen ihn raus, obwohl er den FC Schalke vor dem Abstieg bewahrt hatte. "13. November 1990", sagt Neururer. Die Wunde hat sich nicht geschlossen. Anderthalb Jahre nach der Entlassung tauchte in Saarbrücken, wo er inzwischen als Trainer arbeitete, eine Abordnung von Schalke-Fans auf. Sie jubelten ihm im Stadion zu, denn es war sein Geburtstag. Das Bild verfolgt ihn. "Herzzerreißend", sagt er. Vielleicht will Peter Neururer in Wahrheit etwas viel Größeres als einen Job, etwas, das man nicht einfordern kann - Rehabilitation.

Im Juni vergangenen Jahres lag er auf dem Golfplatz und rührte sich nicht mehr. Mit einem befreundeten Optiker war er hier, das Spiel lief etwas lustlos, als der Optiker auf die Idee kam, um eine Currywurst mit Pommes zu spielen. Am Bunker des 17. Lochs drehte Neururer dem Optiker den Rücken zu, der Optiker ging zum Loch. Dann hörte er einen dumpfen Aufprall. Neururer lag da wie ein gefälltter Baum. Herzinfarkt.

In der Klinik erholte er sich schnell, erzählte Journalisten, er sei zurück aus dem Reich der Toten. Die entscheidende Frage stellte er sich still: Kann ich weiterhin Trainer sein? Ja, unbedingt. "Ich habe versucht, ihn davon abzubringen", sagt ein Berater, der ihm eine Stelle beschaffen soll, "Peter ist ein kluger Mann, aber er will nicht hören." Neururer erklärt sich den Kollaps mit dem Stress, den er empfindet, wenn er zu viel freie Zeit hat.

An einem der Nachmittage, die Neururer im Haus des Golfclubs verbringt, spielt Olaf Thon mit Freunden Doppelkopf. Thon war Fußball-Nationalspieler, zuletzt trainierte er den VfB Hüls, fünfte Liga, auch das ist vorbei. Thon ist 46, sein Golf-Handicap liegt bei 9, das heißt, auch er hat viel Zeit. Er war mal Praktikant bei Peter Neururer, und vielleicht ist das nicht die ideale Voraussetzung für den geraden Weg nach oben. Man nannte Thon "den Professor", wegen seiner ausschweifenden Erklärungen.

Im Clubhaus gibt es eine Gedächtnisecke für den früheren Fußballspieler Rolf Rüssmann, der vor drei Jahren starb. Ab und zu schauen die alten Kremers-Zwillinge vorbei

oder der ehemalige Torwart Norbert Nigbur, genannt "die Wildkatze". Über alles wird in diesem Raum geredet, aber niemals über die Leere im Leben. Das ist ein Tabu, das keiner formulieren muss.

"Olaf", fragt Neururer, "wann hast du das Abschiedsspiel gehabt?"

Olaf Thon antwortet: "Da möchte ich nicht drüber sprechen."

"Sag mal, bitte", setzt Neururer nach.

Thon nuschelt.

"Nicht warum, sondern wann?"

"18. Januar 2003."

Als sich der ehemalige Stürmer Klaus Fischer zu Neururer an den Tisch setzt, sprechen sie über Autogramme. Neururer erzählt, dass bei ihm bestimmt 50 Anfragen einträfen, Tag für Tag. Fischer sagt, bei ihm seien es keine 50. "Bei mir auch nicht jeden Tag", korrigiert sich Neururer. Fischer sagt: "Manchmal keine."

Fischer wohnt in einem Mehrfamilienhaus in Gelsenkirchen, im Garten stehen zwei Tore. 63 Jahre ist er alt, lebt im selben Viertel wie Neururer, aber ihre Wege kreuzen sich nicht oft. Morgens um halb acht, wenn Neururer noch schläft, steigt Fischer in seinen blauen Passat und fährt seine Enkelsöhne zur Schule.

Die Fans des FC Schalke haben Fischer in ihre Elf des Jahrhunderts gewählt, er war ein Künstler. Die westdeutsche Jugend der siebziger Jahre verzauberte er durch seine Fallrückzieher. Einer seiner Treffer wurde zum deutschen Tor des Jahrhunderts gewählt. Bei Neururer wird immer in Monaten gerechnet, bei Fischer in Jahrhunderten.

"Peter muss abschließen", sagt Fischer über Neururer, "welcher Trainer macht nach einem Herzinfarkt weiter?" Er überlegt. "Ich kenne keinen." Klaus Fischer hat eine Fußballschule für Kinder aufgemacht, obwohl er damit nicht viel verdient. Er ist jetzt eine Art Lehrer.

Auch über Fischer wurde eine Biografie geschrieben. Sie kam lange nach seinem Karriereende heraus, viel zu spät, das war ihm egal. Er schleppte einen Stapel Bücher ins Clubhaus und sagte: "Nehmt euch welche mit." Neururer legte Datenbanken über

Fußballspieler an, trat damit im Fernsehen auf. Fischer hat sich sein Tor des Jahrhunderts nie auf einem Video angeschaut, er weiß nicht einmal, wo seine Videobänder geblieben sind. Sogar seinen Auftritt in der Welt des Fußballs zusammen mit Beckenbauer und Cruyff verpasste er, weil er lieber mit seiner Familie nach Südtirol fuhr.

Fischer sagt, er schwitze beim Golf nicht, nie. Sein Handicap liegt bei 6, er war auch schon mal besser. Oft geht er allein laufen. Neururer sagt über Fischer, er habe "dieses Rhetorik-Problem", weil Fischer wenig spricht. Fischer hat kein Rhetorik-Problem. Er hat gelernt, die Stille auszuhalten.

Hin und wieder, bei Feiern im Clubhaus, hat sich Klaus Fischer rücklings auf einen Tisch gelegt, und der ehemalige Spieler Rüdiger Abramczik, genannt "Abi" oder "der Flankengott", hat einen Ball geworfen. Und Fischer hat es noch einmal getan. Man kann sich gut vorstellen, wie der Theoretiker und der Professor darüber diskutierten, auf welche Weise der Flankengott den Fallrückzieher einzuleiten habe, während Fischer schweigend auf seinen Einsatz wartete.

Es ist elf Uhr in der Nacht, als Peter Neururer die Bar des Kempinski-Hotels am Münchner Flughafen betritt. Der Februar ist angebrochen. Neururer kommt gerade von einer Fußballübertragung der zweiten Liga, er trat als Experte auf. Einen Freund hat er in die Bar mitgebracht, einen ehemaligen Fußballspieler, Günter

Güttler, der auf seiner Homepage damit wirbt, dass er eine negative Erfahrung als Herausforderung begreife.

Kurz vor Mitternacht taucht Thomas Helmer auf, auch ein TV-Experte. Gleich wird Thomas Strunz erwartet. Neururer gibt dann gern die Viertel-nach-Losung aus. Ist Viertel nach eins verstrichen, trinken sie bis Viertel nach zwei. Er fühlt sich wohl. Die Nähe zu Menschen, die hin und wieder im Fernsehen auftauchen, gibt ihm das Gefühl, gefragt zu sein.

Die Kempinski-Gesellschaft des Fußballs ist hier entstanden - plappernde Jungveteranen, die sich tagsüber auf die Sendeanstalten im Land verteilen, nachts die Plätze in der Bar besetzen und für alles eine Erklärung wissen. Am Abend danach, bei einem Fan-Talk in einer Essener Kneipe, trifft Neururer schon wieder auf Helmer, diesmal schaut auch der frühere Fußballspieler Jens Nowotny in die Fernsehkamera.

Am Ende der Sendung hält ein dicker Mann in einem blauen Trikot Neururer auf. Der Fan möchte ein gemeinsames Foto, und Neururer legt seinen Arm um dessen Schulter. "Pedda", sagt der Dicke, "ich will, dat du wieder unser Trainer biss." Mit glänzenden Augen läuft Neururer hinaus.

Bald ist es März. Ein Vertreter des Fußballvereins RCD Mallorca hat bei Neururer angerufen. Neururer konnte nicht ans Telefon gehen, weil er unter der Dusche stand. Antje richtete ihm aus, dass sich der Anrufer in einer Viertelstunde wieder melden werde. Doch das Telefon schwieg. Ein neuer Trainer wurde auf Mallorca vorgestellt, ein Spanier.

Die russische und die amerikanische Liga, meint Neururer, könnten interessant werden, auch China sei vorstellbar. Sein Ultimatum, das sagt er jetzt öfter, gelte nicht für drei Vereine, nicht für Bochum, nicht für Köln, nicht für Schalke. Sein Gewicht ist auf 88 Kilo gestiegen. Er sagt, er habe Muskelmasse aufgebaut.

Neu ist, dass er sich um seine Patientenverfügung kümmert. Es kann ja mal der Moment kommen, in dem er froh ist, dass Antje für ihn entscheidet. Unverändert geht er zwei- bis dreimal in der Woche in ein Stadion, er muss vorbereitet sein. Noch immer beginnt er zu weinen, wenn sie in der Schalker Arena ihre Lieder anstimmen, und er kann sich nicht erklären, woher die Tränen rühren.

## Angst

*Der Boxweltmeister Andreas Sidon ist 50 Jahre alt, und seine Ärzte warnen ihn: Beim nächsten Kampf könnte er sterben. Aber Sidon will der Welt zeigen, dass er lebt.*

Von Takis Würger, DER SPIEGEL, 15.04.2013

Vierundzwanzig Stunden vor dem Knockout setzt sich Andreas Sidon in einer Kneipe in Gießen an einen Tisch und entscheidet, wie er sterben will. Vor ihm auf der Tischplatte liegen vier Seiten bedrucktes Papier. Mit zackigen Buchstaben füllt Sidon die Lücken aus.

"Ich, Andreas Sidon, geb. am 04.02.1963, wohnhaft in Pohlheim-Hausen, verfasse hiermit für den Fall, dass ich meinen Willen nicht mehr bilden oder verständlich äußern kann, folgende Patientenverfügung."

Auf der zweiten Seite liest Sidon Punkte, die, wenn er sie ankreuzt, regeln, was die Ärzte mit ihm tun sollen, falls sein Gegner ihn morgen ins Koma schlägt: "keine lebenserhaltenden Maßnahmen bei Hirntod, keine künstliche Ernährung, keine künstliche Beatmung". Sidon kreuzt alle Punkte an.

Vor "keine Wiederbelebensmaßnahmen" schwebt Sidons Kugelschreiber ein paar Sekunden lang über dem Papier, dann zeichnet Sidon ein Kreuz in das Kästchen.

Andreas Sidon arbeitet als professioneller Boxer. Er ist 50 Jahre alt.

Boxer altern normalerweise schneller als andere Menschen. Mike Tyson wurde Weltmeister mit zwanzig. Mit dreißig lassen bei manchen Kämpfern die Reaktionen nach. Mit vierzig eröffnen ehemalige Profis ihr eigenes Boxstudio. Mit fünfzig erzählen sie von der guten alten Zeit, haben Parkinson oder sind Alkoholiker. Sidon boxt mit fünfzig um die Weltmeisterschaft im Schwergewicht.

Er trägt den Gürtel der World Boxing Union, eines Verbandes, den niemand kennt. Der Kampf wird nicht im Fernsehen übertragen. Sidon hat keine deutsche Lizenz fürs

Boxen, er kämpft mit einer lettischen Lizenz, die ihm sein Trainer besorgt hat. Er hat keinen Manager, er managt sich selbst.

Er verteidigt seinen Titel gegen einen Kanadier, der zehn Jahre jünger ist, fünf Kilogramm mehr wiegt und Sidon vor ein paar Jahren schon einmal so verprügelt hat, dass der Ringrichter den Kampf abbrach. Sidon sagt: "Diesmal klatsch ich ihn weg, und wenn ich verliere, höre ich auf." Sein Sohn sagt: "Papa, überschätz dich nicht." Der Verbandsarzt des Bundes Deutscher Berufsboxer sagt: "Ich hoffe, Andreas stirbt nicht."

Es kann passieren, dass die Arterien im Hirn eines Boxers anfangen zu bluten, die Leber kann reißen, Rippen können brechen. Jeder Kampf birgt solche Risiken. Aber dieser Kampf ist anders.

Andreas Sidon hat eine Ablagerung in seiner Halsschlagader. Ärzte fanden sie vor sechs Jahren und sagten, er könne sterben, wenn er damit boxe. Es ist eine Ablagerung aus Kalk. Sie führte dazu, dass der Boxverband Sidon die Lizenz entzogen hat. Er klagt dagegen. Sollte er den Kampf überleben, will der Bundesgerichtshof am 23. April über den Fall Sidon entscheiden.

Es gibt Menschen, die sagen, Andreas Sidon sei kein Boxer, sondern ein Selbstmörder. Einer seiner ehemaligen Trainer sagt: "Sidon konnte noch nie boxen." Sidon sagt: "Stimmt."

Drei Stunden vor dem Knockout tapst er durch eine Kabine in der Hessenhalle in Gießen und schlägt seine Fäuste in die Luft. In den vergangenen Stunden hat er geschlafen, vier Spiegeleier mit Speck gegessen und weitergeschlafen. Jetzt sagt er Sätze, auf die ihm niemand antwortet. "Ich weiß nicht, ob ich überhaupt Kraft hab." "Ja, der ist heiß." "Da sind ganz schön viele Leute draußen." Es ist der Dialog eines Kämpfers mit seiner Angst.

Ein kleiner Mann mit grauen Locken stellt sich ihm in den Weg, ein ehemaliger Autohändler aus Koblenz, sein Trainer. "Komm, Andreas, Bandagen", sagt er.

Sidons Trainer schiebt zwei Stühle mit den Lehnen zusammen, Trainer und Boxer setzen sich gegenüber. Der Trainer nimmt Mullbinden aus einem Verbandskasten und wickelt Sidons Hände ein. Er zieht weiße Streifen Mull über eine blasse Tätowierung auf Sidons linkem Handgelenk, ein Herz aus blauer Tinte. Sidon verbirgt diese Tätowierung im Alltag, sie erinnert ihn an seine Kindheit.

Andreas Sidon wuchs in Wuppertal auf, sein Vater arbeitete auf dem Bau, seine Mutter verkaufte Teppichreiniger auf dem Wochenmarkt. Sidon sagt, er wurde von seinen Eltern mit Küssen erzogen.

Seine Mutter schmuste mit ihm und kochte ihm Milchreis mit Zimt und Zucker. Der Vater schenkte ihm ein Paar braune Boxhandschuhe aus Rindsleder.

Kurz nach Andreas' zehntem Geburtstag fuhren die Eltern zu einer Tombola aufs Land. Auf der Rückfahrt hatte sich auf einer Autobahnausfahrt Eis auf dem Asphalt gebildet, das Auto rutschte aus der Spur. Die Eltern stiegen leicht verletzt aus dem Wrack und stellten sich davor. Es kam ein Wagen und fuhr sie tot.

In Sidons Erinnerung waren die Särge aus Eiche. Er warf eine Schaufel Erde in das Loch, in dem seine Familie lag.

Andreas kam ins städtische Kinderheim Wuppertal. Die braunen Boxhandschuhe aus Rindsleder durfte er nicht mitnehmen, er erinnert sich nicht daran, warum.

In einem der ersten Monate im Heim zertrümmerte Andreas einen Holzstuhl auf dem Boden und schlug einen Jungen mit einem Stuhlbein. Er schloss sich auf dem Klo ein, wickelte einen Bindfaden um die Spitze einer Nadel, tauchte sie in Tinte und stach sich das Herz unter die Haut auf dem Handgelenk, in die Mitte stach er das Wort "Love", Liebe.

Zwei Stunden vor dem Knockout springt Sidon in der Hessenhalle vor einer Wand auf und ab und schlägt seine Faust ins Gemäuer. Die Tätowierung ist in seinen Boxhandschuhen verschwunden. Sidon holt weit aus und schlägt rechte Schwinger gegen den Stein.

Ein Schwinger beginnt mit einer Ausholbewegung des Arms, der Boxer legt sein gesamtes Gewicht in den Schlag und schmettert die Faust auf den Gegner wie einen Morgenstern. Es ist ein Schlag, den manche Trainer ihren Boxern verbieten. Wenn er trifft, bricht er Knochen, aber wenn ein Boxer ausholt, kann er selbst getroffen werden, und wenn er vorbeischießt, kann er das Gleichgewicht verlieren. Es ist ein Verzweiflungsschlag.

"Du siehst gut aus, Papa", sagt ein blondes Mädchen mit roten Schuhen, das ein paar Meter abseits von Andreas an einem Stapel Bierbänke lehnt. Es ist das Nummerngirl, das die Schilder mit der Rundenzahl durch den Ring tragen wird, Mandana, 14 Jahre alt, die Tochter von Sidon und Heike, der Liebe seines Lebens.

Sidon sah Heike zum ersten Mal, als er vom Kinderheim zur Realschule ging. Sie hatte blonde Haare und lange Beine, er sammelte drei Jahre lang Mut, dann sprach er sie an. Er war aus dem Heim geflogen und arbeitete bei einem Landschaftsgärtner. Heike machte eine Lehre bei einem Friseur. Sidon fragte: "Kannst du Haare schneiden?"

Sie tranken rosafarbenen Sekt. Heike schnitt ihm die Haare und fragte: Wieso warst du im Heim? Er erzählte davon, wie es sich anfühlt, niemanden zu haben.

Es folgten vier Jahre, die Andreas erlebte, als wäre er mit Heike allein auf einem Planeten gewesen, sagt er. Sie spazierten Hand in Hand durch die Parks. Sie trampelten durch Holland. Sie kauften einen schrottreifen BMW und fuhren nach Jugoslawien. Sie schwammen nackt im Meer. Sidon liebte Heike für alles, was sie war, seine Schöne, seine beste Freundin, die Frau, die ihn nachts im Arm hielt.

Heikes Eltern mochten Sidon nicht, weil er sich auf Schützenfesten prügelte. Als er mit 25 Jahren nach Bochum auf die Berufsschule ging, verließ Heike ihn.

Er aß fast nichts, rauchte Gras, bis er nicht mehr weinte. Dann entschied er, so zu werden wie Bruce Lee, ein Kämpfer, den nichts erschüttert, sagt er. Er wollte nicht als Landschaftsgärtner Buchsbäume pflanzen. Er wollte eine Kampfsportschule eröffnen. Sidon fasste den Plan, nach Thailand zu gehen und Boxen zu lernen.

Eine Stunde vor dem Knockout liegt er auf einer Liege in seiner Kabine. Ein Physiotherapeut, den Sidon "meinen persischen Magier" nennt, massiert ihn. Auf der Schulter knetet er die Muskeln unter einer Tätowierung, einem wilden Muster, in dem rote Orchideen blühen.

Sidon mochte die Blumen in Thailand, die vor der Schule wuchsen, in der er das Thaiboxen lernte. Die Schule lag in einem Wald in der Nähe des Touristenorts Pattaya. Er boxte, bis seine Arme sich anfühlten wie Prothesen. Dann stellte er sich vor eine Bananenstaude und trat mit dem Schienbein dagegen. Die Thais hatten ihm gesagt, davon würden die Nerven absterben, was gut sei beim Thaiboxen. Sidon trat gegen die Staude, bis seine Beine blau waren.

Das Geld für die Schule verdiente er sich mit Kämpfen in Bars am Strand. Wenn er heute über seinen Brustkorb streicht, spürt er die Spitzen der Rippen, die unter Schlägen geborsten sind.

Wenn er verletzt war, spielte Sidon Schach um Geld gegen Touristen, er hatte das im Heim gelernt. Er verlor die ersten Spiele absichtlich, damit die Touristen ihn für einen Dummkopf hielten. Dann tat er so, als würde er wütend, und setzte hundert Dollar. Sidon sagt, er habe immer gewonnen, wenn es drauf ankam.

Am Straßenrand bei einer Ananas-Farm traf er eine Frau, sie hieß Ngamkham. Sie tranken aus einer Kokosnuss, schiefen miteinander, Ngamkham wurde schwanger. Sidon war 29 Jahre alt, verdiente sein Geld mit Barkämpfen, hatte kein Bankkonto und erinnerte sich immer noch daran, wie Heike ihn nachts im Schlaf festgehalten hatte. Aber er nahm Ngamkham mit nach Deutschland und heiratete sie, damit sie bleiben durfte. Sie brachte die Tochter Saskia auf die Welt und zwei Jahre später den Sohn Albano. Ngamkham zog aus, weil sie die Liebe vermisste, Sidon erzog die Kinder allein.

45 Minuten vor dem Knockout muss er zur Toilette. Er braucht dafür Hilfe, weil seine Hände in Handschuhen stecken. Sein Trainer folgt ihm aufs Klo und zieht ihm Hose und Tiefschutz runter.

Nach seiner Zeit in Thailand verdiente Sidon sein Geld in Deutschland als Geldeintreiber und Thaibox-Lehrer. Der CSC Frankfurt nahm ihn in die Bundesliga-Boxmannschaft auf. Er bekam einen Anruf von einem Trainer des Sauerland-Boxstalls, der fragte, ob er zum Sparring vorbeikommen würde.

Sidon fuhr nach Köln, die jungen Schwergewichtsboxer mochten es, mit ihm zu trainieren. Sie mochten das Gefühl, einem Mann auf den Kopf zu schlagen. Schwergewichtler können das selten tun, weil die meisten Menschen umfallen, wenn eine Gerade einschlägt. Auch Sidon fiel um, aber er stand wieder auf.

Andreas Sidon weiß nicht, wie oft seine Nase brach, er schätzt, 20-mal. Er weiß nicht, wie oft sein Gehirn erschüttert war. Bei einem Kampf schlug ihn ein Gegner zu Boden, und Sidon saß eine Stunde danach in der Kabine und fragte sich, ob er schon gekämpft hatte oder noch kämpfen musste. Sidon sagt, er spüre die Schmerzen, aber sie störten ihn nicht.

Er gab nie auf und konnte hauen. So erkämpfte er sich mit 39 Jahren den Titel des Deutschen Meisters im Schwergewicht. Dieser Titel ist zwar nicht begehrt, weil im Schwergewicht nur die Weltmeistertitel der großen Verbände zählen, aber Sidon sagte: "Geil, Deutscher Meister." Ein alter Freund, der ihn kämpfen sah, arrangierte ein Treffen mit Heike. Sidon und Heike hatten sich jahrelang nicht gesehen, sie küssten sich beim ersten Treffen, eine Woche später zogen sie zusammen, ein Jahr später kam die gemeinsame Tochter Mandana auf die Welt.

40 Minuten vor dem Knockout sagt Sidon: "Hauptsache, über die Runden kommen". Mandana legt ihrem Vater die Hände auf die Schultern. Er küsst sie auf die Stirn, dorthin, wo sich eine zackige Narbe über den Schädel zieht.

Am 23. Oktober 2003 fuhren Sidon, Heike und die Kinder mit dem Auto in die Taunus-Therme, in ein Schwimmbad. Sie blieben dort, bis es schloss. Eines der Kinder fragte Sidon, ob er zu müde sei zum Fahren, schließlich sei er in der Sauna eingeschlafen. Heike sagte, Andreas könne sogar noch bis Jugoslawien fahren, wenn es sein müsse, bis ans Meer.

Als er aus dem Ort fuhr, nahm ihm ein Wagen die Vorfahrt. Sidon wich nach links aus, sah rote Absperrpoller in der Mitte der Fahrbahn und riss das Steuer rum. Der Wagen überschlug sich und prallte gegen einen Baum. Die Wucht des Unfalls brach Saskia den Oberarm, sie zerbrach Mandanas Schädel. Albano hatte ein paar Schürfwunden, Heike saß dort, wo das Auto den Baum traf. Der Unfall riss Sidons Ohr ab und klemmte ihn ein, er lag kopfüber im Auto und konnte Heike nicht sehen. Er schob seine Hand durch das verbogene Metall zum Beifahrersitz. Dort, wo Heikes Kopf gewesen war, fühlte er etwas Warmes, Weiches.

Nach Heikes Beerdigung fuhr Sidon mit seinen Kindern zur Kur ins Allgäu. Ein Unfallgutachter hatte ihn von Schuld freigesprochen. Ein paar Tage lang überlegte Sidon, wie er überleben solle ohne Heike. Dann hängte er einen Boxsack in eine Garage und schlug so lange darauf ein, bis er sich wieder spürte.

30 Minuten vor dem Knockout hält Sidons Trainer ihm die Prätzen hin. "Konzentrier dich jetzt", sagt er. Sidon versucht zu tänzeln, er sieht aus, als sei jeder Schritt ein kleiner

Sturz, den er auffangen muss. "Ich fühl mich gut, bei mir kommt richtig Las-Vegas-Feeling auf", sagt er.

Anfang März dieses Jahres reiste Sidon für zwei Wochen nach Las Vegas, er wollte dort trainieren. Sein Trainer sagte, in Vegas würde er abgelenkt werden. Sidon sagte, im Grunde trainiere er sich sowieso selbst. Er nahm seinen Weltmeistergürtel im Handgepäck mit in die USA. Es ist ein weißer Gürtel mit einem goldenen Adler und roten Glitzersteinen aus Plastik.

Sidon zahlte 20 Dollar, um eine Woche lang in Johnny Tocco's Gym trainieren zu dürfen. Mehrere Weltmeister trainierten dort in der Vergangenheit, jetzt boxen im Gym vor allem junge, leichte Boxer, neben denen Sidon mit seinem massigen Oberkörper und den kurzen Armen aussieht wie ein Tyrannosaurus Rex, der auf wundersame Weise überlebt hat.

Die Boxer im Johnny Tocco's ignorierten ihn. Nur ein Trainer beobachtete Sidon, es war ein schwarzer Mann, 60 Jahre alt, dem ein einziger Zahn im Unterkiefer steckte und der sich "The Great Willie Joe" nennt. Er stand neben Sidon und lauschte dem Geräusch der Schwinger, die in den Boxsack einschlugen.

"Looking good", sagte Willie Joe.

"I am the Champ", sagte Sidon.

"Me too", sagte Willie Joe.

An einem Abend in Las Vegas legte sich Sidon den Weltmeistergürtel über die Schulter und ging in ein Casino. "What kind of belt is that?", fragten die Amerikaner. Sidon sagte: "Heavyweight champion of the world." Eine Frau streichelte seinen Bizeps.

Sidon lachte viel auf seiner Reise. Nur einmal haute er mit der Faust auf den Tisch in seinem Hotelzimmer, dass die Müslischale wackelte, das war, als der Name Walter Wagner fiel.

"Andreas ist ja im Prinzip ein angenehmer Zeitgenosse", sagt Walter Wagner an einem Morgen Ende März. Er rollt auf seinem Schreibtischstuhl vor und zurück durch sein Büro im Klinikum Bayreuth, aus einer Kiste hinter ihm ragt ein Oberschenkelknochen. Walter Wagner, 62 Jahre alt, ist Chefarzt. Tagsüber arbeitet er als Unfallchirurg, abends sitzt er als Arzt am Boxring. Er ist der Verbandsarzt des Bundes Deutscher Berufsboxer. Für den

Verband untersucht er Profiboxer darauf, ob sie tauglich sind fürs Boxen. Am Ring ist es seine Aufgabe, dem Ringrichter zu sagen, dass er den Kampf abbrechen soll, falls die Gesundheit eines Boxers in Gefahr ist.

Wagner untersuchte Sidon vor sechs Jahren und empfahl dem Bund Deutscher Berufsboxer, Sidon die Lizenz zu entziehen. Wagner sagt: "Wenn sich die Kalkschale in Andreas' Arteria carotis interna durch einen Schlag querlegt oder löst, hat er im Idealfall nur einen Schlaganfall, er kann aber auch tot sein."

Sidon sagt: "Wagner ist einer der größten Verbrecher im deutschen Boxsport." Er glaubt, dass der Verband ihn loswerden wolle, um Platz für jüngere Boxer zu machen. Er ging zu einem Arzt an der Uni-Klinik Gießen und ließ sich erneut untersuchen. Der Arzt sagte, dass Sidon ohne Risiko boxen könne. Sidon erstritt sich per einstweiliger Verfügung das Recht zu boxen und klagte gegen den Lizenzentzug.

Walter Wagner sagt, er respektiere Sidon für seinen Mut, aber es sei nicht nur die Verkalkung, sondern auch ein drei Seiten langes neuropsychologisches Gutachten, das ihm Sorgen bereite.

Im Gutachten steht: "Die neuropsychologische Leistungsabklärung zeigte für Herrn S. leichte bis mittelschwere Beeinträchtigungen im verbalen Gedächtnis. Hiervon betroffen sind sowohl das Kurzzeitgedächtnis, das Langzeitgedächtnis, die Lernfähigkeit als auch die Einspeicherfähigkeit. Unter Berücksichtigung der Boxerkarriere von Herrn S. müssen diese vorgefundenen Leistungsdefizite als Hinweise eines erlittenen sog. ‚minor traumatic brain injury‘ gewertet werden."

20 Minuten vor dem Knockout legt sein Trainer einen schwarzen Mantel um Sidons Schultern. Der persische Magier trägt eine deutsche Flagge an einem Stab. Mandana trägt den Gürtel mit den roten Plastiksteinen. An einem Tisch vor der Kabine sitzen fünf Sanitäter.

Sidon fragt: "Wie wollt ihr bezahlt werden?"

Ein Sanitäter sagt: "Wer ist denn der Veranstalter?"

Sidon sagt: "Ich."

Er ist wahrscheinlich der einzige Weltmeister der Welt, der seine eigenen Kämpfe organisiert. Wie er das finanziert, sagt er nicht. Sidon lebt von Hartz IV. Sobald er Geld verdient, muss er das Amt darüber informieren.

Er wippt hin und her und schlägt sich selbst die Handschuhe gegen den Kopf. Wie bezahlt er die Rettungssanitäter? Wie verhindert er, dass der Kanadier ihn wieder zusammenschlägt? Stirbt er heute Abend durch einen Schlaganfall?

Der Hallensprecher ruft: "Andreaaas Siidooon." Sidon läuft in die Halle. Auf der Treppe vor dem Ring sinkt er auf ein Knie, für ein paar Sekunden verharrt er und wirkt, als würde er beten. Dann steigt er in den Ring, der Kanadier ist schon da, Sheldon Hinton, er hat den Körper voller Tätowierungen und sieht aus wie ein Killer. Die Nationalhymnen erklingen. Der Ringrichter sagt: "Boxen."

Sidon und Hinton umkreisen sich, 27 Sekunden lang, keiner schlägt. Hinton deutet dreimal die Linke an. Sidon verkrampft das Gesicht bei jeder Finte.

Es ist still in der Halle, niemand klatscht, jeder hält die Luft an, weil er wissen will, wer das Opfer sein wird. Dann schlägt Sidon zu.

Ein Boxkampf ist ein Ereignis, das die Menschen oft zu etwas Größerem machen als zu einem Boxkampf. Vitali Klitschko läuft begleitet von Feuerwerk in den Ring, Arthur Abraham lässt sich mit einer Krone auf dem Kopf fotografieren. Die Boxer nennen sich Dr. Eisenfaust, Iron Mike oder The Greatest. Andreas Sidon nennt sich Andreas Sidon.

Für ihn ist Boxen keine Metapher. Für ihn ist Boxen das Leben. Nach zwei Minuten und 48 Sekunden in der ersten Runde schlägt er Hinton mit einem rechten Haken zu Boden.

Außerhalb des Rings ist Sidon ein Mensch, der keinen Termin einhält, der immer gestresst wirkt und sich im Alltag verirrt. Im Ring beherrscht er die Welt. Im Ring beherrscht die Welt auch ihn, weil sie ihm Regeln setzt.

Hinton steht wieder auf, die Runde ist vorbei. Sidon setzt sich auf den Hocker in seine Ecke, sein Trainer springt vor ihm auf und ab und schreit ihm ins Gesicht: "Der wackelt, aber du bleibst ruhig, ich tret dir in den Arsch, wenn du jetzt Scheiße baust." Sidon schaut seinen Trainer an wie einen Fremden.

Später wird ein Freund sagen, dass er Sidon niemals so gut hat boxen sehen wie in der zweiten Runde. Schnell, locker, seine Füße bewegen sich in leichten Schritten. Es ist wie damals beim Schachspielen in Thailand. Es gibt niemanden mehr in der Halle, der sich Gedanken um Verkalkungen macht.

In der Kampfpause sitzt Sidon still in der Ringecke. Auf seinem Körper glitzert der Schweiß wie eine Rüstung aus Diamanten. Sidon sitzt auf dem Hocker wie auf einem Thron. In diesem Moment ist er unsterblich.

Er schaut einer jungen, blonden Frau hinterher, die mit einem Schild, auf dem eine 3 steht, durch den Ring geht, dann lächelt er. "Guck mal, meine Tochter", sagt er. Sein Trainer redet auf ihn ein, aber Sidon sieht nicht so aus, als würde er ihn hören. Er sagt: "Jetzt sehe ich alles ganz klar vor mir."

Er erhebt sich, er hat noch ein leichtes Lächeln auf den Lippen. Er tänzelt ein wenig, dann schlägt er einen rechten Schwinger und trifft Hinton am Kinn. Hinton fällt um, steht wieder auf, stolpert, der Ringrichter zählt, acht, neun, zehn, aus. Sidon hat gewonnen.

Er umarmt seinen Trainer, seine Tochter. Er umarmt Hinton. Er ruft in die Mikrofone der Journalisten der Lokalradios, dass man noch mit sechzig gut boxen könne.

Kein Bundesgerichtshof, kein Verband wird ihn dazu zwingen können aufzuhören. In Las Vegas, als er auf dem Bett seines Hotelzimmers saß, sagte er, im Ring fühle er eine Ruhe, die sonst nie da sei. Er sagte: "Ich lebe in einem ständigen Kampf gegen mich selbst." Er kämpft gegen die Trauer, die Wut, das Chaos, das Alter. Vielleicht muss er sterben, um diesen Kampf zu gewinnen.

Er hat jeden umarmt, den er zu fassen bekam. Viele Stunden später, als niemand mehr da ist, den er drücken kann, sagt er, was er dachte, als er vor dem Kampf aufs Knie sank. Es war nur ein Satz: "Mama und Papa, danke, dass ich die Kraft habe zu leben." Der Ring war abgebaut, die Stühle waren gestapelt, und Sidon stand noch lange in der Halle.